

„Propheten“ und „Humanisten“

Sciences humaines-Konjunktur und intellektuelles Feld in Frankreich (1960-1980)

in der struktural-pragmatischen Diskursanalyse

**Dissertation**

zur Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Philosophie  
(Dr. phil.)

genehmigt durch die Fakultät

für Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften

der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

von Johannes Angermüller, M.A.

geb. am 07. Juli 1973 in Erlangen

Gutachter: Prof. Dr. Eckhard Dittrich

Gutachter: Prof. Dr. Dominique Maingueneau

Gutachter: Prof. Dr. Raj Kollmorgen

Eingereicht am 11.11.2002

Verteidigung der Dissertation am 4.4.2003

## Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung.....	6
2	Diskurstheorie zwischen Strukturalismus und Pragmatik.....	17
2.1	Saussures Entwurf einer formal-strukturalen Linguistik.....	18
2.2	Das Modell der strukturalen Linguistik und seine Bedeutung für die Sozial- und Kulturwissenschaften.....	21
2.3	Die strukturale Linguistik – ein Modell für die Diskursanalyse?.....	27
2.4	Enunziation und Kontext: Die Grenzen des strukturalen Modells.....	33
2.5	Die pragmatische Dimension: Diskurs als Ereignis.....	39
2.6	Die Temporalität von Struktur: von binären Oppositionen zu kontingenten Operationen.....	51
2.7	Umrisse einer struktural-pragmatischen Diskurstheorie: von textueller Struktur zu kontingentem Ereignis – von sozialer Struktur zu hegemonialer Praxis.....	65
3	Struktur und Geschichte des französischen Felds symbolischer Produktion.....	70
3.1	Bourdieu's Feldtheorie.....	70
3.2	Das intellektuelle Feld in Frankreich in der feldtheoretischen Analytik.....	74
3.3	Das intellektuelle Feld in Frankreich: vom späten 19. Jahrhundert zu den 1950er Jahren.....	84
3.3.1	Die Autonomisierung des ästhetisch-hochkulturellen Felds und die symbolischen Konjunkturen des Hochmodernismus.....	89
3.3.2	Die Differenzierung intellektueller Öffentlichkeiten und die Entstehung hochmodernistischer Pontifikate.....	92
3.3.3	Das spätmodernistische Repräsentationsregime und das intellektuelle Pontifikat Jean-Paul Sartres.....	94
3.4	Das intellektuelle Feld in den 1960er und 1970er Jahren: Der Aufschwung der <i>sciences humaines</i> und die institutionelle Verfassung des Felds.....	97
3.4.1	Der Aufschwung der <i>sciences humaines</i> und die „freudianisch-marxistisch-strukturalistische“ Hegemonie.....	98

3.4.2	Die <i>Ecole Normale Supérieure</i> : zwischen „neoavantgardistischen Startheoretikern“ und „disziplinären Normalwissenschaftlern“ .....	107
3.4.3	„Akademische“ und „periphere“ Institutionen des akademischen Subfelds	114
3.4.4	Die Krise der „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Theoriepontifikate.....	125
3.5	Die Grenzen des Objektivismus: von der Homologie der Strukturen zur Kontingenz hegemonialer Praxis.....	138
3.5.1	Homologiepostulat und Strukturobjektivismus – die Feldtheorie und die Grenzen der strukturalen Logik .....	138
3.5.2	Laclaus Diskurs- und Hegemonietheorie und die Kontingenz der Artikulation von Struktur und Ereignis .....	147
4	Von Feld- zu Diskurstheorie: Positionierung, Enunziation, Subjektivität .....	153
4.1	Eine „nichtsubjektivistische Theorie der Subjektivität“ und die „französische Schule der Diskursanalyse“ .....	153
4.2	Diskursive Subjektivität und die deiktische Reflexion der Enunziation .....	165
4.3	Diskursive Positionierungen, enunziative Subjektivitäten, szenographische Situationen: Für eine diskursanalytische Öffnung der Feldtheorie .....	173
5	Der <i>sciences humaines</i> -Diskurs in der diskursanalytischen Betrachtung.....	178
5.1	Die „Propheten“: Theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie, marginal-subversive Subjektivität, periphere Positionierung .....	178
5.1.1	Jacques Lacan .....	183
5.1.2	Louis Althusser.....	186
5.1.3	Michel Foucault.....	189
5.1.4	Roland Barthes .....	192
5.1.5	Tel Quel .....	202
5.2	Jacques Derridas Dekonstruktion der liberal-humanistischen Hegemonie .....	217
5.2.1	Akademische Positionierung und neoavantgardistische Hegemonie .....	217
5.2.2	Jacques Derridas dekonstruktive Philosophie in der struktural-pragmatischen Diskursanalyse .....	220
5.2.3	Der humanistische Ausgangsdiskurs und sein hegemoniales Programm: Die Lektüre von Husserls Zeichentheorie .....	223
5.2.4	Die humanistische Transzendentalisierung des Enunziationsnullpunkts .....	225

5.2.5	Dekonstruktive Transformation der humanistischen Hegemonie und szenographische Reprogrammierung des intellektuellen Diskurses.....	235
5.2.6	Die Szenographie der neoavantgardistischen Hegemonie und die Artikulation einer hegemonialen Programmatik .....	239
5.3	Von hegemonialer Praxis zu antagonistischen Ordnungen: Polemiken und Kontroversen zwischen Propheten und Humanisten .....	243
6	Zusammenfassung und Ausblick: <i>Sciences humaines</i> , ( <i>French</i> ) <i>Theory</i> und die „Globalisierung“ der intellektuellen Debatte.....	255
	Literaturverzeichnis .....	264
	Zusammenfassung .....	271

## Vorwort

Diskurse finden in Kontexten statt, ohne die ein diskursiver Akt nicht glücken kann.

Mein Dank geht an...

...meine beiden Betreuer Dominique Maingueneau (Université Paris XII – Val de Marne) und Eckhard Dittrich (Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg).

...Gert Schmidt, bei dem alles anfing.

...Martin Nonhoff, mit dem sich viel Diskurs über Diskurs entwickelte.

...Katharina Bunzmann und Bernd-Peter Lange, die mir bei der Feinarbeit zur Seite standen.

...und die namenlosen Entscheidungsträger und Bürokraten der beiden Universitäten, mit deren Unterstützung dieses binationale Promotionsprojekt realisieren werden konnte.

November 2002  
J.A.

## 1 Einleitung

Mitte der 1970er Jahren entsteht in den amerikanischen *humanities*, v.a. in den Englisch- und Literatur-Departments, ein interdisziplinärer Theoriezusammenhang, der heute gemeinhin *Theory* (vgl. Man 1986) genannt wird. Der *Theory*-Diskurs konstituiert sich im Zuge des Erfolgs der sogenannten *Yale School of Deconstruction* um den Literaturkritiker Paul de Man, der die Theoretisierung der amerikanischen Literaturwissenschaften einleitet. In den achtziger Jahren treten weitere Strömungen aus verschiedenen Disziplinen und internationalen Kontexten hinzu, insbesondere erneuerte und interdisziplinär erweiterte Theorieangebote der Text- und Zeichentheorie, der Psychoanalyse, des Marxismus und der politiktheoretischen Reflexion (vgl. beispielsweise Judith Butler, Terry Eagleton, Fredric Jameson, Stuart Hall, Gayatri C. Spivak, Hayden White, Slavoj Žižek). Seitdem hat sich *Theory* in eine Vielzahl von „Studies“ (oder „Low Theory“, vgl. Guillory 2000) ausdifferenziert und ist zu einer wichtigen Größe des Theoriediskurses geworden – auch für viele Geistes-, Literatur- und Sozialwissenschaftler außerhalb der USA.

Angesichts der Vielfalt dieser neuen intellektuellen Tendenzen ist es schwierig, einen gemeinsamen theoretischen Nenner auszumachen. Unübersehbar ist jedoch das Interesse der Protagonisten des *Theory*-Diskurses an bestimmten Theoretikern aus Frankreich wie z.B. Jacques Derrida, Michel Foucault, Roland Barthes, Gilles Deleuze, Jacques Lacan und Louis Althusser. Die umfassende internationale Rezeption dieser französischen Theoretiker, die in den sechziger und siebziger Jahren wichtige theoretische Impulse für den Aufstieg der französischen *sciences humaines* (v.a. Linguistik, Anthropologie, Soziologie) gaben, sollte eines jedoch nicht vergessen machen: *French Theory* bzw. der „französische Poststrukturalismus“ ist ein Konstrukt der angloamerikanischen und mitteleuropäischen Diskussion, »an Anglo-Saxon and German invention« (Žižek 1991: 142), die an der intellektuellen Diskussion in Frankreich weitgehend vorbeigegangen ist (vgl. Bahloul 1991): Im intellektuellen Leben Frankreichs sind diese „postmodernen“ Theoretiker zu unterschiedlich positioniert, an den französischen Universitäten spielen sie eine zu marginale Rolle, ihre geistesgeschichtliche Bedeutung wird als zu spezifisch wahrgenommen, als dass man diese als repräsentativ für das „französische“ Denken nach dem zweiten Weltkrieg betrachten könnte. Selbst die Begriffe „Postmoderne“ und „Poststrukturalismus“ werden im französischen Kontext nicht verwendet (vgl. Derrida 1999: 241f.; Foucault 1994b: 447) – es sei denn, um gewisse (meist vage) Vorstellungen über die Trends jenseits des Atlantiks zu bezeichnen. So zeugt der transatlantische Theorietransfer von Frankreich nach USA zwar von der zunehmend internationalen Zirkulation bestimmter theoretischer *Texte*; eine Internationalisierung und Homogenisierung intellektueller *Diskurse* ist damit jedoch nicht verbunden. Im Gegenteil, die diskursiven Kontexte des amerikanischen (*French*) *Theory*-

Diskurses, des mitteleuropäischen Postmoderne- und Poststrukturalismus-Diskurses und des französischen *sciences humaines*-Diskurses – die intellektuellen Felder, in denen die Texte dieser Theoretiker heute zirkulieren – könnten unterschiedlicher nicht sein.

Anhand des französischen Falls wird die folgende Arbeit einen diskursanalytischen Ansatz vorstellen, der die spezifischen institutionellen Bedingungen und die historische Situation des Felds symbolischer Produktion herausstreicht, in dem diese symbolischen Produkte entstehen. Im Mittelpunkt steht eine diskursanalytische Betrachtung der spezifischen sich wandelnden Konfigurationen verschiedener Felder und Öffentlichkeiten (Wissenschaft, Medien und Kultur), in denen die symbolischen Produzenten agieren. Anfang der sechziger Jahre stürzt die enorme Expansion universitärer Positionen das wissenschaftliche Feld in Frankreich in eine Wachstumskrise, die von einem allgemeinen Strukturwandel intellektueller Öffentlichkeit und von einer Hochkonjunktur der *sciences humaines* und ihrer theoretischen Projekte begleitet wird. Die Produzenten der Zeit sind einem hohen Druck ausgesetzt, angesichts ständig wechselnder Trends und Herausforderungen etablierte Positionierungen zu überprüfen und neue hegemoniale Verbindungen zu artikulieren. Der diskursive Antagonismus zwischen „intellektuellen Propheten“ und „liberalen Humanisten“<sup>1</sup> – zwischen „freudianisch-marxistisch-strukturalistischer („FMS“) Bewegung“ (vgl. Boudon 1980) und philosophisch-geisteswissenschaftlichen „Normalwissenschaftlern“ (vgl. Kuhn 1969) – eröffnet Subjekt-Positionen des intellektuellen Diskurses, an denen sich die symbolischen Produzenten der Zeit immer wieder orientieren und die sie sich wiederholt aneignen. Das Ziel der Arbeit ist, mit dem analytischen Instrumentarium einer struktural-pragmatischen Diskurstheorie die diskursiven Strukturen und Mechanismen zu beschreiben, mit deren Hilfe die Produzenten in das intellektuelle Feld eintreten, sich gegenüber ihren Konkurrenten positionieren und durch die Artikulation hegemonialer Projekte den Feldraum dominieren.

Zwei Punkte markieren die Differenz der diskursanalytischen Perspektive, wie sie im Folgenden vorgestellt werden soll, gegenüber immanent-textualistischen bzw. ideengeschichtlichen Zugriffen: 1) die Bedeutung, die der spezifischen institutionellen und historischen Verfassung des intellektuellen Felds für die Produktion legitimer intellektueller Produkte zukommt, und 2) die komplexe Artikulation von sozialem Feld und symbolischen Einsätzen, von institutioneller Struktur und diskursiven Ereignissen. Auch gegenüber den bekannten ideologiekritischen Ansätzen – von Karl Marx' Ideologiekritik (1843) über Karl Mannheims Wissenssoziologie (1936) bis hin zu Pierre Bourdieus Intellektuellentheorie (1969) – unterscheidet sich der zur Diskussion stehende diskursanalytische Ansatz: Die klassische Wissenssoziologie (i.S. Mannheims) geht in der Regel von vor-symbolischen

---

<sup>1</sup> Die Unterscheidung von „theoretisch-neoavantgardistischem Prophet“ und „liberalem Humanist“ kann im Sinne von Max Webers Abgrenzung des „Propheten“ vom „Priester“ verstanden werden: »Entscheidend ist für uns die ›persönliche‹ Berufung. Das scheidet ihn vom Priester. Zunächst und vor allem, weil dieser im Dienst einer heiligen Tradition, der Prophet dagegen [zufolge] persönlicher Offenbarung oder kraft [seines] Charisma

Bedingungen symbolischer Produktion aus, von einer sozioinstitutionellen „Basis“, aus der ein „Überbau“ legitimer Wissens- und Ideenbestände abgeleitet wird. Nach dieser Theorielogik ergibt sich die diskursive Praxis der Produzenten aus einer vordiskursiven sozialen „Realität“, aus strategisch-intentional verfolgten „Interessen“ oder aus einer intersubjektiv geteilten „Kultur“, die für die Kontingenz diskursiver Ereignisse als eine objektive Grenze fungiert.

Demgegenüber betonen diskursanalytische Zugänge gemeinhin die gegenseitige Durchdringung von gesellschaftlicher Basis und ideologischem Überbau, Sozialstruktur und Weltanschauung, Feld und symbolischem Produkt. Mit Hilfe eines struktural-pragmatischen Diskursansatzes, der an Michel Foucaults Entwurf einer Archäologie der *sciences humaines* (1969) anknüpft und die beiden Hauptströmungen der „französischen Schule der Diskursanalyse“ (vgl. Maingueneau 1994) – Strukturalismus und Pragmatik – zusammenführt, soll der Gegensatz zwischen einer „objektiv-sozialen“ und einer „diskursiv-symbolischen“ Ebene überwunden werden. Die Dimension des Diskurses bezeichnet demnach keinen „ideologischen“ Ausdruck einer gegebenen „sozialen Realität“; der Diskurs hat an der Konstitution sozialer Beziehungen, insbesondere an der Etablierung von Macht, Legitimität und Anerkennung, vielmehr entscheidenden Anteil.

Um den Diskurs nicht auf vordiskursive sozioinstitutionelle „Realitäten“ und „Objektivitäten“ zu reduzieren, wird der an Ernesto Laclau und Chantal Mouffe angelehnte Begriff der Artikulation eingeführt, der im Gegensatz zu den klassischen sozialwissenschaftlichen und ideologiekritischen Traditionen die irreduzible Kontingenz und Ereignishaftigkeit diskursiver, hegemonialer bzw. sozialer Praxis postuliert<sup>2</sup>. Dieser Artikulationsbegriff geht von zwei ineinandergreifenden Ebenen von Ereignis und Struktur aus, die sich gegenseitig konstituieren. Der Diskursgegenstand kann von zwei gegenüberliegenden Seiten betrachtet werden: entweder von der Seite eines (konstitutiv offenen) Systems von Differenzen, das die diskursive Signifikanz der Ereignisse begründet, oder von der Seite irreduzibel kontingenter Ereignisse, die die Relationen zwischen den Positionen knüpfen, bestätigen oder lösen („artikulieren“) und dadurch vorläufig konstituierte – bzw. in der an Lacan angelehnten Terminologie Laclaus: „vernähte“ – Systeme von Differenzen herstellen.

Diese auf der Kontingenz diskursiver Ereignisse beruhende Diskurstheorie erlaubt es, Feld und Diskurs als zwei sich gleichzeitig konstituierende Ebenen zu fassen: Die Positionen des Felds werden durch diskursive Ereignisse erzeugt, die wiederum ein Feld voraussetzen, in dem diese stattfinden, usw. Mit Blick auf die gegenseitige Verflechtung von Feld und Diskurs

---

Autorität beansprucht.« (Weber 1921: 268).

<sup>2</sup> So betonen Laclau und Mouffe, dass »[e]very social practice is [...] articulatory. As it is not the internal moment of a self-defined totality, it cannot simply be the expression of something already acquired, it cannot be *wholly* subsumed under the principle of repetition; rather, it always consists in the construction of new

können drei Fragekomplexe entwickelt werden: 1) *Feldstruktur als Repräsentationsproblem*: Wie greifen diskursive Ereignisse in die Konstitution des Felds ein? Wie wird ein Feld durch den Einsatz symbolischer Produkte zu einer Struktur relationaler Positionen vernäht? 2) *Versubjektivierung symbolischer Produzenten*: Welche intellektuellen Subjektivitäten bietet der Diskurs für die Produzenten an? Wie positionieren sich die Produzenten im Feld, indem sie sich die diskursiven Subjekt-Positionen des intellektuellen Diskurses aneignen? Wie werden die Produzenten, die in das Feld eintreten, zu intellektuellen Subjekten? 3) *Reflexivität der diskursanalytischen Beschreibung*: Auf welche Weise kann die Artikulation von diskursivem Ereignis und Feldstruktur diskursanalytisch reflektiert werden?

Die folgende Arbeit wird mit einem diskurstheoretischen Teil (Kapitel 2) eingeleitet, dem eine feldtheoretische Darstellung des Untersuchungsgegenstands – der Struktur und Geschichte des intellektuellen Felds in Frankreich nach dem zweiten Weltkrieg – folgt (Kapitel 3). In Kapitel 4 werden methodologische Überlegungen über das Verhältnis von Feld- und Diskurstheorie angestellt und die diskursanalytische Methodik begründet. Schließlich wird in Kapitel 5 anhand einiger Beispiele der intellektuelle Diskurs der Zeit diskursanalytisch untersucht.

Das struktural-pragmatische Diskursmodell ist hinreichend komplex, um eine eingehendere Hinführung zu rechtfertigen. In Kapitel 2 werden zunächst die beiden Hauptrichtungen der „französischen Schule der Diskursanalyse“ – Strukturalismus und Pragmatik (bzw. Zeichen- und Enunziationstheorie) – vorgestellt. So zielen die strukturalistischen Strömungen der sechziger Jahre auf die Generalisierung der Saussure'schen Sprach- und Zeichentheorie, die mit der Annahme eines übergreifenden Codes, einer erklärenden Formel bzw. einer großflächigen Grammatik operiert, auf die die Vielfalt kultureller Erscheinung zurückgeführt wird. Die Stärke des strukturalistischen Modells liegt in der Formalität und rigorosen differenztheoretischen Beschreibung seiner Gegenstände, die die Unterstellung eines gemeinten, intendierten bzw. objektiven Sinns entbehrlich macht. Eine genauere Betrachtung des strukturalistischen Theoriemodells soll gewisse Vorurteile entkräften (z.B. den Vorwurf, der Strukturbegriff des Strukturalismus sei statisch, binär und geschlossen), die gegenüber der formalen Sprachwissenschaft vorgebracht werden. Die Herausarbeitung der temporalen und kontingenten Natur semiotischer Operationen unterstreicht die Kompatibilität der strukturalistischen Theorie mit einem Modell artikulatorischer Praxis, für das Struktur und Ereignis zwei Seiten ein und desselben diskursiven Prozesses sind.

Die andere Strömung der „französischen Schule der Diskursanalyse“, die Pragmatik, erhält ihre entscheidenden Anstöße durch die Rezeption von John L. Austins und John Searles Sprechakttheorie. Pragmatische Linguisten interessieren sich für eine Reihe von Fragen, die

---

differences. The social *is* articulation insofar as ‘society’ is impossible.« (Laclau und Mouffe 1985: 113f.)

es notwendig machen, aus geschlossenen formalen Textmodellen auszubrechen. Besonders der spezifische Gebrauch von Sprache – die Verbindung von Text mit dem Kontext seiner Realisierung – wird nun als eigenständige Ebene der Sprachwissenschaft behandelt. Im Gegensatz zu historizistisch-hermeneutischen Theoriesemantiken beschränkt sich der Kontextbegriff der Pragmatik auf die für die Realisierung eines Akts *pertinenten* Umstände, auf die je spezifischen, je neuen Bedingungen, die für den „Erfolg“ eines konkreten Akts (bzw. einer „Enunziation“, von frz. *énonciation*) notwendig sind.

Auch nach der pragmatischen Wende der französischen Linguistik erhält sich die post-subjektivistische Orientierung der „französischen Schule der Diskursanalyse“: Anders als etwa pragmatistische Strömungen in Nordamerika (G.H. Mead, symbolischer Interaktionismus) bindet die französische Pragmatik das diskursive Ereignis i.a. nicht an handlungstheoretische Freiheitspotentiale, intentionale Gestaltungsannahmen oder subjektive Sinngebungsinstanzen. Auch wenn die pragmatische Kritik an strukturalistischen Code-Modellen also nicht mit einer Rückkehr zu handlungs- oder subjekttheoretischen Annahmen einhergeht, grenzt sich die Pragmatik von den Codemodellen des klassischen Strukturalismus und der Semiotik auf dreierlei Weise ab: 1) durch die Temporalität des diskursiven Prozesses, 2) durch die Heterogenität diskursiver Produkte und 3) durch die Kontingenz diskursiver Ereignisse. Das diskursive Ereignis entzieht sich demnach der (inter)subjektiv-intentionalen Kontrolle der Diskursträger; es ist ein paradoxes selbstkonstitutives Faktum in der Welt<sup>3</sup>.

Die strukturalistischen und pragmatischen Strömungen sollen am Schluss von Kapitel 2 zu einer struktural-pragmatischen Diskurstheorie zusammengeführt werden. Für die struktural-pragmatische Diskurstheorie, deren analytische Konsequenzen in Kapitel 4 ausgeführt werden sollen, findet jedes diskursive Ereignis, jeder Akt, jede Enunziation in einem System von Differenzen statt, dessen Beziehungen, Relationen und Positionen durch die Realisierung des Ereignisses reartikuliert werden. Gerade für die soziohistorische Betrachtung von Texten soll sich die struktural-pragmatische Diskurstheorie als fruchtbar erweisen: Texte werden nicht als geschlossene Behälter sich selbsterzeugenden Sinns betrachtet; sie sind der strukturelle Aspekt eines diskursiven Prozesses, dessen kontingente Ereignisse nie vollständig vernähte Systeme textualer, narrativer und semiotischer Differenzen hervorbringen.

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu die Theorie der Auto-Konstitution des Diskurses von Maingueneau: »l' énonciation se déploie comme dispositif de légitimation de l'espace de sa propre énonciation, à l'articulation d'un texte et d'une manière de s'inscrire dans un univers social. On se refuse ainsi à dissocier dans la constitution discursive les opérations énonciatives par lesquelles *s'institue* le discours, qui construit ainsi la légitimité de son positionnement, et le mode d'organisation *institutionnel* que le discours tout à la fois présupposé et structure.« (»die Enunziation verhält sich als Legitimationsdispositiv des Raums seiner eigenen Enunziation für die Artikulation eines Textes und seiner Art, sich in ein soziales Universum einzuschreiben. Die enunziativen Operationen, durch die sich der Diskurs einsetzt und somit die Legitimität seiner Positionierung konstruiert, und der institutionelle Organisationsmodus, den der Diskurs gleichzeitig voraussetzt und strukturiert, können nicht getrennt werden.«, Maingueneau und Cossutta 1995: 115). Alle Übersetzungen französischer Zitate sind von JA.

In Kapitel 3 betrachte ich ausgehend von Bourdieus Feldtheorie (Bourdieu 1966; 1984) die Struktur und Geschichte des intellektuellen Felds in Frankreich. Nach Bourdieu ist die symbolische Produktion der Intellektuellen bestimmten Zwängen ausgesetzt, die von der hierarchischen Struktur des Felds herrühren. Das Feld ist ein autonomes System sozial ungleicher Beziehungen; es konstituiert sich durch die Relationen, die zwischen den um symbolische Profite konkurrierenden Produzenten bestehen. Bourdieu betrachtet die Bücher, Artikel, Pamphlete etc. von Wissenschaftlern und Intellektuellen als Einsätze, die auf dem Markt symbolischer Güter bestimmte Profite erzielen. Indem die symbolischen Produzenten Profite realisieren und ein bestimmtes Kapitalvolumen akkumulieren, wird das Feld als eine autonome Struktur sozialer Ungleichheit reproduziert. Welche symbolischen Güter als legitim und damit profitabel gelten, wie sich das Feld in Fraktionen differenziert, nach welchen Karrieremustern die Reproduktion der Produzenten abläuft, das alles sind Fragen, die von den Produzenten des Felds autonom geregelt werden. Die mit ungleichen Ressourcen ausgestatteten Produzenten eines Felds, seien es die ressourcenschwächsten, seien es die ressourcenstärksten, unterliegen Produktionsbedingungen, einem Apparat feldspezifischer Produktions- und Reproduktionsregeln, die nur innerhalb des Felds gelten. Die unter Wissenschaftlern und Intellektuellen zirkulierenden Texte sind die symbolischen „Währungen“ eines Felds, in dem die Produkte anderer Felder nur insoweit zirkulieren und Verbreitung finden, als sie mit den autonomen Regeln des importierenden Felds kompatibel sind.

Der historische Abriss der Evolution des intellektuellen Felds in Frankreich seit dem 19. Jahrhundert ist vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zu sehen. Eine Besonderheit des intellektuellen Felds in Frankreich zwischen ca. 1900 bis ca. 1980 ist dessen dreipolige Struktur, die neben dem theoretisch-akademischen und medial-massenkulturellen Subfeld ein drittes, ein „ästhetisch-hochkulturelles“ Subfeld umfasst. Die Ausdifferenzierung des intellektuellen Felds nach drei Subfeldern symbolischer Produktion entsteht im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, als sich der autonome Kunstbegriff des Modernismus durchsetzt und die Dreyfus-Affäre den Aufschwung einer einflussreichen intellektuellen Öffentlichkeit anzeigt. Der Typ des „modernistischen“ bzw. „spätmodernistischen“<sup>4</sup> Intellektuellen setzt sich in den ersten vier symbolischen Hochkonjunkturen des zwanzigsten Jahrhunderts durch: in den modernistischen Konjunkturen der historischen Avantgarde (ca. 1914-1920) und der politisch-ästhetischen Bewegungen der dreißiger Jahre (*Front populaire*) sowie in den beiden spätmodernistischen Konjunkturen der „theoretischen Neoavantgarde“, und zwar des Existenzialismus (1945-1960) und der *sciences humaines* (1960-1984). Die Dominanz

---

<sup>4</sup> Wenn im Folgenden von „Modernismus“ ([*high*] *modernism*) die Rede ist, dann ist diese Terminologie im beschränkten Sinn des ästhetisch-kulturwissenschaftlichen und nicht des sozialwissenschaftlichen Diskussionsstands zu verstehen, für den der Terminus der „Moderne“ [*modernity*] vorzuziehen ist. Die modernistische Epoche in Frankreich wird zwischen Realismus und Postmodernismus verortet (vom Ende des

modernistischer und spätmodernistischer Intellektueller geht um 1980 zu Ende, als Barthes, Lacan und Foucault sterben und die Zeitschrift *Tel Quel* ihr Erscheinen einstellt. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der Zeit zwischen 1960 und 1980, während der eine bestimmte Produzentenfraktion auf allen drei Subfeldern hohe symbolische Profite vereinen kann und die Hegemonie der „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Propheten artikuliert.

Für das intellektuelle Leben in Frankreich bedeuten die sechziger Jahre eine Zeit des Umbruchs. Die Explosion des akademischen Stellenmarkts führt zunächst nicht zu einer Stärkung der Hegemonie akademischer Traditionen. Die starke Zunahme neuer, orientierungssuchender Produzenten erweist sich vielmehr als Sprengstoff für die etablierten akademischen Verhältnisse und Hierarchien. Die symbolische Konjunktur der *sciences humaines*-Theorien basiert auf den geänderten Konstellationen innerhalb und zwischen den drei Subfeldern, deren Produktionslogiken, Nachfragestrukturen und Öffentlichkeiten die theoretisch-neoavantgardistischen Propheten zu überkreuzen und zu kombinieren wissen. In dieser Situation, in der sich akademische Subjektivitäten, pädagogische Beziehungen und eingelebte Hierarchien in einer Krise befinden, entstehen große neue Öffentlichkeiten, und intellektuelle Propheten wie Lacan, Althusser und Foucault erleben ihr goldenes Zeitalter.

Bourdieu's Feldtheorie markiert einen *strukturalen* Zugang zum Problem der diskursiven Artikulation von intellektuellem Feld und symbolischem Ereignis, von sozialer Positionierung und theoretischem Projekt – ein Zugang, der in Kapitel 4 mit den pragmatischen Aspekten des Diskurses (Ereignis, Enunziation, Sprechakt) konfrontiert wird. Auch wenn Bourdieus differenztheoretischer Zugang zu sozialer Realität einen essentialistischen Begriff der Bedingungen symbolischer Produktion ausschließt, erweist sich Bourdieus objektivistischer Realitätszugang – die Annahme vorsymbolischer Strukturen – für eine diskursanalytische Perspektive als problematisch. Die Diskurstheorie Ernesto Laclaus, nach der das Soziale *konstitutiv* unabgeschlossen ist<sup>5</sup>, formuliert einen Ausweg aus Bourdieus soziologischem Objektivismus, und zwar ohne zu subjektivistischen oder voluntaristischen Lösungen zurückzukehren. Das Feld symbolischer Produktion kann demnach als ein System von Differenzen aufgefasst werden, in dem jeder Einsatz eines symbolischen Produkts eine kontingente Positionierung im Feld darstellt. Kontingenz bedeutet, dass mit jeder Positionierung, jedem symbolischen Einsatz, jedem diskursivem Ereignis etwas Neues in das existierende System von Differenzen eingeführt werden *muss*. Demnach realisiert das symbolische Produkt weder einen vorgängigen Code noch eine transzendente Grammatik; es stellt vielmehr eine „artikulatorische Praxis“ (Laclau), d.h. eine *notwendig* kontingente

---

19. Jahrhunderts bis ca. 1980) und nach einer hoch- und einer spätmodernistischen Phase unterschieden.

<sup>5</sup> Dazu noch einmal Laclau: »All social order [...] can only affirm itself insofar as it represses a 'constitutive outside' which negates it – which amounts to saying that social order never succeeds in entirely constituting itself as an objective order.« (Laclau 1990: 180).

Auseinandersetzung mit einem existierenden System von Differenzen dar. Das Feld ist eine durch kontingente Akte vernähte Struktur, dessen Objektivität *beschränkt* ist.

In der struktural-pragmatischen Diskursanalyse werden die symbolischen Produkte der Produzenten des Felds als narrativ-operational konstituierte Texte betrachtet, deren Gebrauch spezifische enunziative Subjektivitätseffekte hervorbringt, über die sich die Produzenten im Feld positionieren. Die Produzenten können die diskursive Wirkung ihrer symbolischen Einsätze zwar zu antizipieren suchen; die Positionierung im Feld ist für die Produzenten jedoch nie vollständig kontrollierbar. Jeder Produzent<sup>6</sup>, der in das Feld eintritt, eignet sich eine Reihe von Subjekt-Positionen des Diskurses an, die sich widersprüchlich überlagern und je nach Enunziationssituation rasch wechseln können. Ein nicht-versubjektivierter Produzent ist genauso ein theoretisches Abstraktum wie eine nicht-angeeignete Subjektivität; jeder ins Feld eingetretene Produzent wird von den Grenzen zwischen verschiedenen Subjekt-Positionen durchzogen und muss die Brüche, die ihn bzw. seine Position konstituieren, immer neu vernähen.

Um die eigene Position im Feld zu stabilisieren, können die Produzenten versuchen, unterschiedliche Positionen und Elemente des Feldraums zu einem hegemonialen Projekt zu verknüpfen. Die Hegemonie einer Intellektuellenfraktion stellt eine durch kontingente Akte artikulierte Verbindung dar, die den Feldraum auf spezifische Weise nach „eigenen“ und „anderen“ Regionen strukturieren. So gelingt es den „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Theoretikern der sechziger und siebziger Jahre, hegemoniale Projekte zu artikulieren und intellektuelle Pontifikate aufzubauen. Die hegemoniale Praxis dieser intellektuellen „Propheten“ kann sich von Anfang der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre gegenüber der „humanistischen“ Hegemonie der etablierten, v.a. an den „akademischen Institutionen“ (Sorbonne, die *facultés* der Provinz) verorteten Geisteswissenschaftler behaupten. Die „subversiv-marginale“ Subjektivität der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie dirigiert die Propheten an die institutionellen „Ränder“ des akademischen Felds, was sich an ihrer Affinität für die „peripheren“ Institutionen des *Collège de France*, der *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales* und der *Université de Vincennes* ablesen lässt. Der Antagonismus zwischen „theoretisch-neoavantgardistischen Propheten“ und „liberalen Humanisten“ bestimmt die imaginären Verortungen der Produzenten im intellektuellen Diskurs der Zeit. Die Hegemonie dieser beiden Fraktionen rührt von der kontingenten Kombination heterogener Positionen, die die beiden antagonistischen Subjektivitäten als wechselseitig solidarische Phänomene stabilisieren. Die „neoavantgardistischen Propheten“ positionieren sich gegen ihren „imaginären anderen“, gegen die „Metaphysik“, den „Kapitalismus“, den „Humanismus“, wohingegen die „liberalen Humanisten“ sich im

---

<sup>6</sup> Als vordiskursives Abstraktum ist „der Produzent“ weder männlich noch weiblich. Erst durch den Eintritt in den Diskurs wird er als Mann oder Frau versubjektiviert.

Unterschied zum „Nihilismus“, zur „Verantwortungslosigkeit“, zur „Absurdität“ definieren. Angesichts dieser imaginären Verortungen im Diskurs können sich die Vertreter der jeweiligen Fraktionen immer wieder als die „imaginären anderen“ der jeweils anderen Fraktion wiederfinden, was die hohe Zahl von Polemiken und Kontroversen dieser Zeit begründet.

In Kapitel 5 sollen einige exemplarische Theorieprojekte dieser Zeit diskursanalytisch untersucht werden. Die intellektuellen Subjektivitäten der Vertreter der beiden antagonistischen Fraktionen werden als diskursive Programme betrachtet, die es den Produzenten erlauben, in das Feld einzutreten und sich im Feld als „sprechende“ Subjekte „zu zeigen“. Die Termini „Subjektivität“ bzw. „Subjekt“ verweisen weder auf Handeln bzw. Handelnde, deren gemeinter Sinn, Intention und Strategie es zu ergründen gilt (vgl. etwa Webers Handlungstheorie), noch auf ursprüngliche, sinngebende Kreationspotentiale (im Sinne romantisch-hermeneutischer Sinnkonzepte). Die Aneignung diskursiver Subjektivitäten erlaubt es den Produzenten, im Sinne Lacans als „sprechende“, „einheitliche“ und „präsenste“ Subjekte in das Feld einzutreten und sich als differente Subjekte im Feld zu positionieren. Subjektivität – eine Illusion subjektiver Einheit und Ursprünglichkeit – ist eine i.S. Althussters (notwendige) Ideologie der Diskurs-Träger, denen die Kontrolle über den Diskurs entgleitet. Der Diskurs ist für die Produzenten nicht steuer- oder berechenbar; er setzt weder ein stabiles, sedimentiertes Sozialisations-, Erfahrungs- und Hintergrundwissen voraus, noch eine einheitsstiftende „Identität“ des Produzenten. Die Positionierung des Produzenten qua diskursiver Subjektivität vollzieht sich ausschließlich über das spezifische diskursive Ereignis, dessen Kontingenz von keinen vorgängigen Sinngebungsinstanzen beschränkt wird.

In Kapitel 5 werden exemplarische Vertreter der „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Fraktion – Lacan, Althusser, Foucault, Barthes, die Gruppe um die Zeitschrift *Tel Quel*, Derrida – einer genaueren Betrachtung unterzogen. Die „Trias“ Lacan, Althusser, Foucault wird mit Blick auf ihre institutionellen Positionierungen im Feld beschrieben, und bei Barthes, *Tel Quel* und Derrida steht der Zusammenhang von theoretischer Programmatik und intellektuell-institutioneller Positionierung im Mittelpunkt. Die intellektuelle Programmatik dieser letzten drei Produzenten kreist um das Problem der *écriture*, dessen Theoretisierung eine spezifische imaginäre Struktur des intellektuellen Diskurses präsupponiert. An den *écriture*-Theorien dieser Autoren lassen sich die hegemonialen Verknüpfungen und Verortungen ablesen, die vorgenommen werden, um sich von dem humanistischen anderen der prophetischen Hegemonie abzugrenzen.

Die beiden antagonistischen Subjektivitäten, die den intellektuellen Diskurs der Zeit charakterisieren, „subversiv-marginale Prophetie“ vs. „liberaler Humanismus“, sind enunziative Programme, durch die die Produzenten des Felds auf bestimmte Weise im Feld positioniert werden. Diese enunziativen Programme können nach den drei Hauptachsen

deiktischer Verweisungen – Person, Zeit und Raum – analysiert und unterschieden werden. Die Analyse wird zeigen, dass die deiktischen Mechanismen der humanistischen Subjektivität einen spezifischen Enunziationsmodus installieren, der einen transzendentalen Subjektivitätseffekt hervorbringt. Diese transzendente Wirkung rührt von der Hierarchisierung des Systems deiktischer Verweisungen, die das humanistische Diskursuniversum von einem „transzendentalen Ursprung“ aufzuspannen scheinen. Dieser „transzendente Ursprung“ begründet die „Zentriertheit“ des humanistischen Raums, in dem jedes (personale, zeitliche, räumliche) Element seinen funktionellen, „objektiven“ Ort hat. Der Ursprung begründet aber auch die Autorität der humanistischen Enunziation, die an Stelle des Großen Anderen („Institution“, „Tradition“, „Vernunft“) sprechen will, der am Ort des „transzendentalen Ursprung“ vermutet wird. Dagegen arbeitet die enunziative Subjektivität der neo-avantgardistischen Propheten ohne ein System hierarchisierter Deiktika, was ein Diskursuniversum evoziert, dessen Ordnung von keinem „natürlichen“ Ursprung zusammengehalten wird. Die personalen, temporalen und räumlichen Verhältnisse charakterisieren sich durch keine konsensualistisch begründete bzw. kontinuierliche „Objektivität“ bzw. „Vernunft“; der diskursive Raum der Propheten wird von unüberbrückbaren Brüchen, ewigen Konflikten und revolutionärem Wandel dominiert, die sich auch in den narrativen Problematiken, die die symbolischen Produkte der Propheten charakterisieren, zeigt.

Insbesondere Derridas dekonstruktive Philosophie wird einer ausführlichen Analyse unterzogen, die die Repräsentationsdilemmata aufzeigt, die mit dem Abstieg der Philosophie verbunden sind. Die Analyse vollzieht sich in drei Schritten: 1) *Übersetzung der humanistischen Philosophie und Subjektivität in den theoretisch-neoavantgardistischen Diskurs der sciences humaines*. Derridas dekonstruktive Lektüre transformiert und übersetzt das diskursive Programm des humanistischen Ausgangsdiskurses in den theoretisch-neoavantgardistischen Zieldiskurs. 2) *Diskursive Reprogrammierung der symbolischen Produzenten im Sinne marginal-intellektueller Subjektivität*. Dieser interdiskursive Übersetzungsprozess kann eine spezifische Reprogrammierung intellektueller Subjektivitäten und damit eine Repositionierung der symbolischen Produzenten im Feld bewirken. Die „disziplinär-pädagogische“ Subjektivität humanistischer Produzenten wird dekonstruiert; die symbolischen Produzenten können in den theoretisch-neoavantgardistischen Diskurs eintreten und zu „marginal-intellektuellen“ Subjekten versubjektiviert werden. 3) *Die Akkumulierung symbolischer Profite und Konstitution des Felds*. Derridas interdiskursive Übersetzungsarbeit kann angesichts der weitgehenden institutionellen Verwerfungen, die u.a. infolge der Bildungsexpansion und des allgemeinen Umbruchs intellektueller Öffentlichkeit eintreten, mit spezifischen symbolischen Profiten rechnen. Die größten symbolischen Profite erwirbt Derrida jedoch nicht in Frankreich, wo ab

Mitte der siebziger Jahre die Hegemonie der Propheten ihrem Ende zugeht, sondern auf dem angloamerikanischen Markt der *humanities*, wo zu diesem Zeitpunkt die symbolische Konjunktur von Theory anläuft.

Ab Mitte der siebziger Jahre wird der Antagonismus zwischen neo-avantgardistischen Propheten und liberalen Humanisten von dem „neoliberalen“ Gegensatz des intellektuellen Felds in Frankreich abgelöst, und zwar dem zwischen journalistischen Experten, Technokraten und Beratern einerseits und spezialisierten, disziplinären „Normalwissenschaftlern“ mit Forschungsorientierung andererseits. Das Zeitalter der theoretisch-neoavantgardistischen Propheten neigt sich um 1980 seinem Ende zu; der umfassende Rezeptionsprozess der neoavantgardistischen Theoretiker, der zu gleicher Zeit in den amerikanischen *humanities* beginnt, muss vor dem Hintergrund eines gänzlich anderen diskursiven Kontexts betrachtet werden, der in dieser Arbeit nicht untersucht werden kann. Mit Hilfe der struktural-pragmatischen Diskursanalyse werden die spezifischen historischen und geographischen Kontexte symbolischer Produktion reflektiert, und zwar ohne den diskursiven Gegenstand auf vordiskursive Objektivitäten zu reduzieren oder als einen geschlossenen Container immanent-textualen Sinns zu betrachten. Für die Diskursanalyse sind die symbolisch-sprachliche und historisch-gesellschaftliche Ebene keine zwei Welten, die sich gegenüberstehen: Soziale Praktiken sind grundsätzlich auch diskursive Praktiken, die immer einen Überschuss irreduzibler Kontingenz bereithalten.

## 2 Diskurstheorie zwischen Strukturalismus und Pragmatik

Die struktural-pragmatische Diskurstheorie, die im Folgenden vorgestellt werden soll, beginnt mit einer Diskussion von Ferdinand de Saussures Entwurf einer strukturalen Linguistik, das in den sechziger Jahren zu einem interdisziplinären Leitmodell (*science pilote*) der *sciences humaines* in Frankreich in Frankreich wird. Auch das Feld der „französischen Schule der Diskursanalyse“ (vgl. Guespin 1976; Maingueneau 1991), dessen Umriss sich seit Ende der sechziger Jahre abzeichnen, erfährt von der interdisziplinären Generalisierung dieses Modells entscheidende Impulse. Pioniere der Diskursanalyse wie Michel Foucault (1966; 1969) und Michel Pêcheux (1969) beginnen sich für Ideologien, Zeichen- und Denksysteme zu interessieren, also für großflächige Diskursformationen, die das kulturelle, politische und soziale Leben einer Gesellschaft tiefgreifend organisieren, und mit der strukturalen Sprachwissenschaft scheint der Schritt von isolierten sprachlichen Phänomenen zu der Analyse einer Gesamtheit sprachlicher Äußerungen möglich zu sein. Insbesondere für die Bestimmung des Verhältnisses von Gesellschafts- und Sprachtheorie, wie es etwa in der Ideologiekritik, der Wissenssoziologie und der Kulturanthropologie immer wieder verhandelt wird, verspricht dieser rigorose Zugang zur Systematizität und Normiertheit diskursiver Äußerungen damit in theoretischer Reichweite zu liegen.

Welches andere Modell sollte sich für das diskursanalytische Erkenntnisinteresse besser eignen als die formal-strukturale Linguistik, steht Saussures *Cours* doch für einen interdisziplinären, systemischen und szientifischen Theorientwurf. Die Diskussion wird jedoch zeigen, dass das strukturale Modell in seiner klassischen Form diese hochgesteckten Erwartungen nicht erfüllen kann. Insbesondere für die Analyse „großflächiger“ Diskurszusammenhänge, d.h. der diskursiven Verbindungen jenseits von Wort und Satz, erweist sich Saussures Code-Modell als problematisch. Das Feld der „französischen Schule der Diskursanalyse“, das Ende der sechziger Jahre zunächst als Reaktion auf strukturalistische Impulse entsteht, (vgl. Foucault 1966; Pêcheux 1969; Sumpf und Dubois 1969), wendet sich daher bald auch dem Problem der Enunziation zu (Dubois 1969; Foucault 1969; Todorov 1970). Die linguistische Pragmatik mit ihrem besonderen Interesse an der Ereignishaftigkeit, dem Gebrauch und dem Kontext sprachlicher Aktivität verspricht Lösungen, die in diesem Kapitel durchgegangen werden sollen.

Dieses Kapitel beschreibt zunächst Saussures Modell der strukturalen Linguistik und umreißt seine Grenzen für das diskursanalytische Erkenntnisinteresse (Enunziation, Kontext). Dann werden die nach-strukturalistischen Entwicklungen der linguistischen Pragmatik skizziert. Schließlich werden beide Perspektiven – Strukturalismus und Pragmatik – zu einem abstrakten struktural-pragmatischen Diskursmodell zusammengeführt. Für das struktural-pragmatische Diskursmodell sind die begrifflichen Instrumentarien von Strukturalismus und

Pragmatik keine wechselseitig exklusiven Theoriealternativen. Der Diskurs kann demnach unter seinem strukturalen Aspekt betrachtet werden – als konstituiertes System von Differenzen – oder er kann unter seinem pragmatischen Aspekt betrachtet werden – als Abfolge konstituierender Ereignisse. In Kapitel 4 wird dieses Modell dann mit Blick auf die feldtheoretischen Anforderungen an die Diskursanalyse (Kapitel 3) spezifiziert, und es werden die Probleme der szenographischen Positionierung der Produzenten im Feld, der Artikulation hegemonialer Diskurspositionen im Feld und die Aneignung enunziativer Subjektivitäten eingeführt, bevor das entsprechend erweiterte und differenzierte Diskursmodell in Kapitel 5 dann exemplarisch angewandt wird.

## 2.1 Saussures Entwurf einer formal-strukturalen Linguistik

Die fundamentale Unterscheidung der Saussure'schen Linguistik ist die von Sprache, Sprachbau, Sprachsystem (*langue*) einerseits und Sprechen, Reden, Sprachgebrauch (*parole*) andererseits. Saussure betrachtet die Sprache (*langue*) als ein System grammatischer Regeln und sprachlicher Valenzen, an denen sich alle Sprecher, die in dieser Sprache kompetent sind, orientieren müssen. Die *Langue* verhält sich zu konkret gesprochener Sprache (*parole*) wie ein Unbewusstes zu dem konkret realisierten Akt. Sie stellt den nie vollständig erfassbaren Horizont sprachlicher Möglichkeiten dar, aus denen der Sprecher auswählen („selegieren“) muss. Doch das Unbewusste der Saussure'schen Linguistik bezeichnet kein „verdrängtes Wissen“ im Sinne einer Freud'schen Tiefenhermeneutik – ein Wissen, das in den Tiefen der menschlichen Psyche schlummert und darauf wartet, in der Analyse rekonstruiert zu werden. Die strukturale Linguistik geht vielmehr von einer unbewussten Regelkompetenz aus, die sich in der Fähigkeit der Sprecher ausdrückt, auf der Basis einer beschränkten Anzahl von Regeln eine unbeschränkte Anzahl grammatikalisch korrekter Äußerungen hervorzubringen. Die Aufgabe des Linguisten ist es, dieses Unbewusste, dessen Regeln alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft folgen, metalinguistisch zu beschreiben.

Das Grundprinzip der Saussure'schen Methode basiert auf der konsequenten Anwendung des differenztheoretischen Prinzips, wonach »dans la langue il n'y a que des différences sans termes positifs«<sup>7</sup> (Saussure 1962: 166). Nach diesem Prinzip muss jedes Zeichen als Element einer Struktur aufgefasst werden, d.h. die Identität eines Elements kann nur in der Differenz zu anderen Elementen bestimmt werden. So lässt sich die Bedeutung eines Terms nicht auf dessen selbstgenügsame Substanz zurückführen. Sie hängt von den Relationen ab, die der Term mit allen anderen Termen des Systems eingeht. Das minimalistische Theorieideal des Strukturalismus, komplexe Systeme auf kleinstmögliche

---

<sup>7</sup> »In der *Langue* gibt es nur Differenzen ohne positive Terme.«

Differenzen zurückzuführen, macht es notwendig, mit jedem Term die Gesamtheit aller anderen, ausgeschlossenen Terme mitzudenken, außerhalb derer der einzelne Term keinen Bestand hat. Diese systemische Perspektive verleiht der linguistischen Forschung eine neue Basis. Während im 19. Jahrhundert historisch orientierte Sprachwissenschaften vorherrschen, die sich bevorzugt mit diachronischen Fragen wie der Etymologie und der Entstehung und Entwicklung von Sprachfamilien auseinander setzen, ermöglicht Saussures strukturelle Linguistik die Betrachtung der *Langue* als eines geschlossenen synchronen Systems von Differenzen, in dem sich alle Terme gegenseitig definieren. Das Wort braucht nun nicht mehr vor dem Hintergrund seiner Entwicklungsgeschichte betrachtet werden. Seine Bedeutung basiert einzig auf der Wertigkeit, die es in dem System sprachlicher Differenzen hat.

Der Primat der Differenz impliziert die Arbitrarität des Verhältnisses von ausgedrückter Bedeutung und sprachlichem Material. Nach Saussure werden die beiden Seiten des sprachlichen Zeichens (*signe*) – Signifikat (*signifié*) und Signifikant (*signifiant*), Bedeutung und Lautbild, Begriff und Materialität – nicht durch innere Affinität, sondern durch arbiträre Konvention verbunden. Der arbiträre Charakter der Verbindung von Signifikat und Signifikant rührt daher, dass der Wert eines Zeichens sich nur als Folge von Differenzen von anderen Zeichen im System unterscheiden lässt. Die Verbindung von Signifikant und Signifikat hängt somit immer auch von der Struktur aller anderen Signifikanten und Signifikate ab.

Der arbiträre, rein differenziell bestimmte Charakter des Zeichens kann anhand der Übersetzungsprobleme belegt werden, die die strukturalistische Terminologie im Deutschen aufwirft. So finden die Begriffe, die Saussures *Cours* organisieren, im deutschen Vokabular nicht immer direkte Äquivalente. „*Langue*“ und „*Sprache*“ bezeichnen unterschiedliche semantische Regionen der Kategorie sprachlicher Phänomene, was nicht darauf zurückzuführen ist, dass ihnen unterschiedliche sinnhafte Substanzen eigen wären, sondern darauf, dass die jeweiligen semantischen Regionen unterschiedlich abgegrenzt werden. Es ist die Grenze, die Differenz zu anderen Begriffen, die den Wert innerhalb des Systems und damit den begrifflichen Inhalt eines Terms festlegt. Anders als im Falle des deutschen Terms kann das Französische zwischen verschiedenen Termen der Kategorie sprachlicher Phänomene differenzieren. Auch der Begriff der „*Parole*“ („gesprochene Rede“), der sich von dem der „*Langue*“ unterscheidet, fällt im Deutschen in die semantische Region von „*Sprache*“.

Saussure definiert *Langue* und *Parole* folgendermaßen:

En séparant la langue de la parole, on sépare du même coup : 1° ce qui est social de ce qui est individuel ; 2° ce qui est essentiel de ce qui est accessoire et plus ou moins accidentel.

La langue n'est pas une fonction du sujet parlant, elle est le produit que l'individu enregistre passivement [...]. La parole est au contraire un acte

individuel de volonté et d'intelligence, dans lequel il convient de distinguer : 1° les combinaisons par lesquelles le sujet parlant utilise le code de la langue en vue d'exprimer sa pensée personnelle ; 2° le mécanisme psychophysique qui lui permet d'extérioriser ces combinaisons. (Saussure 1962: 30f.).<sup>8</sup>

Die Langue ist ein abstrakter Regelapparat, der die konkrete sprachliche Produktionsleistung der Parole organisiert. Die Parole bringt aktualisierte Lösungen hervor, die in der Langue zunächst nur der Möglichkeit nach existieren. Um den abstrakten Möglichkeitshorizont der Langue in die konkrete Rede der Parole zu überführen, muss der Übergang von einem Reich der Möglichkeiten zu einem Reich der Aktualitäten vollzogen werden, oder in anderen Worten: In der Parole müssen die Zeichen, die eine Gesamtheit potentialer Lösungen – die Langue – voraussetzen, ausgewählt und in eine lineare Ordnung gebracht werden: »Le signifiant, étant de nature auditive, se déroule dans le temps seul et a les caractères qu'il emprunte au temps : a) *il représente une étendue*, et b) *cette étendue est mesurable dans une seule dimension* : c'est une ligne. [...] les signifiants acoustiques ne disposent que de la ligne du temps ; leurs éléments se présentent l'un après l'autre ; ils forment une chaîne.«<sup>9</sup> (Saussure 1962: 103, Hervorhebungen im Original von FdS). Die Regeln, die der Produktion von Parole als einer linear geordneten Zeichenkette zugrunde liegen, müssen den Umschlag von Potentialität in Aktualität in zweierlei Hinsicht organisieren. Zum einen muss für eine gegebene Position auf der Zeichenkette aus einem Reservoir anderer möglicher Zeichen eine Lösung ausgewählt und selektiert werden. Saussure nennt diese vertikale bzw. paradigmatische Dimension linearisierter Langue die Ebene der „assoziativen Verhältnisse“ (*rappports associatifs*) (Saussure 1962: 171). Jedes aktualisierte Zeichen stellt nur *eine* Lösung dar, die auf der paradigmatischen Achse gegebenen Möglichkeiten dar. Zum anderen muss die Aufeinanderfolge der aktualisierten Zeichen bzw. der Anschluss an vorhergehende Aktualisierung geregelt werden. Die Kombination und Verkettung von Zeichen wird auf der syntagmatischen Achse geregelt: »Placé dans un syntagme, un terme n'acquiert sa valeur que parce qu'il est opposé à ce qui précède ou ce qui suit, ou à tous les deux.«<sup>10</sup> (Saussure 1962: 171).

---

<sup>8</sup> »Indem man die Langue von der Parole trennt, trennt man gleichzeitig 1) das Soziale vom Individuellen und 2) das Wesentliche vom Akzessorischen und mehr und minder Zufälligen.

Die Langue ist keine Funktion des sprechenden Subjekts; sie ist das Produkt, das das Individuum passiv aufnimmt [...]. Die Parole dagegen ist ein individueller Willens- und Geistesakt, bei dem man unterscheiden muss zwischen 1) den Kombinationen, mit denen das sprechende Subjekt den Code der Sprache benutzt, um sein persönliches Denken auszudrücken, und 2) dem psycho-physischen Mechanismus, der ihm erlaubt, diese Kombinationen zu entäußern.«

<sup>9</sup> »Der Signifikant, der lautlicher Natur ist, vollzieht sich allein in der Zeit und hat Merkmale, die er von der Zeit übernimmt: a) *Er repräsentiert eine Ausdehnung*, b) *diese Ausdehnung lässt sich in einer einzigen Dimension messen*: Es handelt sich um eine Linie. [...] Die akustischen Signifikanten verfügen lediglich über die Linie der Zeit; ihre Elemente ordnen sich nacheinander an; sie bilden eine Kette.«

<sup>10</sup> »Ein Term, der syntagmatisch platziert ist, erhält seinen Wert nur, weil er sich von dem, was ihm voraus- oder nachgeht oder beidem, unterscheidet.«

Betrachten wir folgendes Beispiel: „Paul geht in die Schule.“ Schon die erste Position des Satzes – realisiert durch „Paul“ – macht paradigmatisch-syntagmatische Linearisierungsleistungen notwendig. Syntagmatische Beschränkungen grenzen den Raum möglicher Anschlüsse auf bestimmte Weise ein (so muss etwa auf „Paul“ in der Regel eine Verbform in der dritten Person Singular folgen), während paradigmatische Beschränkungen die Selektion des Zeichens organisieren (z.B. kann an der Stelle von „Paul“ auch „er“ aber nicht „dort“ stehen). Das Problem syntagmatischer und paradigmatischer Beschränkungen betrifft nicht nur die Syntax bzw. die Produktion grammatikalisch korrekter Sätze; das gleiche Problem stellt sich auf der Wort- und Lautebene (d.h. bei Morphologie und Phonologie), für die ebenfalls paradigmatisch-syntagmatische Konstruktionsregeln angegeben werden können.

## 2.2 Das Modell der strukturalen Linguistik und seine Bedeutung für die Sozial- und Kulturwissenschaften

Die Bedeutung von Ferdinand de Saussures Begründung der modernen Sprachwissenschaften, die in seinem *Cours de Linguistique Générale* formuliert wird, geht weit über die Linguistik hinaus. So weist Jürgen Habermas dem Strukturalismus Saussure'scher Provenienz einen gleichrangigen Platz neben Phänomenologie, analytischer Philosophie und Marxismus zu. Für diese vier großen »philosophischen Bewegungen«, die das Denken des 20. Jahrhunderts geprägt haben, gelten, so Habermas, vier Motive, die den Bruch mit der Tradition kennzeichnen: nachmetaphysisches Denken, linguistische Wende, Situierung der Vernunft und Umkehrung des Vorrangs der Theorie vor der Praxis (1989: 14). Ob es angesichts der philosophiekritischen Grundhaltung des Strukturalismus sinnvoll ist, von einer philosophischen Bewegung zu sprechen, sei dahingestellt. Unbestritten bleibt eine erhebliche Ausstrahlung der strukturalistischen Prinzipien auf die linguistische wie nicht-linguistische Theoriebildung.

Schon Saussure hat eine Theorie vor Augen, das »*étudie la vie des signes au sein de la vie sociale*«<sup>11</sup> (1962: 33, Hervorhebung von FdS). Die Linguistik selbst »n'est qu'une partie de cette science générale, les lois qui découvrira la sémiologie seront applicables à la linguistique, et celle-ci se trouvera ainsi rattachée à un domaine bien défini dans l'ensemble des faits humains.«<sup>12</sup> (1962: 33). Saussure fasst die *Langue* als eine „gesellschaftliche Institution“ (*institution sociale*), die sich von anderen Institutionen wie Politik und Recht durch verschiedene Merkmale unterscheidet. Für Saussures französische Epigonen war diese Aufforderung eine Einladung, die strukturale Linguistik als Vorbild für ein allgemeines

---

<sup>11</sup> »das Leben der Zeichen innerhalb des gesellschaftlichen Lebens untersucht.«

<sup>12</sup> »ist nur ein Teil dieser allgemeinen Wissenschaft; die Gesetze, die die Semiologie entdecken wird, werden sich auf die Linguistik anwenden lassen, und diese wird sich daher an einen klar in der Gesamtheit menschlicher Tatsachen abgegrenzten Bereich angebunden sehen.«

Modell soziokultureller Analyse zu nehmen, und das Verhältnis von Gesellschaft und Sprache einer systematischen diskursanalytischen Betrachtung zu unterziehen.

Strukturalistisch beeinflusste Sozialwissenschaftler wie Jean Baudrillard und Roland Barthes haben Saussures Anregung aufgenommen, das Modell der strukturalen Linguistik auf nicht-sprachliche Phänomene des alltäglichen Lebens auszudehnen. So unterzieht Baudrillard in *Le Système des objets* massenkulturelle Gegenstände einer formal-strukturalen Analyse (Baudrillard 1968). Zum Beispiel kann eine Wohnungseinrichtung als das paradigmatisch-syntagmatische Produkt eines soziohistorischen Codes begriffen werden. Wie eine Langue bietet ein Wohnraum bestimmte Positionen auf, die nach bestimmten Regeln der Selektion und Kombination realisiert werden müssen: Auf der paradigmatischen Achse sind mit Blick auf die Position „Wand“ etwa „Wandschrank“, „Bild“, „Lampe“ usf. möglich; mit der syntagmatischen Achse wird dagegen das Problem bezeichnet, wie bestimmte Gegenstände im Raum kombiniert werden können oder müssen. Wird für die Position „Wand“ statt einem Wandschrank ein Schreibtisch selegiert, braucht er in der Regel auch einen Stuhl. Diese syntagmatisch-paradigmatischen Überlegungen zielen auf die Entzifferung der unbewussten, kleinstmöglichen Ordnungsprinzipien und -regeln eines gegebenen Codes, der die verschiedensten Kombinationen und Selektionen hervorbringen kann. Das Erkenntnisinteresse von Baudrillard erschöpft sich nun nicht in einer bloßen technischen Deskription bestimmter kultureller Produktionen; es richtet sich vielmehr auf die Entzifferung eines übergreifenden Codes, der kulturelle, politische und soziale Phänomene gleichermaßen organisiert, z.B. den Zusammenhang von Familienstruktur und Wohneinrichtung: »La configuration du mobilier est une image fidèle des structures familiales et sociales d'une époque. L'intérieur bourgeois type est d'ordre patriarcal. [...] Dans cet espace privé, chaque meuble, chaque pièce à son tour intériorise sa fonction et en revêt la dignité symbolique – la maison entière parachevant l'intégration des relations personnelles dans le groupe semi-clos de la famille.«<sup>13</sup> (Baudrillard 1968: 21f.). Baudrillard stellt den repräsentativ-bürgerlichen Konsumstil der traditionellen Gesellschaft dem nüchtern-zweckmäßigen Stil der modernen Konsumgesellschaft gegenüber. In der modernen Gesellschaft werden die massenkulturellen Objekte des Alltags „funktional“ geordnet: »cette évolution « fonctionnelle » n'est, pour reprendre la distinction marxienne, qu'une émanation, et non une libération, parce qu'elle ne signifie que la libération de la fonction de l'objet, et non de l'objet lui-même. [...] Aujourd'hui [...] les objets transparaissent clairement dans ce à quoi ils servent. Ils sont donc libres en tant qu'*objets de fonction*, c'est-à-dire qu'ils ont la liberté de fonctionner et (pour les

---

<sup>13</sup> »Die Möbelkonfiguration ist ein treues Bild der familialen und sozialen Strukturen einer Epoche. Das Innere des bürgerlichen Typs ist wie eine patriarchale Ordnung. [...] In diesem privaten Raum verinnerlicht jedes Möbelstück, jedes Zimmer auf seine Weise seine Funktion und gewinnt trägt eine symbolische Würde; dem ganzen Haus perfektioniert die Integration personaler Beziehungen in der halbgeschlossenen Gruppe der Familie.«

objets de série) n'ont pratiquement que celle-là.«<sup>14</sup> (Baudrillard 1968: 25, Hervorhebung von JB).

Dieses Interesse an der Verflechtung von (Massen)Kultur und Gesellschaft, an der Ideologie in der Struktur liegt auch Barthes' Studie über das „System der Mode“ zu Grunde. Barthes betrachtet das System der Mode nicht ausschließlich als einen „wirklichen Code“ (*code réel*) realer Kleidungsobjekte, sondern als ein vielschichtiges Phänomen, zu dem neben dem wirklichen Code auch die „geschriebene Bekleidungsprache (terminologisches System)“ (*code vestimentaire écrit, système terminologique*), das „rhetorische System“ (*système rhétorique*) und nicht zuletzt die „Metasprache des Analytikers“ (*métalangage de l'analyste*) (Barthes 1967: 292) zu zählen sind. Diese unterschiedlichen Codes greifen hierarchisch ineinander; höhere Ebenen setzen niedrigere Ebenen auf eine bestimmte Art und Weise voraus (Barthes 1967: 43f.). Wie in seinen *Mythologies*, wo Barthes den Bereich kulturell-ideologischer Konnotationen als ein sekundäres, auf ein anderes aufgepfropfte Zeichensystem begreift<sup>15</sup>, differenziert er in *Système de la Mode* verschiedene semiologische Systeme, die als Signifikant oder Signifikat für die nächst höhere Ebene fungieren. So werden Signifikant und Signifikat des „wirklichen Codes“ zum Signifikat des „terminologischen Systems“. Die verschiedenen Ebenen – von den realen Gegenständen über den Diskurs über die Mode bis hin zur metasprachlichen Beschreibung durch den Analytiker – sind ineinander verschachtelt und bilden ein komplexes hierarchisch aufgebautes System der Mode, in dem die eigentlich linguistische Ebene nur eine von vielen ist.

Worauf es den strukturalistischen TheoretikerInnen, die in den sechziger Jahren das strukturelle Modell auf die Analyse sozialer und kultureller Objekte anwenden, ankommt, ist, die Komplexität und Vielgestaltigkeit sozialen Lebens auf die minimalen konstitutiven Differenzen eines Systems zurückzuführen und den Generierungsmechanismus für die Vielfalt möglicher Lösungen freizulegen. So baut nach Jean-Claude Milner der Strukturalismus auf „drei minimalistischen Thesen“ auf:

- (1) un minimalisme de la théorie : une théorie se rapprochera d'autant plus de l'idéal de la science qu'elle s'imposera, pour une puissance descriptive maximale, d'user d'un nombre minimal d'axiomes et de concepts initiaux ;
- (2) un minimalisme de l'objet : on ne connaîtra une langue qu'en s'imposant d'y considérer seulement les propriétés minimales qui en font un système,

---

<sup>14</sup> »diese ›funktionale‹ Entwicklung ist, um eine marxistische Unterscheidung anzunehmen, nur eine Emanation und keine Befreiung, weil es nur *die Befreiung der Funktion des Objekts und nicht des Objekts selbst* bezeichnet.«

<sup>15</sup> »le mythe est un système particulier en ceci qu'il s'édifie à partir d'une chaîne sémiologique qui existe avant lui : *c'est un système sémiologique second*. Ce qui est signe (c'est-à-dire total association d'un concept et d'une image) dans le premier système, devient simple signifiant dans le second.« (»der Mythos ist insofern ein eigentümliches System, als er auf einer semiologischen Kette, die vor ihm existiert, aufbaut: Er ist ein zweites semiologisches System. Das, was ein Zeichen (d.h. eine totale Assoziation eines Begriffs und eines Bilds) im ersten System ist, wird zu einem einfachen Signifikant im zweiten.«, Barthes 1957: 187)

décomposable en éléments eux-mêmes minimaux ; (3) un minimalisme des propriétés : un élément d'un système a pour seules propriétés celles qui sont déterminées par le système.<sup>16</sup> (Milner 1995: 97).

Das strukturalistische Erkenntnisinteresse richtet sich also nicht auf die rekonstruierende Wiederherstellung einer vorgängig gegebenen Wirklichkeit, sondern darauf, wie eine aktuelle Lösung aus kleinsten konstitutiven Elementen zusammengesetzt wird. In den Worten von Michel Pêcheux besteht »le déplacement conceptuel introduit par F. de Saussure précisément [... darin,] à briser cette homogénéité complice entre la pratique et la théorie du langage : à partir du moment où la langue doit être pensée comme un *systeme*, elle cesse d'être comprise comme ayant la *fonction* d'exprimer du sens; elle devient un objet dont une science peut décrire le *fonctionnement*.«<sup>17</sup> (Pêcheux 1969: 2). Die Privilegierung der Funktionsweise gegenüber der Funktion hat zur Folge, dass mit den spontanen Wahrnehmungs- und Definitionsschemata des alltäglichen Lebens gebrochen und der Gegenstand in formal-minimalistische Kategorien übersetzt werden muss, von denen die Akteure nicht einmal unbewusst zu wissen brauchen. Zwischen der Komplexität des sozialen Lebens und der Vielfalt von dessen Erscheinungsformen einerseits und der Funktionsweise des Codes andererseits befindet sich ein unüberbrückbarer Abgrund.

Auch Claude Lévi-Strauss' strukturelle Mythenanalyse scheidet den Bereich kultureller Produktion in ihre Erscheinungsformen bzw. mythischen Varianten und eine zu Grunde liegende generative Instanz, einen Code, der gleichsam quer zur empirischen Ebene der Varianten steht. Während die Varianten des Mythos den Mythos auf immer neue Weise narrativ realisieren, bleibt der Mythos – wie Saussures *Langue* ein transzendentes Regelabstraktum, das die Gesamtheit möglicher Erzählvarianten bezeichnet – der Ebene der Repräsentationen, Varianten und Realisierungen notwendig entzogen. Sicher thematisieren die Varianten des Mythos oft die Ursprünge und Destinationen, die eine Gesellschaft von sich gibt, aber Lévi-Strauss muss die Suche nach *dem* Mythos, von dem sich alle anderen ableiten, als sinnlos betrachten. Sowenig wie die eine Parole („Paul geht in die Schule.“) „ursprünglicher“ als eine andere („Stefanie liest ein Buch.“) ist, sowenig ist die eine narrative Variante des Mythos „ursprünglicher“ als die andere; die Variante ist nicht die Kopie eines Originals, sondern einer Kopie. Die Variante und Mythos verhalten sich wie Kristall und molekulare Gitterformel. Von keiner Kristall-Variante kann behauptet werden, dass sie der

---

<sup>16</sup> »1) ein Minimalismus der Theorie: eine Theorie nähert sich umso mehr dem wissenschaftlichen Ideal an, als sie sich eine minimale Anzahl von Axiomen und ursprünglichen Konzepten zu Nutze macht; 2) ein Minimalismus des Objekts: Man kennt eine Sprache nur, indem man die minimalen Eigenschaften, die aus ihr ein in wiederum minimale Elemente zerlegbares System machen, betrachtet, 3) ein Minimalismus der Eigenschaften: Ein Element eines System besitzt nur Eigenschaften, die von dem System bestimmt werden.«

<sup>17</sup> »die konzeptuelle Verschiebung, die von Ferdinand de Saussure eingeführt wurde, [besteht] gerade darin, diese Homogenität zwischen Praxis und Theorie der Sprache zu brechen: Ab dem Moment, in dem die Sprache als ein *System* gedacht werden muss, hört sie auf, als eine Sinn ausdrückende Funktion verstanden zu werden; sie wird zu einem Objekt, dessen *Funktionsweise* die Wissenschaft beschreiben kann.«

Formel am nächsten käme; alle sind sie gleichermaßen Varianten einer Formel, die über die Zeit hinweg unveränderlich bleibt und den Bauplan für eine unendlich große Anzahl möglicher Kristalle abgibt. Lévi-Strauss' Ziel liegt darin, eine allgemeine Formel des Mythos zu entziffern, mit der sich alle Varianten beschreiben lassen. In „La structure des mythes“ (Lévi-Strauss 1958: 227-254 ) versucht Lévi-Strauss, den Mythos in einer „kanonischen Relation“ auszudrücken: »Quelles que soient les précisions et modifications qui devront être apportées à la formule ci-dessous, il semble dès à présent acquis que tout mythe (considéré comme l'ensemble de ses variants) est réductible à une relation canonique du type :  $F_x(a) : F_y(b) \cong F_x(b) : F_{a-1}(y)$ .«<sup>18</sup> (Lévi-Strauss 1958: 252). Diese Formel bringt in einer allgemeinen metaphorischen Form zum Ausdruck, wie der Mythos, einem »generischen Gesetz« (*loi générique*) (1958: 253) mythischer Produktion gleich, durch die Kombination kleinster konstitutiver Einheiten narrative Sequenzen produziert und in immer neuen Varianten zusammensetzt.

Konstruieren wir, um ein Beispiel für die Konstitution einer narrativen Sequenz des Mythos zu geben, ausgehend von Lévi-Strauss' Formel den Beginn der folgenden kleinen Geschichte: „Nachdem es sich der Jaguar mit dem Löwen verdorben hatte“ [ $F_x(a)$ , wobei a „Jaguar“ und x „negative Relation mit jemandem haben“], „suchte er den Tiger auf, der gerade schlief“ [ $F_y(b)$ , wobei b „Tiger“ und y „passiv sein“]. Aus der Logik des Mythos heraus muss diese Geschichte einen bestimmten Anschluss herstellen und die weiteren narrativen Stationen aus den vorhergehenden Relationen und Differenzen gewinnen. Eine Fortsetzung könnte lauten: „Der Tiger war wütend darüber, dass er vom Jaguar aufgeweckt wurde [ $F_x(b)$ , wobei x wieder „negative Relation“ und b „Tiger“] und steckte einen Apfel in die Erde [ $F_{a-1}(y)$ , wobei a-1 „pflanzen“ und y „Samen“]“. Es ist unschwer zu erkennen, dass mit  $F_{a-1}(y)$  ein besonderes Problem für die narrative Fortsetzung des Mythos bezeichnet wird. Vermutlich dient es der Sache wenig, die Inversion von Term und Funktion in einem präzisen mathematischen Sinn zu lesen<sup>19</sup>. So liegt die Bedeutung der vierten Position wohl eher, wie Jameson bemerkt, in der Hervorbringung von etwas Neuem, eines unerwarteten dialektischen Sprungs, der mit einer linearen Logik bricht, indem er eine »illusion of change and transformation« erzeugt (1989b: 18). Ich werde auf das schwierige Problem der Bestimmung der vierten Position im Zusammenhang mit Greimas' Theorie des semiotischen Vierecks zurückkommen.

---

<sup>18</sup> »Was auch immer die Präzisionen und Modifikationen sein mögen, die der folgenden Formel auferlegt werden müssen, es scheint schon jetzt gesichert, dass sich jeder Mythos (betrachtet als die Gesamtheit seiner Varianten) auf ein Verhältnis des folgenden Typs reduzieren lässt:  $F_x(a) : F_y(b) \cong F_x(b) : F_{a-1}(y)$ .«

<sup>19</sup> Diesem Missverständnis scheinen selbst Kommentatoren wie Leach zu erliegen, die die Formel als ein »abracadabra dépourvu de sens« (zit. nach Scubla 1998: 17) betrachten. Lévi-Strauss betont dagegen den Unterschied der Mythenanalyse zur Mathematik: »Entre nos formules et les équations du mathématicien, la ressemblance est toute superficielle.« (Lévi-Strauss 1964: 39).

Die Tatsache, dass Lévi-Strauss die Formel nur zwei Mal, und zwar in seinem Aufsatz von 1955 „La Structure des mythes“ und dann dreißig Jahre später in *La Potière jalouse* (1985) verwendet, ist ein weiterer Hinweis auf die Schwierigkeit, das „generische Gesetz“ des Mythos zu repräsentieren. Denn wenn, wie Lévi-Strauss immer wieder betont, auch die Wissenschaft und selbst die formalste Sprache wie ein Mythos funktionieren, wie ist die Repräsentation des Mythos dann noch möglich? Oder in anderen Worten: Kann man eine Sprache „objektiv“ beschreiben, ohne sich einer Sprache zu bedienen? Für Lévi-Strauss natürlich nicht! In diesem paradoxen Umstand, dass der Mythos selbst – der generative Mechanismus – nur in seinen Varianten existiert, mithin auch wissenschaftliche Beschreibungen die endlose Produktion mythischer Varianten fortsetzen, muss jedoch nicht als Defizit gesehen werden. Im Gegenteil: Indem die strukturelle Linguistik den Blick auf die Produktion von Wissenschaft lenkt, ist sie permanent gezwungen, die Betrachtung ihres Gegenstands reflexiv einzuholen. Wenn aber auch wissenschaftliche Beschreibungen bestimmte mythische Ordnungs-, Konstruktions- und Produktionsprinzipien aktualisieren, die nicht außerhalb ihrer betrachtet werden können, dann gibt es keinen Grund, den Produkten der Wissenschaft eine höhere logisch-geometrische Reinheit, normative Richtigkeit bzw. Objektivität gegenüber ihren Objekten einzuräumen. Das kulturelle Objekt, die strukturelle Wissenschaft und die Sprache, in der sie sich artikuliert, beruhen alle gleichermaßen auf den Prinzipien von Selektion und Kombination, Differenz und Identität. Und dies gilt auch für die „kanonische Formel“, die letztlich nur eine *Variante* des Mythos bezeichnet, ohne den Mythos an sich zu repräsentieren. Folgerichtig schreibt Lévi-Strauss in der Einleitung zu *Le Cru et le cuit*: »Ainsi ce livre sur les mythes est-il [...] un mythe. A supposer qu’il possède une unité, celle-ci n’apparaîtra qu’en retrait ou au delà du texte.«<sup>20</sup> (Lévi-Strauss 1964: 14).

Lévi-Strauss’ Versuch, eine allgemeine generative Formel für die Konstruktion mythischer Erzählungen zu finden, ist vielleicht der radikalste Ausdruck einer Tendenz der Strukturalisten, ein einheitliches Konstruktionsprinzip hinter der Vielfalt des soziokulturellen Lebens zu suchen. Die Euphorie, mit der das Modell der strukturalen Linguistik in den sechziger Jahren im interdisziplinären Diskurs begrüßt wird, basiert gerade auf der Hoffnung, hinter der unendlichen Mannigfaltigkeit symbolischer Produkte und gesellschaftlicher Praktiken die Funktionsweise eines Codes zu finden, mithin eine *endliche* Anzahl von Regeln, die mit einem minimalistischen Theorievokabular beschrieben werden können, zu entdecken. Auch die Pioniere der „französischen Schule der Diskursanalyse“ versprechen sich vom Modell der strukturalen Linguistik die Chance, an die Stelle eines deskriptiv-inhaltsanalytischen Sprach- und Diskursverständnisses („Was wird gesagt?“) eine Perspektivik zu setzen, für die die Regeln der Hervorbringung und Verkettung diskursiver

---

<sup>20</sup> »So ist dieses Buch über die Mythen ein Mythos. Wenn man davon ausgehen möchte, dass es eine Einheit besitzt, kann diese nur im Abstand oder jenseits des Texts erscheinen.«

Äußerungen im Mittelpunkt stehen („Wie wird ein Diskurs hervorgebracht?“). Saussures Vision einer allgemeinen Semiologie, innerhalb derer die Linguistik nur eine von vielen Wissenschaften des sozialen Lebens ist, scheint sich nun mit den strukturalistischen Werken Barthes' und Lévi-Strauss' zu verwirklichen: Hinter dem gesellschaftlichen Leben in seiner Gesamtheit, hinter den großflächigen Symbol- und Denkgemeinschaften und insbesondere auch den institutionellen Verhältnissen, den konstitutiven Praktiken, Ideologien und nicht zuletzt: hinter der wissenschaftlichen Reflexion, deuten sich die Umrisse allgemeiner, von bestimmten Produktions- und Generierungsmechanismen strukturierter Systeme an, für die das noch unabgesteckte Feld der Diskursanalyse das entsprechende theoretisch-begriffliche Instrumentarium zu finden hoffte.

### 2.3 Die strukturelle Linguistik – ein Modell für die Diskursanalyse?

In diesem Abschnitt werde ich mich der struktural orientierten Diskursanalyse – exemplifiziert durch Michel Foucaults diskursanalytisches Pionierwerk *Les Mots et les choses: une archéologie des sciences humaines* (1966) – zuwenden und fragen, wie die Konstitution großflächig organisierter Zeichensysteme strukturalistisch erklärt werden kann. Die strukturelle Postulierung übergreifender Diskurs-Codes bzw. Diskurs-Grammatiken, auf die die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen zurückgeführt werden kann, bereitet jedoch, wie im Fortgang gezeigt werden soll, theoretisches Kopfzerbrechen: Auch die transphrastische Verknüpfung von Zeichen, d.h. die Ebene jenseits von Wort und Satz, müsste demnach von einem transzendentalen Generationsmechanismus geregelt werden, der die Kontingenz diskursiver Akte objektiv einschränken würde. Ein Blick auf das folgende Werk – *L'Archéologie du savoir* (1969) – ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich. In *L'Archéologie* Foucault weniger strukturalistisch als pragmatisch, und die Dimension der Enunziation rückt in den Mittelpunkt.

Auch wenn in *Les Mots et les choses* statt von „Diskurs“ von „epistemischen Brüchen“ die Rede ist und die Bezeichnung „Diskursanalyse“ noch nicht verwendet wird, zeichnen sich die Umrisse der Foucault'schen Diskurstheorie dennoch schon deutlich ab. In diesem Werk, das noch weitgehend dem strukturalen Modell verpflichtet ist, plädiert Foucault für eine Wissenschaft der Ursprünge, eine Archäologie des westlichen Denkens. Diese Terminologie mag ironisch erscheinen, handelt es sich doch gerade um alles andere als den Versuch einer Retablierung der Ursprünglichkeit (gr. *archê*: „Beginn“, „Anfang“, auch „Herrschaft“) subjektiver Sinn- und Seinskonstitution bzw. historischer Zeitlichkeit (etwa im Sinne einer in den Ursprüngen der westlichen Zivilisation gründenden *prima philosophia*). *Les Mots et les choses* unternimmt vielmehr eine Analyse des *Diskurses über die archê* einer gegebenen soziohistorischen Diskursformation, für die Foucault den Begriff der *epistémè*

einführt. Sowenig sich, wie unten noch auszuführen sein wird, Lacans Subjekttheorie und Althusser's Ideologietheorie auf der Annahme „sprechender Subjekte“ respektive „Ideen“ aufbauen, so wenig unterstellt Foucault eine *arché* außerhalb des Diskurses, in dem „*arché*-Effekte“ hervorgebracht werden. Foucaults „Archäologie“ ist als die Wissenschaft von den Ursprüngen zu verstehen, als eine Wissenschaft, die die historisch-epistemischen Bedingungen für die diskursive Repräsentation von „Ursprüngen“, „Kontinuitäten“ und „historisch-subjektivem Sinn“ untersucht.

Keine Arbeit Foucaults kommt dem Forschungsdesiderat der Strukturalisten umfassender und systematischer nach als *Les Mots et les choses* (*Die Worte und die Dinge*, dt. *Die Ordnung der Dinge*) (1966). Diesem Werk aus Foucaults strukturalistischer Periode<sup>21</sup> liegt die Theorie der *epistamai* zu Grunde. Eine *epistémê* (gr. „Wissen“) bezeichnet den spezifischen Modus, der das Denk- und Sagbare in einer Gesellschaft zu einem historischen Zeitpunkt systematisch und übergreifend organisiert. Unter diesem Begriff, der wie Saussures *Langue* strukturelle Generierungs- und Kodierungsinstanzen umfasst, verhandelt Foucault ein historisches Denksystem, das den Diskurs der Wissenschaften und ihrer Vorläufer in Westeuropa vom Mittelalter bis in die Neuzeit übergreifend organisiert. In Foucaults historischem Narrativ der Abfolge der verschiedenen *epistamai* folgen auf das Zeitalter der Ähnlichkeit (bis Ende des 16. Jahrhunderts) das klassische Zeitalter der Repräsentation (17./18. Jahrhundert) und dann, im 19. Jahrhundert, das Zeitalter des Menschen.

Die drei Wissensformationen des Zeitalters der Repräsentation bzw. der klassischen *epistémê* (17./18. Jahrhundert) sind die allgemeine Grammatik (*grammaire générale*), die Naturgeschichte (*histoire naturelle*) und die Analyse der Reichtümer (*analyse des richesses*). Ungeachtet unterschiedlicher Gegenstände und Probleme dieser Vorläufer der modernen Wissenschaften können analoge Mechanismen der Diskurs- und Wissenskonstitution festgemacht werden, die auf die übergreifende strukturierende Systematik der klassischen *epistémê* zurückgehen. In dieser *epistémê* verhalten sich die einzelnen Elemente wie transparente Zeichen oder Abbilder zueinander; jedes Element repräsentiert ein anderes: »*Toutes les représentations sont liées entre elles comme des signes; à elles toutes, elles forment comme un immense réseau; chacune en sa transparence se donne pour le signe de ce*

---

<sup>21</sup> Besonders ab 1969 lehnt es Foucault wiederholt ab, sich als Strukturalist zu identifizieren. In *Archéologie du savoir* schreibt er etwa: »D'un mot, cet ouvrage, comme ceux qui l'ont précédé, ne s'inscrit pas – du moins directement en première instance – dans le débat de la structure (confrontée à la genèse, à l'histoire, au devenir).« (»Mit einem Wort, dieses Werk, wie jene, die ihm vorangingen, schreibt sich nicht – zumindest nicht direkt in erster Instanz – in die Debatte der Struktur ein (der Genese, der Geschichte, dem Werden gegenübergestellt).« Foucault 1969: 26). Später wird er noch deutlicher: »je n'ai jamais été structuraliste« (»ich war niemals Strukturalist«, Foucault 1994b: 435). Dagegen sprechen Foucaults Äußerungen wie am Schluss von *Les Mots et les choses* (1966) oder seine strukturalistische Gegenwartsdiagnose von 1967: »L'époque actuelle serait peut-être plutôt l'époque de l'espace. Nous sommes à l'époque du simultané, à l'époque de la juxtaposition, à l'époque du proche et du lointain, du côte à côte, du dispersé.« (»Die gegenwärtige Epoche würde vielleicht eher die Epoche des Raums. Wir sind in der Epoche des Gleichzeitigen, der Gegenüberstellung, des Nahen und Fernen, des Nebeneinander, des Verstreuten.«, Foucault 1994a: 752).

qu'elle représente; et cependant – ou plutôt par le fait même – nulle activité spécifique de la conscience ne peut jamais constituer une signification.«<sup>22</sup> (Foucault 1966: 80).

Der Übergang von einer *epistémê* zur anderen vollzieht sich nicht kontinuierlich; es ereignet sich ein fundamentaler Bruch, der jedes Denken in Kontinuitäten außer Kraft setzt: »Pour une archéologie du savoir, cette ouverture profonde dans la nappe des continuités, si elle doit être analysée, et minutieusement, ne peut être « expliquée » ni même recueillie en une parole unique. Elle est un événement radical qui se répartit sur toute la surface visible du savoir et dont on peut suivre pas à pas les signes, les secousses, les effets.«<sup>23</sup> (Foucault 1966: 229). Der Bruch zwischen zwei *epistamai* stellt das Wissen einer Epoche in allen Bereichen und Aspekten auf eine neue Basis und untergräbt jede Kontinuität zwischen den Wissensgebieten zweier verschiedener *epistamai*<sup>24</sup>. Man kann versuchen, eine Geschichte der Biologie des 18. Jahrhunderts zu schreiben,

mais on ne rend pas compte que la biologie n'existait pas et que la découpe du savoir, qui nous est familière depuis plus de cent cinquante ans, ne peut pas valoir pour une période antérieure. Et que si la biologie était inconnue, il y avait à cela une raison bien simple : c'est que la vie elle-même n'existait pas. Il existait seulement des êtres vivants, et qui apparaissaient à travers une grille du savoir constituée par l'*histoire naturelle*.<sup>25</sup> (Foucault 1966: 139).

Foucault datiert den Bruch zwischen Zeitalter der Repräsentation und Zeitalter des Menschen auf die letzten fünf Jahre des 18. Jahrhunderts (Foucault 1966: 233), in denen das gesamte westliche Wissen seine vorläufig letzte grundlegende Wandlung erfährt. Die allgemeine Grammatik, die Naturgeschichte und die Analyse der Reichtümer verschwinden und die Grundlagen für die den gegenwärtigen westlichen Wissenschaftsbegriff werden gelegt. Innerhalb kurzer Zeit entstehen die Philologie, die Biologie und die politische Ökonomie. Mit einem Male werden die Spuren der vergangenen *epistémê* zu Kuriositäten eines überlebten

---

<sup>22</sup> »Alle Repräsentationen sind wie Zeichen miteinander verbunden; sie alle bilden gleichsam ein riesiges Netz; jede gibt sich in ihrer Transparenz als ein Zeichen dessen, was es repräsentiert; und doch – oder eher durch die Tatsache selbst – kann keine spezifische Aktivität des Bewusstseins jemals eine Bedeutung konstituieren.«

<sup>23</sup> »Für eine Archäologie des Wissens kann diese tiefgreifende Öffnung in der Deckschicht der Kontinuitäten, wenn sie minutiös analysiert werden soll, nicht »erklärt« und nicht einmal in einem einzigen Ausspruch versammelt werden. Sie ist ein radikales Geschehnis, das sich über die gesamte sichtbare Oberfläche des Wissens ausbreitet und deren Zeichen, Erschütterungen und Wirkungen man Schritt für Schritt folgen kann.«

<sup>24</sup> Die Theorie des epistemischen Bruchs schließt an die wissenschaftstheoretischen und -geschichtlichen Auseinandersetzungen der Zeit an, die sich im Anschluss an die Kritik von Epistemologen wie Gaston Bachelard an „kontinuistischen“ Kultur- und Geschichtsbilder entwickelt haben. Bachelards Perspektive, die auch der von *Les Mots et les choses* nahe kommt, richtet sich gegen sowohl ein historizistisches wie gegen ein enthistorisiertes Wissenschafts- und Wissensverständnis, wie es etwa für die traditionelle Ideengeschichte typisch ist: »Entre les difficultés de jadis et les difficultés du présent, il y a une totale discontinuité.« (»Zwischen den Schwierigkeiten von damals und den Schwierigkeiten von heute gibt es eine totale Diskontinuität.«, Bachelard 1971: 192).

<sup>25</sup> »aber man bemerkt nicht, dass die Biologie nicht existierte und dass die Zuschneidung des Wissens, wie es uns seit mehr als 150 Jahren vertraut ist, nicht für eine vorhergehende Epoche gelten kann. Und wenn die Biologie unbekannt war, gab es dafür einen ziemlich einfachen Grund, und zwar weil das Leben selbst nicht existierte. Es existierten lediglich die lebendigen Wesen, die durch die Optik des von der *Naturgeschichte*

Zeitalters, zu etwas Exotischem, Fremdartigen, das als eine Vorgeschichte, nicht aber als ernstzunehmendes Wissen begriffen werden kann.

Auch wenn Foucaults Untersuchung nicht bis zu seiner eigenen Gegenwart reicht, deutet sich für ihn nach dem zweiten Weltkrieg die Umwälzung der *epistémê* des 19. Jahrhunderts, des Zeitalters des Menschen, und der Übergang zu einem anderen Zeitalter an: »on peut bien parier que l'homme s'effacerait, comme à la limite de la mer un visage de sable.«<sup>26</sup> (Foucault 1966: 398). Foucault begreift seine eigene Arbeit somit als den Vorboten eines neuen, post-humanistischen Zeitalters.

Der kontroverse Erfolg von *Les Mots et les choses* ist nicht zuletzt der impliziten Polemik gegen die traditionelle geisteswissenschaftliche Philosophie geschuldet, die mit dem Aufschwung der *sciences humaines* und der struktural-marxistisch-psychoanalytischen Bewegung in die Defensive kommt und Foucaults Buch als eine Abrechnung mit ihren historizistischen, subjektivistischen und metaphysischen Tendenzen aufnimmt. Wenn im Folgenden die Probleme dieser frühen Version der Foucault'schen Diskursanalyse (in der, wie nicht übersehen werden sollte, von „Diskurs“ noch keine Rede ist) herausgearbeitet werden, dann geht es nicht darum, geisteswissenschaftliche Sinn- und Kulturbegriffe wieder groß zu machen und für die Rückkehr zu einem hermeneutischen Sinnidealismus oder zu theorieleeren Inhaltsanalysen zu optieren. Denn das Problem, das Foucaults Theorie der *epistamai* aufwirft, liegt darin, dass sie das Wissen einer Epoche auf einen spezifischen Code, eine kulturelle Grammatik bzw. eine *epistémê* zurückführen will.

Der Vorteil von Foucaults Methode liegt auf der Hand: Die Applizierung des strukturalen Modells auf die Denk- und Wissenssysteme einer sozialen Formation ermöglicht es, den Horizont des Denk- und Sagbaren eines historischen Moments auf eine griffige „Formel“ zu bringen („Ähnlichkeit“, „Repräsentation“, „Mensch“). Obgleich sich Foucault, anders als stärker linguistisch beeinflusste Theoretiker wie Lévi-Strauss und Barthes, auf keine formalisierten Begrifflichkeiten einlässt, bezeichnet auch Foucaults *epistémê* wie Saussures *Langue* das grammatische Prinzip, den generativen Code, der das Wissen einer soziohistorischen Formation auf systematische Weise als eine Gesamtheit „grammatisch“ richtiger Äußerungen ermöglicht, hervorbringt und ordnet. Am Horizont dieser frühen Foucault'schen Diskursanalyse steht die strukturalistische Vision einer Grammatik, eines Codes bzw. einer *Langue* soziohistorischen Wissens, mit der die Mannigfaltigkeit empirischer Erscheinungsmöglichkeiten durch eine begrenzte Anzahl von Produktionsregeln erklärt werden kann. Wie Barthes und Baudrillard in ihren strukturalistischen Perioden schließt Foucault an die strukturale Codetheorie von Saussure an, die sich die Sprache als ein intersubjektiv zur Verfügung stehendes Instrumentarium geteilter Regeln und Zeichen

---

konstituierten Wissens erschienen.«

<sup>26</sup> »man kann wohl darauf wetten, dass der Mensch verschwindet, wie an der Grenze des Meers ein Gesicht aus

vorstellen, das es den Sprechern erlaubt, einen gegebenen kommunikativen Inhalt zu kodieren und zu dekodieren.<sup>27</sup> Einem solchen strukturalistischen Modell wird oft die Privilegierung statischer großflächiger Strukturen auf Kosten der Mikroebene des Individuums vorgeworfen. Doch mit Blick auf den zu entwickelnden struktural-pragmatischen Diskursbegriff<sup>28</sup> besteht das Problem von Foucaults strukturalistischer Archäologie keineswegs darin, dass er den einzelnen Subjekten keine Stimme einräumt und den Diskurs als ein großflächiges Phänomen jenseits der beteiligten Individuen fasst, sondern in den theoretischen Schwierigkeiten, die sich aus der strukturalistischen Vorstellung der Langue als eines übergreifenden Codes ergeben. Wenn man Foucaults *epistémè* bzw. Saussures Langue nicht als eine transzendente Generationsinstanz, die jede Kontingenz diskursiver Produktion ausschließt, begreifen will, dann muss der Code sich mit Produktion isolierter *Zeichen* begnügen, deren Äußerungskontext vom Code mehr oder minder vorbestimmt wird. Aber sobald die Ebene der diskursiv-lateralen Verbindung von Zeichen ins Spiel kommt, stößt Saussures Zeichentheorie an ihre Grenzen. Sicher müssen nach Saussure die einzelnen Zeichen in eine syntagmatische Ordnung gebracht werden. Jenseits des einzelnen Satzes wird es schwierig, die Vorstellung eines Diskurs generierenden Codes, der die einzelnen Zeichen im Sinne argumentierter, kohäsiver und narrativer Texte selektiert und kombiniert, aufrechtzuerhalten. Bei Roman Jakobson, einem exponierten Vertreter des formal-strukturalen Codemodells, findet sich eine konzise Beschreibung dieses Problems:

Thus, in the combination of linguistic units, there is an ascending scale of freedom. In the combination of distinctive features into phonemes, the freedom of the individual speaker is zero: the code has already established all the possibilities which may be utilized in the given language. Freedom to combine phonemes into words is circumscribed; it is limited to the marginal situation of word coinage. In forming sentences with words, the speaker is less constrained. And finally, in the combination of sentences into utterances, the action of compulsory syntactic contexts increases substantially, although again the

---

Sand.«

<sup>27</sup> Vgl. Saussures Definition der Langue als »eine Art Mittel« (*une sorte de moyenne*): »Entre tous les individus ainsi reliés par le langage, il s'établira une sorte de moyenne : tous reproduiront – non exactement sans doute, mais approximativement – les mêmes signes unis aux mêmes concepts.« (»Zwischen allen Individuen, die somit durch die Sprache verbunden sind, etabliert sich eine Art Mittel: Alle werden – nicht exakt natürlich, aber ungefähr – die gleichen Zeichen, die mit den gleichen Begriffen vereinigt sind, verwenden«, 1962: 29) und Jakobsons Kommunikationsmodell: »Any message is encoded by its sender and is to be decoded by its addressee. The more closely the addressee approximates the code used by the addresser, the higher is the amount of information obtained. Both the message (M) and the underlying code (C) are vehicles of linguistic communication [...]« (Jakobson 1995: 386f.)

<sup>28</sup> Vgl. Umberto Eco's Projekt der Textpragmatik entliehen, welche strukturelle und pragmatische Aspekte semiotischer Produktion verklammert (»pragmatica del testo«, Eco 1997: 47). In der Textpragmatik, so Eco, »si privilegiano le circostanze di enunciazione, i rapporti col co-testo, le presupposizioni messe in opera dall'interprete, il lavoro inferenziale di interpretazione del testo.« (»werden die Umstände der Enunziation, die Beziehungen mit dem Kontext, die Präsuppositionen, die vom Interpreten in Gang gesetzt werden, die inferenziale Arbeit der Interpretation des Texts betont«, 1997: 47).

numerous stereotyped utterances are not to be overlooked. (Jakobson 1995: 119)

Das Problem, das Foucaults Archäologie für die Diskursanalyse somit aufwirft, rührt daher, dass zwar die historische Gesamtheit des Denk- und Sagbaren als das Produkt einer übergreifenden *epistémê* begriffen wird, aber die großflächige Vernetzung und Verknüpfung von Aussagen im Rahmen einer strukturalistischen Zeichentheorie nicht geleistet werden kann. Foucault riskiert, den Diskurs als das codegesteuerte Produkt einzelner Zeichen zu fassen und die Verknüpfungen von Zeichen und deren großflächige Anordnung außer Acht zu lassen.

Wenn aber die Verbindung von Zeichen fundamental anders organisiert wird als die Hervorbringung isolierter Zeichen, kann Foucaults *epistémê*-Theorie dann als Vorbild für die diskursanalytische Theorie dienen? Die struktural-pragmatische Diskurstheorie trägt den Beschränkungen von Strukturalismus und Semiotik insofern Rechnung, als sie die pragmatische Perspektive aufnimmt, die Foucault in *L'Archéologie du savoir* formuliert. Die *Archéologie* wird oft als die diskurstheoretische Ausarbeitung der Analyse verstanden, die Foucault in *Les Mots et les choses* vornimmt. Doch dabei wird übersehen, dass in dem späteren Werk die Theorie der *epistémê* zugunsten einer Theorie diskursiver Äußerung bzw. Enunziation in den Hintergrund tritt. So stellt Foucault nun strukturelle Linguistik und Diskursanalyse als fundamental verschiedene theoretische Zugriffe gegenüber:

La question que pose l'analyse de la langue, à propos d'un fait de discours quelconque, est toujours : selon quelles règles tel énoncé a-t-il été construit, et par conséquent selon quelles règles d'autres énoncés semblables pourraient-ils être construits ? La description des événements du discours pose une tout autre question : comment se fait-il que tel énoncé soit apparu et nul autre à sa place ? [...] il s'agit de saisir l'énoncé dans l'étroitesse et la singularité de son événement ; de déterminer les conditions de son existence, d'en fixer au plus juste les limites, d'établir ses corrélations aux autres énoncés qui peuvent lui être liés, de montrer quelles autres formes d'énonciation il exclut.<sup>29</sup> (Foucault 1969: 39f.)

Die diskurstheoretische Innovation Foucaults besteht in der Reflexion des Ereignischarakters des Diskurses, und offensichtlich setzt er sich mit der Sprechakttheorie J.L. Austins auseinander, ohne diesen beim Namen zu nennen (Foucault 1969: 110ff.). An die Stelle der

---

<sup>29</sup> »Die Frage, die die Langue-Analyse mit Blick auf eine beliebige Diskurstatsache stellt, ist immer: Nach welchen Regeln ist jenes Enunziat hergestellt worden, und daraus folgend, nach welchen Regeln könnten andere gleichartige Enunziata hergestellt werden? Die Beschreibung der Ereignisse des Diskurses stellt eine ganz andere Frage: Wie kommt es, dass jenes Enunziat erschienen ist und kein anderes an seinem Platz? [...] es geht darum, das Enunziat in seiner Enge und Singularität seines Ereignisses zu fassen, die Bedingungen seiner Existenz zu bestimmen, die Grenzen davon so genau wie möglich zu fixieren, seine Korrelationen mit den anderen Enunziaten, die mit ihm verbunden sein können, herzustellen, zu zeigen, welche anderen Enunziationsformen er ausschließt.«

Saussure'schen Langue tritt nun »die Instanz des enunziativen Geschehnis« (*l'instance de l'événement énonciatif*) (Foucault 1969: 41), an die Stelle der aktualisierbaren Sätze der strukturalen Linguistik die äußerungsspezifischen Aussagen, die „Enunzate“ der pragmatischen Linguistik. Foucault unterstreicht, dass der Gegenstand der Diskursanalyse nicht der reaktualisierbare Satz, sondern das spezifische und daher empirische Enunzate ist. Strukturelle Linguistik und pragmatische Diskursanalyse begreifen ihren Gegenstand somit auf recht unterschiedliche Weise:

Un énoncé existe en dehors de toute possibilité de réapparaître ; et le rapport qu'il entretient avec ce qu'il énonce n'est pas identique à un ensemble de règles d'utilisation. Il s'agit d'un rapport singulier : et si dans ces conditions une formulation identique réapparaît – ce sont bien substantiellement les mêmes noms, c'est au total la même phrase, mais ce n'est pas forcément le même énoncé.<sup>30</sup> (Foucault 1969: 118)

Statt von großflächigen Diskursgrammatiken (*epistamai*) interessiert sich Foucault nun für die Theorie der Enunziation, für die spezifische Verknüpfung von Text und Kontext und für die Ereignishaftigkeit des Diskurses. Die Manifestationen des Diskurses brauchen somit nicht mehr als die Aktualisierungen eines vorgängigen Regelapparats konzeptualisiert werden, sondern können als die je spezifische Artikulation eines diskursiven Ereignisses mit einem System von Differenzen (einem „Kontext“) gefasst werden. Für die „großflächige“ Betrachtung des Diskurses bedeutet dies, dass eine rein strukturelle Fundierung der wortübergreifenden Organisation des Diskurses zu kurz greift; die Diskurstheorie muss auch eine pragmatische Begründung erfahren.

#### 2.4 Enunziation und Kontext: Die Grenzen des strukturalen Modells

Doch eröffnet die Pragmatik wirklich gangbare Lösungen, um die großflächige Konstitution von Texten zu betrachten? Im vorangehenden Abschnitt habe ich gezeigt, dass der Text, also die Ebene jenseits von Wort und Satz, im Rahmen eines klassisch strukturalen Codemodells Probleme bereitet. Vergewährtigen wir uns das Problem der Textkonstitution bei Saussure: Auch wenn Saussure keine eigenen Betrachtungen über das Problem des Texts anstellt, so lassen sich von dessen linguistisch-semiotischer Theorie dennoch Umriss einer Texttheorie ableiten. So scheint Saussure den Bereich der Textkonstitution im Sinne des Langue-Parole-

---

<sup>30</sup> »Ein Enunzate existiert außerhalb der Möglichkeit wieder zu erscheinen; und das Verhältnis, das es mit dem, was ihn enunziert, unterhält, ist nicht mit einer Gesamtheit von Gebrauchsregeln identisch. Es handelt sich um ein singuläres Verhältnis: Und wenn unter diesen Bedingungen eine identische Formulierung wiedererscheint, sind es substanzial dieselben Namen, das sind sogar dieselben Sätze, aber es ist nicht unbedingt dasselbe Enunzate.«

Modells zu betrachten: »[I] faut attribuer à la langue, non à la parole, tous les types de syntagmes construits sur des formes régulières.«<sup>31</sup> (Saussure 1962: 173). Eine formalstrukturelle Textanalyse stellt die Regelmäßigkeiten, die die Aneinanderreihung von Sätzen regieren, fest und arbeitet »ihr Trägermaterial in der Langue« (*leur support dans la langue*) (Saussure 1962: 173) heraus. Doch wie kann Jakobsons Hinweis auf den »ascending scale of freedom« (Jakobson 1995: 119) berücksichtigt werden, wonach mit der zunehmenden Entfernung von den im engeren Sinne semiotisch organisierten Bereichen (Morphologie, Phonologie, Wortschatz) die Möglichkeit abnimmt, die Phänomene großflächiger sprachlicher Produktion auf eine Code-Langue zurückzuführen? Auch Saussure erkennt die Probleme, die eine Ausweitung des Langue-Modells auf die transphrastischen Ebenen der Textproduktion aufwirft: »Mais il faut reconnaître que dans le domaine du syntagme il n'y a pas de limite tranchée entre le fait de langue, marque de l'usage collectif, et le fait de parole, qui dépend de la liberté individuelle. Dans une foule de cas, il est difficile de classer une combinaison d'unités, parce que l'un et l'autre facteurs ont concouru à la produire, et dans des proportions qu'il est impossible de déterminer.«<sup>32</sup> (Saussure 1962: 173). Saussure klassifiziert diejenigen Aspekte der Textproduktion, die nicht auf der Langue-Seite untergebracht werden können (»une foule de cas«), als Phänomene der Parole. Die Abschiebung der Frage der Textkonstitution in den Bereich der Parole bedeutet jedoch, dass der Text als ein individuelles Produkt des sprechenden Subjekts betrachtet wird, das sich der linguistischen Analyse entziehen muss.

Bevor ich mich den pragmatischen Lösungsvorschlägen für das Problem der wortübergreifenden Organisation von Zeichen zuwende, betrachte ich zunächst einige struktural-semiotische Antworten. Dabei wird deutlich, dass die Antworten Emile Benvenistes und A.J. Greimas' – den beiden Epigonen Saussures in Frankreich – das alte Problem Saussures mit der „lateralen“ Dimension des Diskurses teilweise in den Griff bekommen. Inwieweit eine entsprechend geöffnete struktural-semiotische Theorie sich aber auf die Konstitution von Texten beschränkt und dabei von der Ereignishaftigkeit des Diskurses absieht, das muss später kritisch erörtert werden.

Eine erste Andeutung auf die Ebene von Enunziation, Kontext und Diskurs findet sich in Émile Benvenistes Unterscheidung von „semiotischer“ und „semantischer“ Bedeutung. So verweist semiotische Bedeutung auf das klassische strukturalistische Modell der Langue, wonach die Bedeutung eines Zeichens aus dessen distinktiven codegeregelten Eigenschaften

---

<sup>31</sup> »Man muss alle syntagmatischen Typen, die nach regelmäßigen Formen konstruiert werden, auf die Langue, nicht auf die Parole zurückführen.«

<sup>32</sup> »Aber man muss anerkennen, dass es im Bereich des Syntagmas keine klare Grenze gibt zwischen dem Fakt der Langue, der Markierung kollektiven Gebrauchs, und dem Fakt der Parole, die von der individuellen Freiheit abhängt. In einer großen Anzahl von Fällen ist es schwierig, eine Kombination von Einheiten zu klassifizieren, weil der eine und der andere Faktor dazu beigetragen haben, sie hervorzubringen, und zwar in Proportionen, die unmöglich zu bestimmen sind.«

resultiert, wohingegen semantische Bedeutung eine spezifische Verbindung der Zeichen miteinander voraussetzt:

La sémantique, c'est le « sens » résultant de l'enchaînement, de l'appropriation à la circonstance et de l'adaptation des différents signes entre eux. Ça c'est absolument imprévisible. C'est l'ouverture vers le monde. Tandis que la sémiotique, c'est le sens refermé sur lui-même et contenu en quelque sorte en lui-même.<sup>33</sup> (Benveniste 1974: 21)

Während die semiotische Dimension den »sens immédiat [...] sans histoire ni environnement«<sup>34</sup> (Pierre Daix in Benveniste 1974: 22) eines isolierten Zeichens betrifft und als »signifikante Basis der Langue« (*base signifiante de la langue*) fungiert, befasst sich die semantische Ebene mit »le mode spécifique de signification qui est engendré par le discours«<sup>35</sup> (Benveniste 1974: 64, Hervorhebung von EB). In einer prägnanten Formel formuliert Benveniste: »Le sémiotique (le signe) doit être *reconnu* ; le sémantique (le discours) doit être *compris*.«<sup>36</sup> (Benveniste 1974: 64f.). Das Innovative der semantischen Ebene liegt, wie auch Paul Ricœur (1975: 91) betont, in dem radikalen Perspektivenwechsel, der nötig ist, um von der semiotischen Ebene des Zeichens zu den semantischen Ebenen von Satz und Diskurs zu gelangen. Wenn der Diskurs wirklich einer eigenständigen Betrachtung bedarf, dann bedeutet das, dass die klassischen Anwendungsbereiche der strukturalen Linguistik (Phonologie, Morphologie, Syntax) um eine pragmatische Linguistik der großflächigen, transphrastischen Einheiten jenseits von Wort und Satz ergänzt werden müssen.

Wie Jakobson scheint auch Benveniste im Universum von Diskurs und Semantik höhere Freiheitsgrade (»l'ouverture vers le monde«) zu erkennen als im Bereich der Zeichentheorie. Eine solche Annahme kann jedoch nur vom Standpunkt des klassischen Strukturalismus aus geäußert werden, müssen hier doch die Regeln, die Semantik und Diskurs organisieren, in der Tat als die individuellen Erscheinungen der *parole*<sup>37</sup> bzw. als sozialpsychologisch oder psychologisch determinierte Tatsachen gefasst werden. Benveniste fordert daher einen »neuen Begriffs- und Definitionsapparat« (*appareil nouveau de concepts et de définitions*) (1974: 65), der berücksichtigt, dass Semantik und Diskurs genauso wie Zeichen und Langue von Regeln organisiert werden, nur eben von pragmatischen statt von struktural-semiotischen Regeln.

---

<sup>33</sup> »Die Semantik ist der ›Sinn‹, der aus der Verkettung, der Aneignung der Umstände und der Anpassung der verschiedenen Zeichen untereinander resultiert. Dies ist absolut unvorhersehbar, die Öffnung zur Welt. Dagegen ist die Semiotik der auf sich selbst zurückverwiesenen Sinn, der sich in einer gewissen Weise in sich selbst behält.«

<sup>34</sup> »unmittelbaren Sinn. Gewissermaßen ohne Geschichte und Umgebung«

<sup>35</sup> »in den spezifischen Bedeutungsmodus, der vom Diskurs hervorgebracht wird«

<sup>36</sup> »Das Semiotische (das Zeichen) muss *erkannt* werden; das Semantische (der Diskurs) muss verstanden werden.«

<sup>37</sup> Vgl. Saussures Probleme, mit der Dimension des Satzes zurecht zu kommen. Nach Saussure ist der Satz als eine syntagmatische Wortgruppe zu begreifen, die in den Bereich der Parole gehört: „La phrase est le type par excellence du syntagme. Mais elle appartient à la parole, non à la langue“ (Saussure 1962: 172).

Benvenistes Unterscheidung von „semiotisch“ und „semantisch“ kann als ein Versuch gewertet werden, dem Vorwurf auszuweichen, der Strukturalismus interessiere sich nur für abstrakte Sätze und grammatikalische Aktualisierungen eines vorgängigen Codes und nicht für empirisch-konkrete Aussagen in spezifischen Kontexten. Doch entbehrt Benvenistes Linguistik gerade eines solchen »appareil nouveau«, der die Produktion von konkreten Aussagen und den semantischen Gehalt, der durch die Verknüpfung solcher Aussagen hervorgebracht wird, formal bestimmen könnte. Benvenistes „Diskurstheorie“ erschöpft sich in eher allgemeinen programmatischen Forderungen, so z.B. dass Semantik und Diskurs »c'est [...] le sens (l'« intenté »), conçu globalement, qui se réalise et se divise en « signes » particuliers«<sup>38</sup> (Benveniste 1974: 64).

Dem Semiotiker, dem Gründer der *École de Paris* Algirdas J. Greimas, gelingt es, die „laterale“ Ebene der Bedeutungsproduktion, Benvenistes „Semantik“, rigoros zu formalisieren. Greimas' fundamentale Revision der strukturalen Linguistik schließt an Louis Hjelmslevs Unterscheidung von Ausdrucks- und Inhaltsebene an. Während Saussure die lautlich-materiale und die inhaltlich-konzeptuelle Seite als gegenseitig abhängige („solidarische“) Seiten *eines* Zeichens betrachtet, beinhaltet für Louis Hjelmslev »[j]edes Zeichen, jedes Zeichensystem, jedes Figurensystem, das so eingerichtet ist, daß es als Zeichensystem dient, [...] eine Ausdrucksform und eine Inhaltsform.« (Hjelmslev 1974b: 61, Hervorhebung von JA). Die Fortschritt der hjelmslevianischen Ausdruck-Inhalts-Unterscheidung besteht darin, »Ausdrucksebene und Inhaltsebene [...] erschöpfend und widerspruchsfrei als in jeweils vollkommen analoger Weise aufgebaut [zu] beschreiben [...], so daß auf den beiden Ebenen vollständig gleich definierte Kategorien vorgesehen werden.« (Hjelmslev 1974b: 62). Hjelmslev betrachtet die beiden Seiten von Saussures Unterscheidung, Signifikant und Signifikat, als die „biisotop“ zueinander stehenden formalen Ebenen von Ausdruck und Inhalt. Jeder Signifikat bzw. jeder Signifikant besitzt demnach einen Wert, der sich aus seiner respektiven Position auf Inhalts- bzw. Ausdrucksebene ergibt. Die inhaltlich-begriffliche Seite des Zeichens wird somit endgültig von seinen idealistisch-psychologischen Obertönen befreit und als eine Ebene gefasst, die sich genauso in kleinste distinktive Einheiten differenzieren und formal beschreiben lässt wie die Aussprache, die Morphologie oder das Wortvokabular.

In *Sémantique structurale* (1966) greift Greimas Hjelmslevs Rekonzeptualisierung von Saussures Signifikat als einer Inhaltsebene auf und formuliert eine formale Semantik. Die Orientierung der Saussure'schen Zeichentheorie an isolierten Wortzeichen wird somit von zwei Seiten aus problematisiert. Die semiotische Ebene des einzelnen Worts wird zum einen unterschritten, und zwar indem Greimas das Wort in dessen kleinste konstitutive Bedeutungseinheiten differenziert und die Produktion konkret manifestierter Bedeutung als

---

<sup>38</sup> »das ist der global begriffene Sinn (das ›Intendierte‹), der sich in spezielle ›Zeichen‹ realisiert und aufteilt.«

„Semem“, d.h. als die Verbindung eines semischen Kerns mit einem kontextuellen Sem definiert. Zum anderen wird die Ebene des Zeichens durch die Einführung einer Ebene diskursiver Isotopie überschritten: Diskursive Isotopie bezeichnet die wortübergreifende Kooperation von Sememen und die Erzeugung von wortübergreifenden Einheiten, d.h. Texten.

Mit Semem und diskursiver Isotopie kann die kontextuell-wortübergreifende Organisation kleinster Bedeutungseinheiten nun formal beschrieben werden. Das Wortzeichen bzw., in Greimas' Terminologie, das „Lexem“, wird als der Spezialfall einer Semkombination verstanden, die Eingang in ein Wörterbuch findet und »antérieur[e] à toute manifestation dans le discours [ist, JA], qui, lui, ne peut produire que des sémèmes particuliers«<sup>39</sup> (Greimas 1966: 51). Da der Eintrag im Lexikon von der konkreten diskursiven Realisierung des Lexems („manifestation“) abstrahieren muss, muss die Beschreibung konkret-empirischer Bedeutungskonstitution die laterale Verknüpfung der kleinsten Bedeutungseinheiten, von Semen zu Sembündeln („Sememen“) berücksichtigen. So lässt Greimas an die Stelle der Aufzählung abstrakter Wortzeichen die Verbindung von semischem Kern (*noyau sémique* oder N) und kontextuellem Sem (*sème contextuel* oder C) treten. Das Semem umfasst die semischen Merkmale, die ein Wort oder eine Gruppe von Worten in einem bestimmten manifestierten Kontext aufweisen. Das Lexem „Kopf“ etwa manifestiert in Ausdrücken wie „jemandem den Kopf waschen“, „sich einen Kopf machen“ und „auf dem Kopf stehen“ je unterschiedliche Bedeutungen, die nur beschrieben werden können, wenn der Prozess der lateralen Verknüpfung von Wortzeichen reflektiert wird. Mit Blick auf das Wortzeichen „Kopf“ kann ein semischer Kern „Extremität“ und „Superativität“ ausgemacht werden, der in allen untersuchten Verbindungszusammenhängen („Inventaren“) wiederkehrt.

Um die andere Ebene – die Ebene der „Überschreitung“ des Wortzeichens in der diskursiven Isotopie – zu fassen, führt Greimas den Begriff des Klassems ein. Wie das kontextuelle Sem kooperiert auch das Klassem mit semischen Kernen. Doch im Gegensatz zu ersterem gehören Klasseme nicht zum »anliegenden Kern« (*noyau contigu*), sondern zum »iterativen Kontext« (*contexte itératif*) (Greimas 1966: 53). Indem Klasseme mit verschiedenen Kernen wiederholt verbunden werden und ein Mindestmaß an Redundanz hergestellt wird, entstehen Sinneffekte, die dem Text den Charakter einer homogenen, argumentativen und kohärenten Gesamtheit verleihen. Diskursive Isotopie bezeichnet den Prozess der Herstellung wort- und sememübergreifender Zusammenhänge in manifestierter Sprache: »nous essaierons de montrer, grâce à ce concept d'*isotopie*, comment les textes entiers se trouvent situés à des niveaux sémantiques homogènes, comment le signifié global d'un ensemble signifiant, au lieu (comme le propose Hjelmslev) d'être postulé *a priori*, peut

---

<sup>39</sup> »jeder Manifestation im Diskurs, der nur bestimmte Sememe produzieren kann, vorausgeht.«

être interprété comme une réalité structurelle de la manifestation linguistique.«<sup>40</sup> (Greimas 1966: 53).

Greimas wird somit Benvenistes Forderung gerecht, den lateralen Charakter diskursiv-semantischer Produktion (im Gegensatz zum „vertikalen“ Charakter der Aktualisierung eines isolierten Wortzeichens aus dem Raum sprachlicher Möglichkeiten der Langue) theoretisch einzuholen, und zwar auf den beiden semantischen Konstitutionsebenen diesseits und jenseits des Wortzeichens, von Sem und diskursiver Isotopie. Weder die Konstitution eines Semems noch die Herstellung diskursiver Isotopien zwischen Sememen lässt sich mit dem Bezug auf eine transzendente Grammatik, eine Langue erklären. Sowohl die Unter- als auch die Überschreitung des Wortzeichens setzt notwendig die Manifestation von Sprache und laterale Verbindungen zwischen den Zeichen voraus:

on peut se rendre compte du rôle que joue le contexte, considéré comme unité du discours supérieur au lexème : il constitue un niveau original d'une nouvelle articulation du plan du contenu. En effet, le contexte, au moment même où il se réalise dans le discours, fonctionne comme un système de compatibilités et d'incompatibilités résidant dans le fait que deux noyaux sémiques peuvent se combiner avec un même sème contextuel.<sup>41</sup> (Greimas 1966: 52).

Doch auch wenn sich die strukturelle Linguistik über die eigenständige Bedeutung semantischer Phänomene zunehmend klar wird, hält sie nicht trotzdem an einer semiotischen Basis fest? Wenn Benveniste die Langue als ein System der »zwei Dimensionen« (*deux dimensions*) (Benveniste 1974: 65) des Semiotischen und Semantischen betrachtet, stellt er die strukturalistische Codevorstellung nicht wirklich in Frage. Zwar fordert Benveniste, dass

il faut dépasser la notion saussurienne du signe comme principe unique, dont dépendraient à la fois la structure et le fonctionnement de la langue. Ce dépassement se fera par deux voies :  
– dans l'analyse intra-linguistique, par l'ouverture d'une nouvelle dimension de signifiante, celle du discours, que nous appelons sémantique, désormais distincte de celle qui est liée au signe, et qui sera sémiotique ;  
– dans l'analyse translinguistique des textes, des œuvres, par l'élaboration d'une métasémantique qui se construit sur la sémantique de l'énonciation.<sup>42</sup>  
(Benveniste 1974: 66)

---

<sup>40</sup> »dank des Konzept der Isotopie werden wir versuchen zu zeigen, wie ganze Texte sich auf homogenen semantischen Ebenen situiert finden, wie das globale Signifikat einer signifikanten Gesamtheit, anstelle *a priori* postuliert zu werden (wie es Hjelmslev vorschlägt), als eine strukturelle Realität linguistischer Manifestation interpretiert werden kann.«

<sup>41</sup> »man kann sich über die Rolle des Kontexts, verstanden als eine über dem Lexem befindliche Diskurseinheit, klar werden: Er konstituiert eine originale Ebene einer neuen Artikulation der Inhaltsebene. So funktioniert der Kontext, in dem Moment, in dem er sich im Diskurs realisiert, als ein System von Kompatibilitäten und Inkompatibilitäten, das in der Tatsache besteht, dass zwei semische Kerne mit demselben kontextuellen Sem kombiniert werden können.«

<sup>42</sup> »es ist notwendig, die Saussure'sche Idee des Zeichens als einheitliches Prinzip, von dem sowohl die Struktur wie die Funktionsweise der Langue abhängen, zu überwinden. Eine solche Überwindung wird auf zwei Wegen

Doch wenn sich die Semantik einer Botschaft (bzw. eines Diskurses) »se réalise et se divise en « signes » particuliers, qui sont les *mots*«<sup>43</sup> (Benveniste 1974: 64), muss eine semantische Betrachtung nicht weiter eine semiotische Basis voraussetzen und implizit mit dem Langue-Modell operieren? Auch Greimas scheint genau an einer solchen semiotischen Basis festzuhalten. Wenn sowohl das Semem wie auch diskursive Isotopie auf der Verbindung von semischen Kernen mit kontextuellen Semen (Greimas 1966: 53) basieren, müssen dann nicht gegebene Bedeutungseinheiten, semische Kerne, vorausgesetzt werden, die nur semiotisch, d.h. unabhängig von ihren Kontexten definiert werden können? Verweist der semische Kern nicht auf unterhalb der lexematischen Ebene angesiedelte „elementare Inhalte“, die ungeachtet des kontextuellen Zusammenhangs von der transzendentalen Instanz der Langue aktualisiert werden müssen? Wie auch immer, weder Benveniste noch Greimas stellen den strukturalen Rahmen wirklich in Frage. Zwar gelingt es ihnen, die theoretischen Probleme, auf die die Saussure'sche Theorie jenseits der Ebene isolierter Zeichen stößt, zu lösen. Die vorgeschlagenen Mechanismen, die die „laterale“ Verbindung von Zeichen regeln, beschränken sich allerdings auf die *Konstitution von Texten*; der spezifische *Gebrauch* von Texten, die artikulatorische *Praxis* des Diskurs, die Faktizität der *Enunziation* kann nur pragmatisch beschrieben werden.

## 2.5 Die pragmatische Dimension: Diskurs als Ereignis

Viele der Linguisten, die in den siebziger Jahren die Abkehr von strukturalen Code- bzw. Langue-Modellen einleiten, fordern eine Reflexion über die Heterogenität und die Opazität sprachlicher Produktion ein. Wenn die klassische formal-strukturelle Linguistik den Übergang von Langue zu Parole als die homogene und transparente (De)Kodierung eines gegebenen Inhalts betrachtet, dann lässt sie sowohl die Mehrebenenstruktur sprachlicher Äußerungen als auch ihren singulären Geschehnischarakter außer Acht. So merken Reboul und Mœschler an, dass im Rahmen eines Codemodells »[i]l [le langage, JA] se suffit à lui-même et l'interprétation d'une phrase consiste à la *décoder*, c'est-à-dire à utiliser le code constitué par la langue dans laquelle elle est exprimée, pour restituer le message. Le langage est une sorte de substrat par le moyen duquel les pensées, qui ne sont pas directement transportables

---

erfolgen:

- in der intra-linguistischen Analyse, durch die Öffnung einer neuen Bedeutungsdimension, derjenigen des Diskurses, die wir Semantik nennen und von nun an von der, die mit dem Zeichen verbunden ist und semiotisch sein wird, unterschieden ist;
- in der translinguistischen Analyse von Texten, Werken, durch die Ausarbeitung einer Metasemantik, die von der Semantik der Enunziation ausgeht.«

<sup>43</sup> »realisiert sich und teilt sich nach speziellen ›Zeichen‹ auf, nach Worten«

puisqu'immatérielles, peuvent le devenir par l'intermédiaire des phrases (matérielles) qui les expriment.«<sup>44</sup> (Reboul und Moeschler 1998: 17f.).

Mit der pragmatischen Wende der französischen Linguistik richtet sich die Betrachtung auf die Regeln und Mechanismen, die den Gebrauch und die Ereignishaftigkeit („Enunziation“) von Sprache regeln. Neben die Frage, was ein Satz aussagt bzw. wie der Satz hervorgebracht wird, tritt die Reflexion des Umstands, *dass* der Satz geäußert wurde. An die Stelle abstrakt-grammatikalischer Sätze treten spezifisch geäußerte Sätze, d.h. nur in ihren faktischen Äußerungen („Enunziationen“) existierende Aussagen („Enunziate“). Die linguistische Pragmatik<sup>45</sup> bezeichnet eine Perspektive, die die sprachliche Äußerung als einen Akt, als singuläres Geschehnis, als einen eigenen Fakt in der Welt beschreibt. Diller und Récanati umreißen den Unterschied von strukturaler und pragmatischer Linguistik folgendermaßen: »Quand on énonce une phrase, on fait référence à un état de choses dont on parle, mais cet état de choses n'est pas, en général intégralement symbolisé par la phrase : pour déterminer ce dont parle un locuteur, il faut prendre en considération non seulement la phrase qu'il énonce, mais aussi le contexte d'énonciation, et certains éléments dans la phrase ont précisément pour fonction d'indiquer quel aspect de la situation d'énonciation doit être considéré afin de déterminer ce dont parle le locuteur.«<sup>46</sup> (Diller und Récanati 1979: 3).

Im Gegensatz zur Satz/Code-Logik der formal-strukturalen Linguistik ist die theorieleitende Unterscheidung der linguistischen Pragmatik die von Enunziation/Enunziate. Diese Umstellung auf die Spezifität der Enunziation lenkt den Blick auf den spezifischen Kontext des sprachlichen Akts. Der Kontextbegriff der Pragmatik reicht weiter als die laterale Dimension der strukturalen Semantik (Benveniste, Greimas), weil nicht nur der textuale, sondern gerade auch der situationale Kontext von Personen, Raum und Zeit der Enunziation zur Diskussion steht. Aber er reicht weniger weit als vorgängige „objektive“ Sinnstrukturen oder „subjektive“ Deutungsmuster, die Hermeneutik und (Sozial-)Phänomenologie als der

---

<sup>44</sup> »sie (die Sprache, JA) sich selbst genügt und die Interpretation eines Satzes darin besteht, ihn zu *dekodieren*, d.h. einen Code zu benutzen, der von der Langue, in der sie ausgedrückt wird, konstituiert wird, um die Botschaft wiederherzustellen. Die Sprache ist eine Art Substrat, über das das Denken, das nicht direkt übertragbar ist, weil es immateriell ist, es durch die Vermittlung von (materiellen) Sätzen, die es ausdrücken, werden können.«

<sup>45</sup> Auch wenn auf den ersten Blick nicht unerhebliche Gemeinsamkeiten festzustellen sind, sollte die Pragmatik der französischen Sprachwissenschaften nicht mit dem Pragmatismus amerikanischer Prägung verwechselt werden. Während amerikanische Pragmatisten in der Regel von bestimmten Freiheitsgraden für subjektives Handeln ausgehen, setzt die französische Linguistik auch nach ihrer pragmatischen Wende die subjektkritische Haltung ihrer strukturalistischen Vorläufer fort. Ein systematischer Vergleich mit pragmatistischen Ansätzen, der zweifelsohne auch überraschende Konvergenzen zum Vorschein bringen würde, kann an dieser Stelle jedoch nicht geleistet werden.

<sup>46</sup> »Wenn man einen Satz enunziert, bezieht man sich auf einen Weltzustand, von dem man spricht, aber dieser Weltzustand wird i.a. nicht vollständig durch den Satz symbolisiert: Um zu das bestimmen, von dem der Sprecher spricht, muss man nicht nur das berücksichtigen, was er enunziert, sondern auch den Enunziationskontext, und bestimmte Elemente im Satz haben gerade die Funktion, zu indizieren, welchen Aspekt der Enunziationssituation, betrachtet werden muss, um zu bestimmen, von was der Sprecher spricht.«

transzendente sinnpendende Hintergrund sprachlicher Produktion gelten<sup>47</sup>. Der pragmatische Kontextbegriff begnügt sich ausschließlich mit den spezifischen Umständen, die den Vollzug sprachlicher Produktion begleiten und den Erfolg eines Sprechakts begründen. Weil die textuale Form sich mit jedem sprachlichen Gebrauch in spezifisch neue und irreduzibel kontingente Kontexte einschreibt, ist der linguistische Kontext hier weder zeitneutral noch transzendent. Die Diskursanalyse, die die Spezifität und Kontingenz des Kontexts in Rechnung stellen will, muss ihre begrifflichen Werkzeuge überdenken, wenn sie von „Bedingungen diskursiver Produktion“ spricht, ein grammatisches Verständnis von „diskursiver Formation“ an den Tag legt oder andere mit anderen die Kontingenz diskursiver Produktion einschränkenden Begründungsfiguren arbeitet.

Der Begriff der Enunziation (frz. „énonciation“, engl. „utterance“) soll im Folgenden dem in der deutschen sprachwissenschaftlichen Terminologie geläufigeren (und zugegebenermaßen ästhetischeren) Begriff der Äußerung vorgezogen werden. Dadurch wird nicht nur wechselseitige („solidarische“) Abhängigkeit von Enunziation und Enunziat, von Vollzug und Vollzogenem transparent; es wird auch eine expressiv-subjektivistische Interpretation des Verhältnisses von Sprecher (als subjektiver Innerlichkeit) und Sprache (als instrumentaler Äußerlichkeit) vermieden. Denn mit der Wiederherstellung einer subjektiv-psychologischen Ebene der Sinngestaltung hat die pragmatische Theorie der Enunziation, wie schon in Benvenistes klassischer Definition der Enunziation als »cette mise en fonctionnement de la langue par un acte individuel d'utilisation«<sup>48</sup> (Benveniste 1974: 80) deutlich wird, nichts zu tun. So darf das Problem der Enunziation nicht mit den individuell-akzidentell-subjektiven Aspekten der Langue, die Saussure unter die Rubrik der Parole packt, verwechselt werden. Saussure fasst die Parole als eine »exécution [... qui est] toujours individuelle«<sup>49</sup> (Saussure 1962: 30), als eine *black box*, in der zufällige Abweichungen versammelt werden, die aus der individuellen Realisierung der Langue herrühren (beispielsweise die Frage, ob das R gerollt wird oder nicht oder ob schnell oder langsam gesprochen wird). Um diese individuellen idiosynkratischen Abweichungen geht es der pragmatischen Theorie der Enunziation nun aber gerade nicht. Récanati bemerkt dazu: »La pragmatique étudie la parole ou, mieux, le discours, mais elle n'étudie pas ce qu'il y a de particulier et d'individuel dans l'utilisation du langage«<sup>50</sup> (Récanati 1981: 20). Die Enunziation bezeichnet vielmehr eine eigene Ebene sprachlicher Regeln, also etwa die Frage, wie Texte mit ihren Kontexten kooperieren und auf welche Weise das Problem, *dass* enunziert wird, sprachlich eingeholt wird.

---

<sup>47</sup>

<sup>48</sup> »die Enaktierung der Langue durch einen individuellen Gebrauchsakt«

<sup>49</sup> »eine immer individuelle Ausführung«

<sup>50</sup> »Die Pragmatik untersucht die Parole oder besser den Diskurs, aber sie untersucht nicht, was es an Besonderem und Individuellem im Gebrauch der Sprache gibt«

Aber der Saussure'sche Begriff der Parole ist nicht nur deshalb problematisch, weil er das Problem des Gebrauchs in den Bereich der subjektiv-individuellen Aneignung von Sprache verweist und der sprachwissenschaftlichen Formalisierung entzieht. Er ist auch deshalb unzureichend, weil er die Verkettung, Sequenzierung und Anordnung von Zeichen ausschließlich als das Problem paradigmatisch-syntagmatischer Satzproduktion versteht. Wenn eine Parole linearisierte Langue darstellt, dann geht es nur um die Addition einzelner Wortzeichen, deren spezifischer Vollzug nicht mitgedacht werden braucht. Alternativ zu diesen zeit- und kontextneutral konstruierten und damit beliebig wiederholbaren Sätzen (*phrases*) der klassischen Linguistik<sup>51</sup> hält die pragmatische Linguistik den Begriff der Aussage bzw. des Enunziats bereit. Das Enunziat setzt immer einen spezifischen Kontext voraus, in dem der Satz enunziert wurde. Ducrot definiert einen Satz (*phrase*) als »un être linguistique abstrait, identique à lui-même à travers ses diverses occurrences«<sup>52</sup>, wohingegen das Enunziat (*énoncé*) eine »occurrence particulière, la réalisation *hic et nunc* de la phrase«<sup>53</sup> (Ducrot 1984: 95) darstellt. Anders als der Satz, eine »invention de cette science particulière qu'est la grammaire«<sup>54</sup> (Ducrot 1984: 174), eine Wissenschaft, die jeder Äußerung die Realisierung einer zeitneutralen Bedeutung unterstellt, ist das Enunziat eine empirisch-konkrete Einheit, deren Wiederholungen je neue Bedeutungen hervorbringen. Erst die theoriesemantische Umstellung auf die Unterscheidung von Enunziation und Enunziat trägt dem Umstand Rechnung, dass jede Wiederholung eines Enunziats die Produktion eines neuen Enunziats zur Folge hat. Anders als der Satz kann das Enunziat nicht wiederholt werden, ohne zu einem neuen Enunziat zu werden. Nur das Enunziat und nicht der abstrakte Satz einer Grammatik oder eines Wörterbuchs, der von den spezifischen Enunziationskontexten abstrahieren muss, kann empirisch-konkret beobachtet werden.

Die Umstellung auf die Leitunterscheidung von Enunziation und Enunziat erlaubt es, die Heterogenität diskursiver Produktion zu analysieren. Während die in der Parole realisierte Bedeutung eindeutig ist und auf den Wert, den das linearisierte Produkt in der Langue inne hat, zurückgeführt werden kann, betrachtet die pragmatische Linguistik Bedeutung als mehrschichtigen Prozess. In dem Abschnitt über Benveniste habe ich den Unterschied zwischen den beiden Sinnebenen des Semiotischen und des Semantischen („erkannter“ und „verstandener“ Sinn) verdeutlicht. Im Anschluss an John Austins Sprechakttheorie zeigt die linguistische Pragmatik, dass der Sinn eines Satzes sich nicht auf dessen Inhalt reduzieren lässt, sondern immer auch die Tatsache seiner Enunziation verhandeln muss. Die Bedeutung eines Satzes erschöpft sich nicht darin, *was* er aussagt. Das Verdienst Austins war es, gezeigt zu haben, dass auch die Tatsache, *dass* ein Enunziat und diesem oder jedem Kontext geäußert

---

<sup>51</sup> Das gleiche Problem findet sich in Noam Chomskys Transformationsgrammatik.

<sup>52</sup> »ein sich über seine verschiedenen Erscheinungen selbstidentisches, abstraktes linguistisches Wesen«

<sup>53</sup> »eine besondere Erscheinung, die Realisierung *hic et nunc* des Satzes«

<sup>54</sup> »Erfindung jener speziellen Wissenschaft der Grammatik«

wird, auf bestimmte Weise geregelt wird. So verbindet sich mit der Enunziation eines Enunzats nicht nur eine Aussage über die Welt. Vielmehr ist schon die Enunziation selbst ein spezifisch geregeltes Ereignis in der Welt – etwa ein Befehl, eine Frage oder eine einfache Tatsachenfeststellung –, das vom Satz indiziert bzw. reflektiert werden kann. Austin unterstreicht die Wirkung des Enunzats, die der Satz qua Enunziation ausübt:

Once we realize that what we have to study is *not* the sentence but the issuing of an utterance in a speech-situation, there can be hardly any longer a possibility of not seeing that stating is performing an act. [...] And statements do 'take effect' just as much as 'namings', say: if I have stated something, then that commits me to other statements: other statements made by me will be in order or out of order. (Austin 1962: 139)

Beispielsweise stellt das Enunzats „Geh nach Hause!“ nicht nur die persönliche Meinung des Sprechers fest, dass der Sprechpartner nach Hause gehen sollte. Der Satz verbindet sich insbesondere auch mit einem bestimmten Wirkungsmodus, dem durch das Ausrufezeichen angezeigten Imperativ, der den Erfolg des Sprechakts erst eintreten lässt, wenn der Sprechpartner die geforderte Handlung vollzieht und nach Hause geht.

Diese sprechakttheoretischen Überlegungen mögen auf den ersten Blick banal erscheinen, wird ein Befehl doch bekanntlich dann geäußert, um den Gegenüber zu einem bestimmten Handeln zu veranlassen. Die tiefere Bedeutung von Austins Theorie liegt darin, dass der Befehl nicht als Ausnahme in einem Sprachuniversum, das ansonsten vorwiegend aussageorientierte Enunzate umfasst, zu verstanden werden braucht. Gerade auch „neutrale“ Enunzate, also etwa Tatsachenfeststellungen, sowohl über innere wie über äußere Zustände, und Aussagen über die Welt, können nun als spezifische sprachliche Ereignisse verstanden werden. Die Enunziation des Enunzats „Meine Tante ist eine Rechtsanwältin.“ impliziert beispielsweise, dass ein spezifischer Tatsachen- bzw. Wahrheitsanspruch aufgestellt wird, und zwar egal ob die betreffende Person in Wirklichkeit etwas ganz anderes ist oder nicht. Wenn der Sprecher weiß, dass seine Tante in Wirklichkeit Ärztin ist, dann bedeutet dies, dass er gelogen hat, nicht aber, dass er den Mechanismus des Sprechakts falsch angewendet hat. In diesem Fall benutzt der Lokutor den spezifischen Wirkungsmodus („illokutionäre Kraft“) des Enunzats, um einen bestimmten Effekt zu erreichen, und um ein Enunzats „wahrheitsgemäß“ erscheinen zu lassen, muss es die illokutionäre Kraft von Wahrheitsaussagen bzw. Tatsachenfeststellungen (und nicht von Befehlen, Fragen oder Wünschen) tragen. Die spezifische illokutionäre Kraft eines Enunzats ist also unabhängig davon, ob das, was gefordert wird, der Fall ist oder nicht. Denn natürlich bleibt eine Tatsachenfeststellung eine

Tatsachenfeststellung, selbst wenn sie gelogen ist oder sie nicht geglaubt wird, und ein Befehl ein Befehl, selbst wenn er nicht befolgt wird.<sup>55</sup>

Mit Austins Insistieren auf die Ebene der Enunziation (der *utterance*) eines Sprechakts lässt sich die Enunziation des Diskurses als ein mehrschichtiges Bedeutungsphänomen konzeptualisieren, das nach einer deskriptiv-konventionellen („Was sagt das Satz bzw. das Zeichen?“) und einer pragmatisch-enunziativen Ebene („Was ist die Bedeutung seiner Enunziation?“) unterschieden werden kann. Récanati arbeitet mit zwei unterschiedlichen Sinnbegriffen, die er einmal „Signifikation“ (*signification*, für konventionelle Signifikat-Signifikant-Zuweisungen) und das andere Mal „Sinn“ (*sens*, für pragmatisch-enunziative Bedeutung) nennt<sup>56</sup>. Die Enunziation von „Meine Tante ist eine Rechtsanwältin.“ beschränkt sich nicht auf die inhaltliche Aussage über die professionelle Orientierung einer Verwandten des Lokutors (=Signifikation), sondern umfasst auch eine Tatsachenfeststellung, die als wahre, d.h. realitätsadäquate Aussage gelten soll (=Sinn). Die Bedeutung eines Enunziats beschränkt sich nicht, wie es die Parole-Langue-Theorie unterstellt, auf die eindimensionale Realisierung einer grammatikalischen Möglichkeit: »[L]’énonciation de cette phrase par une certaine personne dans un certain contexte véhicule un sens aditionnel qui varie selon les situations d’énonciation et ne saurait être attribué à la phrase elle-même.«<sup>57</sup> (Récanati 1979: 7).

An den „zusätzlichen Sinn“ des pragmatisch-enunziativen Gebrauchs erinnern paradoxe Äußerungen wie „Ich lüge“ oder „Ich schweige“. Récanatis Unterscheidung von Signifikation und Sinn hilft, die beiden sich widersprechenden Bedeutungsdimensionen dieser Äußerungen auseinander zu halten. Die Signifikation der beiden Sätze entspricht dem Umstand, dass der in der ersten Person sprechende Lokutor die Unwahrheit bzw. nichts sagt. Der Sinn dagegen läuft auf das glatte Gegenteil hinaus. Die beiden Beispielsätze sind nämlich im Modus einer Tatsachenfeststellung mit Wahrheitsanspruch formuliert und implizieren eine „wahrheitsgemäße Beschreibung eines Weltzustands“, was sich mit dem deskriptiven Inhalt der Signifikation widerspricht. Die Äußerung der beiden Sätze enaktiert demnach zwei in Konflikt tretende Bedeutungen: Wie kann der deskriptiv-konventionelle Inhalt von „Ich lüge“ wahr sein und die Äußerung gleichzeitig eine Lüge sein? Wie kann die Aussage „Ich schweige“ geäußert werden und gleichzeitig geschwiegen werden? Die Möglichkeit pragmatischer Paradoxe bzw. performativer Widersprüche verweist nun keineswegs auf ein Defizit eines gegebenen Sprechakts. Von einem Defizit müsste nur im Rahmen eines Modells ausgegangen werden, das entweder von der Homogenität des sprachlichen Produkts ausgeht

---

<sup>55</sup> Vgl. Austin: »truth and falsity are [...] not names for relations, qualities, or what not, but for a dimension of assessment—how the words stand in respect of satisfactoriness to the facts, events, situations, &c. to which they refer.« (Austin 1962: 149).

<sup>56</sup> Ducrot definiert „Sinn“ und „Signifikation“ genau umgekehrt (Ducrot 1972: 111).

<sup>57</sup> »Die Enunziation dieses Satzes durch eine bestimmte Person in einem bestimmten Kontext verleiht einen zusätzlichen Sinn, der je nach Situation variiert und nicht dem Satz selbst zugesprochen werden kann.«

oder hinter jeder Aussage das Wirken eines einheitlichen Sprechzentrums vermutet. Die linguistische Pragmatik basiert dagegen auf einem Modell, das die Heterogenität enunziativer Bedeutungsproduktion betont<sup>58</sup>.

Pragmatische Paradoxe sind jedoch nicht nur ein geeignetes Mittel, um die konstitutive Heterogenität sprachlicher Produktion zu illustrieren. Kleine Veränderungen ihrer sprachlichen Gestalt vermögen auch die besondere Rolle bestimmter Pronomen und Partikel herauszustellen. Wenn ich „Ich schweige“ in eine beliebige andere Person umwandle (z.B. die dritte Person „Er schweigt“), verschwindet der performative Widerspruch zwischen Signifikation und Sinn. Der Aussage, dass eine männliche Person, die nicht Bestandteil der Sprechsituation ist, schweigt, tritt in diesem Fall mit dem spezifischen illokutionären Modus der Enunziation („Tatsachenfeststellung mit Wahrheitsanspruch“) nicht in Widerspruch: Die männliche Person schweigt, und der Lokutor spricht.

Dieser Austauschtest zeigt, dass nur bestimmte Ausdrucksformen oder „Partikel“ auf die Enunziationssituation zugreifen. Um zu prüfen, wie sich Signifikation und Sinn zueinander verhalten, kann man den Test fortführen und weitere Bestandteile des Satzes schrittweise mit anderen austauschen. So scheint nicht nur das Personalpronomen der ersten Person (dies gilt auch für den Plural: vgl. „Wir schweigen“ vs. „Ihr schweigt“), auch das Präsens eine besondere Funktion zu haben. Der Wechsel des Tempus („Ich schwieg“) zeigt, dass Präsens und Präteritum unterschiedliche enunziative Bedeutungen aufweisen. Während das Präsens den Moment der Enunziation indiziert und in diesem Sinne als ein „subjektives“ Tempus gelten kann, bezeichnet das Präteritum „objektive“ Zeitpunkte in der Vergangenheit, d.h. Zeitpunkte, die nicht allein durch den deiktischen Verweis auf die Enunziation bestimmt

---

<sup>58</sup> Dieser posthermeneutische Zug der französischen Schule der Diskursanalyse wird von Althusser und Lacan vorbereitet. Nach Althusser zeichnet sich Marx' Frühwerk durch ein spannungsvolles Über- und Nebeneinander von „Ideologie“ (d.h. die Verhaftung des jungen Marx in den romantischen Subjekttheorien der Zeit) und „Wissenschaft“ (die „reife“ Theorie des *Kapital*) aus. Althusser's Technik der „symptomalen Lektüre“ zielt auf die Entflechtung dieser beiden Diskurse (Althusser 1965). Lacan radikalisiert die Idee der in sich heterogenen Konstitution des Diskurses, wenn er von der fundamentalen Spaltung jedes sprechenden Subjekts ausgeht. Kein Enunziat kann demnach auf eine reine selbstgenügsame Bewusstseinsinstanz zurückgeführt werden. In jedem Enunziat spricht immer auch der Andere, was dazu führt, dass das Enunziat gegenüber dem vom Sprecher Gemeinten, Bewussten oder Intendierten einen irreduziblen Überschuss bereit hält. Anders dagegen in Habermas' Theorie kommunikativen Handelns, die den Diskurs als eine in sich ungebrochene, konsensuale Struktur begreift. Insofern Habermas die konstitutive Brüchigkeit, die Heterogenität des Diskurses zurückweist, muss der performative Widerspruch den Zusammenbruch sinnhaft-rationaler Kommunikation anzeigen, eine Situation, die „rationale“ Kommunikationsteilnehmer unter allen Umständen vermeiden wollen. So argumentiert Habermas, dass sich der moralisch-normative Skeptiker, der sich »auf eine bestimmte Argumentation überhaupt einläßt, unvermeidlicherweise Argumentationsvoraussetzungen macht, deren propositionaler Gehalt seinem Einwand widerspricht. Apel stilisiert diese Form der performativen Widerlegung des Skeptikers zu einem Begründungsmodus, den er folgendermaßen beschreibt: »Etwas, das ich nicht, ohne einen aktuellen Selbstwiderspruch zu begehen, bestreiten und zugleich nicht ohne formallogische *petitio principii* deduktiv begründen kann, gehört zu jenen transzendentalpragmatischen Voraussetzungen der Argumentation, die man immer schon anerkannt haben muß, wenn das Sprachspiel der Argumentation seinen *Sinn* behalten soll.« (Apel 1976: 72f.; zit. in Habermas 1983: 92, Hervorh. v. KOA.). Doch warum sollte man in performativen Widersprüchen das Aussetzen von Sinn sehen, wenn in der Produktion des Diskurses von vornherein heterogene Bedeutungsebenen verhandelt werden (vgl. Authier-Revuz 1982)?

werden können. Der Austauschtest fördert überdies zu Tage, dass die Form des Präsens eine breite Palette spezifischer Zeitlichkeiten enactieren kann: Man vergleiche etwa „Ich schweige“ mit „Normalerweise schweige ich“ oder „Ich schweige gerne“ Neben dem „echten“ Präsens der Enunziation umfassen die spezifischen Gebrauchsformen des Präsens auch ein Präsens der Gewohnheiten, der Vorlieben usw., die je nach linguistischem Kontext zum Tragen kommen können. Um etwa das „echte“ Präsens, das die Enunziation deiktisch indizierende Präsens eindeutig zu realisieren, kann der Satz um weitere enunziative Partikel ergänzt werden, z.B. „Ich schweige jetzt“ Aber selbst in diesem Fall, wo der Widerspruch zwischen Signifikation und Sinn auf den ersten Blick unvermeidlich scheint, sind Kontexte denkbar, in denen der Lokutor nicht für das Ich des Enunziats verantwortlich zeichnet (wenn die Äußerung etwa als ein Zitat markiert ist). Eine Radikalisierung dieser Überlegungen muss zur Aufgabe des normativ-grammatikalischen Sprachidealismus führen, wie sie ein transzendentaler Sprachcode impliziert. Während für den Strukturalismus Sätze „richtig“, d.h. den grammatischen Regeln der Langue entsprechend geformt werden müssen, gibt die pragmatische Linguistik den Anspruch auf, zwischen der Richtigkeit und Falschheit von Sätzen zu unterscheiden. Kein Satz kann *a priori* falsch sein, weil seine pragmatische Wirkung immer vom spezifischen Äußerungskontext abhängt. Anders gesagt, auch „falsche“ Sätze entfalten pragmatische Wirkungen und können somit nicht „sinnlos“ sein. Für die Pragmatik können auch Sätze, die vom Standpunkt einer abstrakten normativen Grammatik keinerlei Sinn ergeben – und selbst Ereignisse, die nicht von vornherein als sprachliche Äußerungen erkannt werden (z.B. die Handlung „jemand schließt eine Autotür“) – als sprachlich „sinnvolle“ Äußerungen gelten. Für den Erfolg des Sprechakts ist entscheidend, in welchen Kontexten das diskursive Ereignis stattfindet, und auch Taten und Gesten wie die Schließung der Autotür können im Kontext eines Streits, einer Kontaktaufnahme, etc. bestimmte Sinneffekte zur Folge haben.

Doch legt die Hinwendung zur diskursiven Ebene der Enunziation nicht eine Rückkehr zum sprechenden Subjekt nahe, das die Produktion von Sinn autonom kontrolliert? Das ist die Befürchtung, die viele strukturalistische Linguisten in den sechziger und frühen siebziger Jahren äußern. So ist für Dubois die Enunziation »présentée soit comme le surgissement du sujet dans l'énoncé, soit comme la relation que le locuteur entretient par le texte avec l'interlocuteur, ou comme l'attitude du sujet parlant à l'égard de son énoncé. [...] On définit aussi l'énonciation comme l'impact du sujet dans un texte.«<sup>59</sup> (Dubois 1969: 100, 103). Dubois wie auch viele andere vom Strukturalismus geprägten Sprachwissenschaftler unterstellen der Enunziationstheorie zunächst die Annahme einer »Kompetenz des sprechenden Subjekts« (*compétence du sujet parlant*) (103). Selbst bei Benveniste, der

---

<sup>59</sup> »entweder als Auftauchen des Subjekts im Enunziat oder als Verhältnis, das der Sprecher über den Text mit dem Sprechpartner unterhält, vorgestellt, oder als Haltung des sprechenden Subjekts gegenüber seinem Enunziat.

Subjektivität ja als ein Produkt grammatischer Kategorien fasst, werden gewisse Passagen aufgetan, die von den subjektkritischen Diskurstheoretikern der Zeit als Hinweis auf stillschweigend implizierte sprechende Subjekte verstanden werden<sup>60</sup>. Wenn etwa, wie Marandin anführt, »[l]’ADF (analyse du discours français, JA) se construit explicitement sur le rejet de la conception d’un sujet autonome et libre, d’une énonciation«<sup>61</sup> à la Benveniste (Marandin 1979: 32), kann es kaum Wunder nehmen, dass viele der DiskurstheoretikerInnen der ersten Stunde dem Begriff der Enunziation zunächst nur mit Vorsicht begegnen. Michel Pêcheux bemerkt in einem Artikel von 1975 („Mises au point et perspectives à propos de l’analyse automatique du discours“): »[l]a difficulté actuelle des théories de l’énonciation réside dans le fait que ces théories reflètent le plus souvent l’illusion nécessaire constitutive du sujet, c’est-à-dire qu’elles se contentent de *reproduire au niveau théorique cette illusion du sujet*, à travers l’idée d’un sujet énonciateur porteur de choix, intentions, décisions, etc. dans la tradition de Bally, Jakobson, Benveniste (la « parole » n’est pas loin!).«<sup>62</sup> (Pêcheux 1990: 169). Doch zeigt die weitere Entwicklung, dass die subjektkritische Tradition der französischen Linguistik und Diskursanalyse keineswegs mit einer diskursiven Theorie der Enunziation inkompatibel ist. Im Gegenteil, die pragmatische Wende erlaubt es Linguisten wie Oswald Ducrot, die Enunziation als einen für die strukturelle Linguistik komplementären Begriff zu sehen<sup>63</sup>, ohne die strukturalistische Kritik des Subjektivismus wieder in Frage zu stellen: »souvent on entend par là [énonciation] le processus psychologique [...] qui est à l’origine de l’énoncé, le travail dont celui-ci est produit [...] Le concept d’énonciation dont je vais me servir n’a rien de psychologique, il n’implique pas que l’énoncé est produit par un sujet parlant.«<sup>64</sup> (Ducrot 1980: 33f.).

---

[...] Man definiert die Enunziation auch als die Wirkung des Subjekts auf den Text.«

<sup>60</sup> So kann an eine Definition von Benveniste des *discours*-Begriffs erinnert werden: der Diskurs, »qui est la langue en tant qu’assumée par l’homme qui parle, et dans la condition d’*intersubjectivité*, qui seule rend possible la communication linguistique.« (»die die als vom Menschen, der spricht, angenommene Sprache ist, und unter der Bedingung der Intersubjektivität, die allein linguistische Kommunikation möglich macht.«, Benveniste 1966: 266).

<sup>61</sup> » die FDA (die französische Diskursanalyse, JA) explizit auf der Ablehnung der Konzeption eines autonomen und freien Subjekts einer Enunziation aufbaut«

<sup>62</sup> »die gegenwärtige Schwierigkeit der Theorien der Enunziation ruht in der Tatsache, dass diese Theorien meistens die für die Konstitution der Subjekte notwendige Illusion widerspiegeln, d.h., dass sie sich damit begnügen, *diese Illusion des Subjekts auf theoretischer Ebene zu reproduzieren*, über die Idee eines enunzierenden Subjekts, das Träger von Wahlhandlungen, Intentionen, Entscheidungen etc. in der Tradition von Bally, Jakobson, Benveniste ist (die »Parole« ist nicht weit!).«

<sup>63</sup> »Certes le structuralisme, tel que les disciples de Saussure l’ont développé, ignorait l’énonciation en la mettant du côté de la parole, mais je pense que l’on peut intégrer un très grand nombre de phénomènes énonciatifs à la structure linguistique elle-même. Il s’agit d’un élargissement du structuralisme, qui respecte l’idée fondamentale de ce structuralisme.« (»Sicher ignorierte der Strukturalismus, wie die Schüler de Saussures ihn entwickelt haben, die Enunziation, indem er sie auf der Seite der Parole verortete, aber ich denke, dass man eine sehr große Anzahl von enunziativen Phänomenen in die linguistische Struktur selbst integrieren kann. Es handelt sich um eine Erweiterung des Strukturalismus, die die fundamentale Idee dieses Strukturalismus respektiert.«, Ducrot 1992: 64f.).

<sup>64</sup> »oft versteht man darunter (unter Enunziation, JA) den psychologischen Prozess [...], der den Ursprung des Enunziats ausmacht, die Arbeit, aus der dieser gemacht ist [...] Der Enunziationsbegriff, den ich gebrauchen werde, hat nichts Psychologisches; er impliziert nicht, dass das Enunziat von einem Sprechenden Subjekt

Die Innovation von Oswald Ducrots Polyphoniebegriff besteht darin, das Enunziat selbst und nicht, wie es die literaturwissenschaftliche Rezeption dieser auf Mikhail Bakhtin zurückgehenden Idee der Polyphonie in der Regel auszeichnet, eine Folge von Enunziaten als ein mehrschichtiges Phänomen zu betrachten. Nach Ducrot verhandelt das Enunziat unterschiedliche „Stimmen“, die sich in der Enunziation auf komplexe Art überlagern: » c'est l'objet propre d'une conception polyphonique du sens que de montrer comment l'énoncé signale, dans son énonciation, la superposition de plusieurs voix.«<sup>65</sup> (Ducrot 1984: 183). Hinter dem Sinn eines Enunziats vermutet Ducrot keine einheitliche Sprechinstanz, die sich im Enunziat ausdrückt; im Enunziat überlagern sich verschiedene Grade der Verantwortungsübernahme, die sich auch widersprechen können. Der Lokutor kann demnach nicht als die Quelle eines einheitlichen intendierten Sinns gelten, denn jedes Enunziat verhandelt, und zwar im Vollzug der Enunziation, eine Mehrzahl an Sprechpositionen, die sich gegenseitig voraussetzen und überlagern.

Dieses Phänomen kann am Beispiel der Ironie illustriert werden. Man stelle sich folgende Situation vor: Eine Frau will ein Auto kaufen und geht ins Autohaus. Sie fragt den Verkäufer nach dem Preis des ausgestellten Luxus-BMW, worauf ihr der Verkäufer antwortet: „€ 50 000,-, aber vollgetankt!“ Darauf die Frau: „Oh, was für ein Schnäppchen!“. Eine strukturelle Codetheorie wird die Ironie der Frau ignorieren müssen. Dagegen können ausgehend von Ducrots polyphoner Lokutorthorie im Enunziat des Verkäufers zwei verschiedene Lokutoren ausgemacht werden: Zunächst äußert der eine, den man auch den Lokutor der nüchternen Sachauskunft nennen kann, den Preis. Komplizierter ist nun der zweite Teil des Enunziats, denn hier sieht man nicht nur, dass mit „aber“ ein Lokutor ins Spiel kommt, der den ersten Lokutor teilweise in Frage stellt. Dieser Lokutor der Infragestellung ist aber erstens nicht ohne den ersten Lokutor möglich (Wie könnte „aber“ sonst als argumentative Verbindung dienen?), und zweitens, und hier äußert sich ironische Effekt der Überlagerung verschiedener Lokutoren, zeichnet sich der erste Teil durch einen anderen Grad der Verantwortungsübernahme aus. Ironisch ist der zweite Teil („aber vollgetankt“) insofern, als der Verkäufer für diesen zweiten Teil nicht im gleichen Ausmaß verantwortlich zeichnet. Die Polyphonie ironischen Sprechens zeigt sich noch deutlicher in der Entgegnung der Frau. Der eigentümliche Effekt der Ironie, dass etwas gesagt wird, indem es verneint wird, kommt gerade dadurch zu Stande, dass ein und dasselbe Enunziat zwischen zwei Lokutoren verhandeln muss. Der eine Lokutor wird vom anderen nämlich nur eingeführt, um sich von diesem abgrenzen zu können („das [es ist billig] hat der andere gesagt, ich dagegen meine [es ist teuer]“). Dieser Mechanismus, der meistens auf bestimmte Weise (wie durch offensichtliche Übertreibung, bestimmte Gesten, oft Intonation etc.) signalisiert werden muss,

---

hervorgebracht wird.«

<sup>65</sup> »es ist ein eigenes Objekt einer polyphonischen Konezption von Bedeutung zu zeigen, wie das Enunziat in

um zweifelsfrei verstanden werden zu können, beruht also auf einem Modell in sich gebrochenen Diskurses.

In den achtziger Jahren geraten semiotisch-strukturelle Ansätze gegenüber pragmatischen Strömungen weiter in die Defensive. Ein Beispiel dieser „post-strukturalen“ Wende ist die radikal-pragmatische Relevanztheorie, die von dem französischen Kognitionswissenschaftler Dan Sperber in die französische Sprachwissenschaft und Diskursanalyse eingeführt wird. Zusammen mit Deirdre Wilson folgt er H. Paul Grice’ Theorie der Konversationsmaximen. Grice’ Maximen stellen diskurskonstitutive Regeln dar, die die Kommunikation organisieren, und zwar ganz gleich, ob sie eingehalten oder gebrochen werden. Um zu kommunizieren, müssen die Kommunikationspartner bestimmte durch die Maximen aufgebaute Erwartungen aufbauen; die Kommunikation läuft jedoch auch weiter, wenn die durch die Maximen aufgebauten Erwartungen nicht erfüllt werden. Nach Grice lautet das Hauptprinzip kommunikativer Interaktion: »Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged« (Grice 1991: 26). Grice differenziert diese Hauptmaxime nach Unterprinzipien der Quantität („mache deinen Beitrag so informativ wie nötig aber auch nicht informativer als nötig“), der Qualität („lüge nicht und spreche nicht über Dinge, von denen du nichts weißt“), der Relevanz („sei relevant“) und der Art („sei konzise“). Der Vorteil der Maximentheorie liegt darin, dass die Kommunikation keinen Code und nicht einmal eine Sprache voraussetzen braucht, denn nach Grice’ Maximentheorie kann man auch kommunizieren, indem man nichts oder etwas (grammatikalisch) vollkommen Falsches sagt, denn eine Maxime stellt keinen normativen Maßstab dar, an dem sich die Richtigkeit oder Falschheit von Kommunikation ablesen ließe. Im Gegenteil, Schweigen kann genauso wie übermäßiges Reden bestimmte kommunikative Effekte erzielen, und zwar durch „Implikatur“. Implikaturen sind diskursive Effekte, die durch Befolgung bzw. Nichtbefolgung der Konversationsmaximen entstehen. Der Gegenstand diskursanalytischer Betrachtung kann somit von sprachlichen auf alle möglichen Ereignisse ausgeweitet werden, die einen kommunikativer Effekt erzielen. Darunter können Gesten, aber auch alle sprachlichen „Fehler“ oder Neuschöpfungen fallen, die im Rahmen eines Codemodells als sinnlos gelten müssen.

Indem sie Grice’ Kommunikationsmaximen auf eine einzige Maxime reduzieren (»Every act of ostensive communication communicates the presumption of its own optimal relevance«, Sperber und Wilson 1993: 158), stellen Sperber/Wilson die Grice’sche Relevanztheorie auf eine einfache wie allgemeine theoretische Basis. Für den Ablauf von Kommunikation ist demnach entscheidend, dass der Allokutor erkennt, dass der Lokutor mit ihm kommunizieren will, und dies kann auf viele verschiedene Arten geschehen. Um die kommunikative Intention

---

seiner Enunziation die Überlagerung verschiedener Stimmen signalisiert.«

des Sprechers wahrzunehmen, muss eine Veränderung der kognitiven Umwelt des Sprechpartners vorliegen, die im Sinne einer »ostensive communication« prozessiert werden kann. Die kognitive Umwelt – der Kontext der pragmatischen Linguistik – muss als dynamische, sich ständig verändernde Variable gesehen werden, was den Blick auf den konkret-empirischen Kommunikationsprozess lenkt. Die Beteiligten des Kommunikationsprozesses suchen ihre kognitive Umwelt demnach dauernd auf Anzeichen kommunikativer Intentionen ab. Es ist egal, wie kommuniziert wird, ob geredet wird, ob geschwiegen wird oder ob mit dem Schuh auf den Tisch gehauen wird, ausschlaggebend für die Kommunikation ist, dass der Akt als Veränderung in der kognitiven Umwelt anderer wahrgenommen wird und von diesen im Sinne »of its own optimal relevance« aufgefasst wird. Äußerungen müssen nicht „entziffert“, sondern lediglich als Zeichen kommunikativer Intentionen erkannt werden. Neben der Einfachheit dieses Modells kann als Pluspunkt auch der dynamische und breite Kontextbegriff gelten.

Doch führt die relevanztheoretische Radikalisierung der pragmatischen Theorie in bestimmten Punkten wieder auf bestimmte Probleme zurück, die mit dem Strukturalismus schon überwunden waren. Die Reduzierung des Diskurses auf letztlich (sozial-)psychologisch begründete Kognitionsprozesse eignet sich sicher gut für die Analyse kommunikativen Austauschs zwischen Individuen; für die diskursive Artikulation von Ereignis und Struktur hilft Sperber/Wilsons Relevanztheorie jedoch nicht weiter, denn sie setzt den Kontext eines Akts mit der kognitiven Umwelt *des Individuums* gleich. Damit wird das Individuum wieder als „Ort der Wahrheit“ etabliert, als eine Instanz, der die Produktion und Entzifferung von Sinn und Bedeutung obliegt. Nicht nur wird konkret-empirische Sprache auf den kommunikativen Austausch intentional handelnder Individuen reduziert; es wird auch wieder die Rolle des autonom handelnden Subjekts aufgewertet. Für die Diskursanalyse verhält sich das Verhältnis von Individuum und Diskurs umgekehrt: Nicht intentional handelnde Subjekte machen den Diskurs; der Diskurs bringt vielmehr Subjekte, Intentionen und Handlungen hervor. Der Diskurs spielt sich nicht in, sondern außerhalb der Individuen ab, die sich seiner bemächtigen, um sozial bzw. diskursiv sichtbar zu werden, um und gegenüber anderen Subjekten „Präsenz“ zu zeigen und um als sprechende Subjekte in Konflikte um Macht und Anerkennung einzutreten. Die subjektivistische Illusion innerer Einheit bzw. intendierten Sinns realisiert sich in und durch die konkreten diskursiven Ereignisse, die „Subjekt-Effekte“ hervorbringen. Dabei kann nicht von dem System von Differenzen abgesehen werden, in dem das diskursive Ereignis stattfindet. Das Individuum wird zum Subjekt, indem es von einem Ereignis in einem System von Differenzen positioniert wird, dessen Positionen durch dieses Ereignis wiederum reartikuliert werden. Dieses System von Differenzen ist weder auf die „subjektive“ Umgebung eines Individuums zu reduzieren (Kognitivismus) noch als eine geschlossene „objektive“ Struktur zu fassen (Soziologismus); dieses konstitutiv offene

System muss ständig „vernäht“ werden, und zwar durch wiederholte Artikulationen, die die Positionen des diskursiven Prozesses zu einem vorläufig konstituierten System von Differenzen verknüpfen. Während radikale Pragmatiker von einem kommunikativen Kontextbegriff ausgehen – einer kognitiven Umwelt, die von den Individuen nach kommunikativen Intentionen abgesucht wird – geht die Diskursanalyse von einem diskursiven Kontextbegriff aus, der eine konstitutiv offene Struktur von Differenzen darstellt, die durch kontingente Ereignisse vernäht wird. Für die im Folgenden zu umreißende struktural-pragmatische Diskurstheorie würde der radikal-pragmatische Kommunikationsbegriff, wie er von Sperber/Wilson vertreten wird, daher zu kurz greifen. Der Begriff der kognitiven Umwelt eines Individuums ist zu ungenau, um den strukturalen Aspekt des Diskurses in den Griff zu bekommen. Wenn der Diskurs auf der Differenz von Enunziation und Struktur bzw. von Text und Kontext basiert, dann muss die Frage gestellt werden, wie sich diskursive Strukturen bilden bzw. wie der diskursive Prozess zu einem System von Differenzen „vernäht“ wird. Die diskursanalytische Leitfrage lautet: Wie werden die zwei heterogenen Ebenen des Diskurses, Struktur und Ereignis, diskursiv artikuliert?

Bevor ich die struktural-pragmatische Diskurstheorie abschließend darstelle, soll die statisch-binäre Fundierung des Saussure'schen Strukturbegriffs überdacht werden und auf eine formal-operationale Strukturtheorie umgestellt werden. Auf diese Weise ist es möglich, die strukturale Seite des Diskurses zu denken, ohne einen transzendentalen Code bzw. eine übergreifende Grammatik anzunehmen, und Struktur als das vorläufige Produkt eines temporalen Prozesses kontingenter Operationen zu fassen.

## 2.6 Die Temporalität von Struktur: von binären Oppositionen zu kontingenten Operationen

Ich werde in diesem Abschnitt den Weg formaler Modellbildung weitergehen und die Grenzen des statisch-binären Strukturbegriffs Saussures aufzeigen. Zunächst werden die Vorteile quaternärer und ternärer gegenüber binären Strukturmodellen hervorgehoben. Dann wird diskutiert, wie mit Hilfe von Logik und Semiotik essentialistische Identitäts- und Transzendenzpostulate überwunden und Struktur als ein Produkt formaler Operationen gedacht werden kann. Auf diese Weise kann das strukturale Modell auf der irreduziblen Kontingenz formal-semiotischer Operationen basiert werden. Angesichts dieses temporalisierten Strukturbegriffs muss der „gemeinte Sinn“ bzw. die „wahre Bedeutung“ eines Texts oder die „geschlossene Objektivität“ anderer operational stabilisierter Strukturen (z.B. eines Felds) als eine (notwendige) Illusion der Leserin bzw. der Beobachterin gelten. Die strukturale Seite des Diskurses ist weder stabil noch geschlossen; eine Struktur von Relationen konstituiert sich in einem komplexen Prozess sich wiederholender und rekursiv

verbundener Operationen, die eine gegebene Position vorläufig determinieren und stabilisieren.

Schon für die klassische strukturelle Theorie Lévi-Strauss' erschöpft sich der Strukturbegriff keineswegs in einer binären Logik. So wendet Lévi-Strauss' Mythen­theorie den Blick weg von isolierten Binäroptionen hin zu komplexeren Systemen, in denen Differenzen in Differenz gesetzt sind. Dies kann sowohl mit Blick auf die Theorie des *tricksters* wie auch auf die schon erwähnte „kanonische Formel“ behauptet werden. Auf den ersten Blick arbeitet die Theorie des *tricksters* mit einer Dreierstruktur. So bezeichnet der *trickster* einen „Vermittler“, der, indem er die Harmonie einer existierenden Binäroption stört (z.B. „Jagd“ als vermittelndes Element zwischen „Landwirtschaft“ und „Krieg), eine neue Binäroption hervorbringt („Pflanzenfresser“ vs. „Raubtiere, vgl. Lévi-Strauss 1958: 248). Wir haben es also nicht mit einer Zweier- oder Dreier-, sondern mit einer Fünferstruktur zu tun<sup>66</sup>.

Dass eine binäre Opposition eher ein defizitäres Viereck als eine selbstgenügsame Struktur darstellt, lässt sich auch an Lévi-Strauss' „kanonischer Formel“ ablesen. Lévi-Strauss leitet die kanonische Formel von einer Reihung der Varianten eines Hopimythos ab, der dem Ritual des „Shalako“ zu Grunde liegt. Nach Lévi-Strauss kann man vier Versionen (Varianten) dieses Mythos folgendermaßen in Beziehung setzen:

(Masauwû : x) ≅ (Muyingwû : Masauwû) ≅ (Shalako : Muyingwû) ≅ (y : Masauwû) où x et y représentent des valeurs arbitraires qu'il faut néanmoins postuler pour les deux versions « extrêmes ». Dans ces versions, en effet, le dieu Masauwû, qui paraît seul, et non en relation avec un autre dieu (version 2), ou même absent (version 3), se voit assigner des fonctions qui restent tout de même relatives. Dans la première version, Masauwû (seul) est secourable envers les hommes, sans l'être toutefois absolument ; dans la version 4, il est hostile, mais pourrait l'être davantage. Son rôle est par conséquent défini – au moins implicitement – par comparaison avec un autre rôle possible et non spécifié, ici représenté par les valeurs x et y. Au contraire, dans la version 2, Muyingwû est relativement plus secourable que Masauwû, comme dans la version 3, l'est relativement plus que Muyingwû.<sup>67</sup> (Lévi-Strauss 1958: 251).

---

<sup>66</sup> Wobei der *trickster*, wie noch gleich auszuführen sein wird, die neutrale Position des Y in Blanchés Hexagon einzunehmen scheint.

<sup>67</sup> »(Masauwû : x) ≅ (Muyingwû : Masauwû) ≅ (Shalako : Muyingwû) ≅ (y : Masauwû), wobei x und y arbiträre Werte repräsentieren, die man dennoch für die beiden »extremen« Versionen postulieren muss. In diesen Versionen wird dem Gott Masauwû, der alleine und nicht in Verbindung mit einem anderen Gotte (Version 2) auftaucht oder sogar abwesend ist (Version 3), Funktionen zugesprochen, die jedoch relativ bleiben. In der ersten Version ist Masauwû (alleine) gegenüber den Menschen rettbar (*secourable*), ohne dass dies tatsächlich eintreten muss; in Version 4 ist er feindlich gesinnt, könnte es aber noch mehr sein. Seine Rolle ist daher zumindest im Vergleich mit einer anderen möglichen und nicht spezifizierten Rolle, hier durch die Werte x und y dargestellt, implizit definiert. Im Gegenteil, in Version 2 ist Masauwû relativ rettbarer (*plus secourable*) als es relativ mehr als Muyingwû Masauwû, wie in Version 3, ist.«

Es sei dahingestellt, ob Lévi-Strauss' Analyse empirisch „richtig“ ist. Entscheidend in unserem Zusammenhang ist, dass nach Lévi-Strauss jeder mythische Term ein mindestens vierpoliges System von Unterscheidungen voraussetzen muss. Die binäre Relation kann nicht unabhängig von einer größeren Struktur bestehen, die mindestens vier Terme koordiniert. Dabei stehen die Terme  $x$  und  $y$  für die grundsätzliche Möglichkeit, den Prozess der Variantenbildung des Mythos nach beiden Seiten unendlich fortzuführen, oder, um das Bild des Greimas'schen Vierecks zu bemühen, immer weitere Vierecke anzubauen. Auch wenn die Möglichkeiten der operationalen Erzeugung neuer Terme unbegrenzt sind, kann dennoch ein »generisches Gesetz« von in Differenz gesetzten Differenzen formuliert werden. Die Differenz von zwei Differenzen ist die minimalistische Beschreibung der Struktur des Mythos, und es überrascht nicht, dass Lévi-Strauss' „kanonische Formel“ vier Funktionen angibt:  $F_x(a) : F_y(b) \cong F_x(b) : F_{a-1}(y)$ , wobei zwei Differenzen („:“) in Differenz („ $\cong$ “) stehen.

Erst mit der wechselseitigen Konstitution von vier Termen bzw. mit der In-Differenzsetzung zweier Differenzen wird die operationale Komplexität erreicht, die es ermöglicht, alle Terme rekursiv zu beschreiben. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass die auf den ersten Blick willkürlich anmutende Anzahl von *vier* möglichen Positionen in den unterschiedlichsten sprachtheoretischen Richtungen und Entwürfen aufgefunden werden kann. Hjeltslevs Kritik des traditionellen Zeichenbegriffs ist hierbei instruktiv. Am Zeichenverständnis Saussures kritisiert Hjeltslev etwas, dass es von »der vagen Realbestimmung« auf, »die uns von der Tradition überliefert ist. Demzufolge ist ein Zeichen in erster Linie bestimmt als Zeichen *für* etwas anderes« (Hjeltslev 1974b: 47). Das Problem dieser exklusiv binären Fundierung liegt auf der Hand, denn wie kann dieses das Zeichen definierende Verhältnis als stabil angenommen werden? Vergegenwärtigen wir uns, dass die konkret-empirische Bedeutung immer kontextabhängig ist, was für eine ausschließlich binär basierte Bedeutungstheorie das Problem aufwerfen muss, dass das Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat mit jedem neuen Gebrauch, und zwar auf unkalkulierbare Weise, neu bestimmt werden muss. Wenn sich das Verhältnis der beiden Seiten bei einem Wort wie „gehen“ von Kontext zu Kontext („ich gehe“, „das Auto geht“) aber ständig ändert, kann ein Zeichen nicht mehr als *ein* Zeichen betrachtet werden, was sich für die formale Linguistik insofern als problematisch erweisen muss, als ein Zeichen mit jedem Gebrauch zu einem irreduzibel neuen Zeichen wird. Hjeltslevs eigene Zeichendefinition hat nicht nur den Vorteil, dass sie dieses permanente „Ausbüchsen“ des Zeichens in immer neue Zeichenbedeutungen umgeht, sondern dass er das Zeichen als eine Abfolge operationaler Anweisungen fasst, die in einem „Kommutationstest“ bzw. einer „Austauschprobe“ geprüft werden kann. Dieser Test dient der Feststellung einer Relation zwischen der Ausdrucks- und der Inhaltsebene, eine Relation, die immer nur anhand der Differenz zweier Zeichen fest gemacht werden muss und sich nicht auf eine Differenz innerhalb eines Zeichens beschränkt. Die Differenz zweier Zeichen (bzw., genauer gesagt,

zweier „Invarianten“) »liegt auf der Ausdrucksebene vor, wenn dort eine Korrelation besteht (z.B. die Korrelation zwischen *a* und *i* in *Hammel – Himmel*), der eine Korrelation auf der Inhaltsebene entspricht (die Korrelation zwischen den Inhaltsgrößen ›Hammel‹ und ›Himmel‹), so daß eine *Relation* besteht zwischen der Ausdruckskorrelation und der Inhaltskorrelation. Diese Relation ist eine unmittelbare Folge der Zeichenfunktion, der Solidarität zwischen Ausdrucksform und Inhaltsform.« (Hjelmslev 1974b: 67). In anderen Worten: Von einem Zeichen kann man erst dann sprechen, wenn jede Veränderung auf einer der beiden Ebene eine Veränderung auf der anderen Ebene hervorruft und umgekehrt: »Die Registrierung der Relation zwischen Ausdruckskorrelation und Inhaltskorrelation muß also für alle Größen des Texts auf beiden Ebenen durchgeführt werden. Das distinktive Moment ist relevant für jedes Inventarisieren. Eine Korrelation auf der einen Ebene, die in dieser Weise in Relation auf der anderen Ebene der Sprache steht, werden wir eine *Kommutation* nennen.« (Hjelmslev 1974b: 73). Hjelmslevs Kommutationstest bietet den Vorteil, dass er das Zeichen als das Produkt von rein formalen Operationsregeln fasst, mit denen nicht nur „existierende“ Zeichen „getestet“, sondern v.a. auch neue hervorgebracht werden können: Hjelmslevs Kommutationstest stellt mehr als nur eine formale Rechenschieberei dar; er impliziert, dass für die Bestimmung „vorhandener“ Bedeutung wie für die Produktion „neuer“ Bedeutung eine Differenz zweier Differenzen gebildet werden muss. Wenn ein sinnhaftes Zeichen eine Relation zwischen einer Differenz auf Ausdrucks- und einer auf der Inhaltsebene notwendig macht, dann verbirgt sich hinter dieser Definition nichts anderes als das Prinzip der In-Differenz-Setzung zweier Differenzen.

Auch in der theologisch-hermeneutischen Tradition wird die Konstitution von Sinn in der Regel mit einem mindestens vierpoligen Modell beschrieben. So weist Paul Ricœur in *La Métaphore vive* die Bedeutung des mittelalterlichen Streits über die *analogia entis* für die hermeneutische Sinn- und Seinsdeutung hin. Nach Ricœur führt die Hermeneutik eine theologische Tradition fort, die das Wort, die Rede und den Text als Spuren eines ontologischen Grunds deutet und interpretiert. »La source principale de toutes les difficultés tient à la nécessité de soutenir la prédication analogique par une ontologie de la participation.«<sup>68</sup> (Ricœur 1975: 347). Die Hermeneutik zielt auf die Klärung des Zusammenhangs einer sprachlichen und einer ontologischen Ebene, und dieser Zusammenhang kann nur in der Form der Analogie ausgedrückt werden: »L’analogie, en effet, se meut au niveau des noms et des prédicats; elle est d’ordre conceptuel. Mais sa condition de possibilité est ailleurs, dans la communication même de l’être.«<sup>69</sup> (Ricœur 1975: 347). Thomas von Aquin unterscheidet nun zwei Arten der Analogie, *proportio* und

<sup>68</sup> »Die hauptsächliche Quelle aller Schwierigkeiten geht auf die Schwierigkeiten zurück, die analogische Prädikation durch eine Ontologie der Teilhabe aufrechtzuerhalten.«

<sup>69</sup> »So bewegt sich die Analogie auf der Ebene der Nomen und Prädikate; sie ist eine konzeptuelle Ordnung. Aber ihre Möglichkeitsbedingung liegt woanders, in der Kommunikation des Seins selbst.«

*proportionalitas*. Während die erstere zwei Quantitäten eines Elements in einer direkten, definierten „Distanz“ zueinander ausdrückt (z.B. eine Zahl und ihr Doppeltes), erlaubt die zweite auch die Inbeziehungsetzung von unvergleichlichen Elementen:

La *proportionalitas*, en revanche, ne comporte aucun rapport direct entre deux termes; elle pose seulement une *similitudo proportionum*, une ressemblance de rapports (par exemple 6 est à 3 ce que 4 est à 2). Mais, de même que la *proportio* n'est pas seulement mathématique, la *proportionalitas* pose une similitude de rapports entre des termes quelconques; ainsi dira-t-on que l'intellect est à l'âme ce que la vue est au corps. On voit l'avantage pour le discours théologique. Entre le créé et Dieu, en effet, la distance est infinie: *finiti ad infinitum nulla est proportio*. Or la ressemblance proportionnelle n'institue aucun rapport déterminé entre le fini et l'infini, puisqu'elle est indépendante de la distance. Elle n'est pourtant pas absence de rapport. Il est encore possible de dire: ce que le fini est au fini, l'infini l'est à l'infini. Transcrivons: la science divine est à Dieu ce que la science humaine est au créé.<sup>70</sup> (Ricœur 1975: 349).

Doch auch wenn sich die Hermeneutik an dem formalen Prinzip der Differenz zweier Differenzen orientiert – denn was anderes ist eine Analogie? –, muss sie vor einer konsequenten differenztheoretischen Formalisierung ihres Text- und Bedeutungsmodells dennoch Halt machen. Würde die Hermeneutik den nicht-essentialistischen und kontingenten Charakter sinnhafter Produktion anerkennen, könnte sie die Hierarchien von diesseitigem Mensch und jenseitigem Gott, materialem Text und ontologischem Sinn nicht aufrecht erhalten. So ist es nur folgerichtig, wenn sich Ricœur daran stört, dass »[l]e formalisme de la *proportionalitas* appauvrit le riche et complexe réseau qui circule entre participation, causalité et analogie.«<sup>71</sup> (Ricœur 1975: 350). Für die Hermeneutik speist sich Sinn aus einer transzendentalen Seinsebene. Und Ricœurs eigene ontologische Hermeneutik beruht auf »[l]a découverte de l'être comme acte [qui] devient alors la clé de voûte ontologique de la théorie de l'analogie.«<sup>72</sup> (Ricœur 1975: 348). Es ist diese Verankerung sinnhafter Praktiken in einer transzendentalen Bedeutungsebene, die eine objektive Grenze für die Kontingenz des Diskurses darstellt.

---

<sup>70</sup> »Die *proportionalitas* dagegen unterhält kein direktes Verhältnis zwischen zwei Termen; sie setzt lediglich eine *similitudo proportionum*, eine Verhältnisähnlichkeit (z.B. ist sechs zu drei wie vier zu zwei). Aber genauso wie die *proportio* nicht nur mathematisch ist, setzt die *proportionalitas* eine Verhältnisähnlichkeit zwischen beliebigen Termen; so wird man sagen, dass der Intellekt zur Seele wie das Sehvermögen zum Körper ist. Man sieht den Vorteil für den theologischen Diskurs. Zwischen der Kreatur und Gott ist der Abstand unendlich: *finiti ad infinitum nulla est proportio*. Nun installiert die proportionale Ähnlichkeit kein Verhältnis zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, denn sie ist vom Abstand unabhängig. Jedoch ist sie keine Verhältnisabwesenheit. Man kann noch sagen: Was das Endliche zum Endlichen ist das Unendliche zum Unendlichen. Übersetzen wir: Die göttliche Wissenschaft ist zu Gott wie die Humanwissenschaft zur Kreatur.«

<sup>71</sup> »der Formalismus der *proportionalitas* das reichhaltige und komplexe Netz, das zwischen Teilhabe, Kausalität und Analogie zirkuliert, austrocknet.«

<sup>72</sup> »der Entdeckung des Seins als eines Akts, der dadurch zum ontologischen Schlüssel der Theorie der Analogie wird.«

Für die struktural-pragmatische Diskurstheorie ist die Annahme einer solchen Grenze problematisch, denn wie sollte sie sich anders als metaphysisch, teleologisch oder transzendental begründen lassen? Ein Exkurs zu den „reinen“ Formalismen von Logik und Semiotik wird verdeutlichen, dass das strukturelle Modell für die irreduzible Kontingenz des Diskurses geöffnet werden kann. Diese Öffnung für die struktural-pragmatische Semantik begeht nicht den hermeneutischen Weg der Rekonstruktion von Inhalten, sondern den formalistischen Weg der operationalen Konstruktion von Formen. Betrachten wir diese Verwandtschaft zwischen formaler Sprachwissenschaft und formaler Linguistik, die schon von Hjelmslev bemerkt wird:

In einem früheren Werk R. Carnaps ist *Struktur* in einer Weise definiert worden, die völlig mit den hier vertretenen Ansichten übereinstimmt, nämlich als etwas rein Formales und rein Relationales. Nach R. Carnap müssen alle wissenschaftliche Feststellungen strukturelle Feststellungen in diesem Sinne des Wortes sein; nach R. Carnap muß eine wissenschaftliche Aussage immer eine Aussage über Relationen ohne Einbeziehung von Kenntnissen oder eine Beschreibung der Relata sein. (Hjelmslev 1974a: 67).

Wie Hjelmslev und Greimas, so vertritt auch Rudolf Carnap einen radikal differenztheoretischen Ansatz, der von einem Primat der „Struktur“ (bzw. Form, Relation, Differenz, Verhältnis) über das „Wesen“ („eigentliche Substanz“) ausgeht. So definiert Carnap in *Der logische Aufbau der Welt* eine „Wesensbeziehung“ als eine Beziehung, die »dem Wesen nach« von »dem einen Vorgang zu dem anderen führt oder beide aus einer gemeinsamen Wurzel herleitet« (Carnap 1998: 28). Jede „Wesenskennzeichnung“ kann aber in eine „Strukturkennzeichnung“ bzw. jede „Eigenschaftsbeschreibung“ in eine „Beziehungsbeschreibung“ überführt werden, nicht aber umgekehrt. Das Problem der Wesensbeziehung „gehört zur Metaphysik“ (26). Dass das gesamte Gebiet der Erkenntnisgegenstände, Naturwissenschaft *und* Geisteswissenschaft »den Sinn einer Ableitung („Konstitution“) aller Gegenstände auf Grund ein und *derselben Basis* « (Carnap 1998: 30) bekommt, nämlich auf Grund der „reinen Relationen“ und „formalen Strukturen“, muss weder die Logik noch die formale Semiotik unter den Generalverdacht des „Szientismus“ oder eines mathematischen Hegemonialanspruchs stellen. Die Kritik an den metaphysischen Begriffen der Geisteswissenschaften („Sinn“, „Subjekt“, „Identität“, „Wesen“) zielt vielmehr auf die Hinterfragung der Gegenüberstellung von Geistes- und Naturwissenschaften. Es wird keine Überlegenheit und Allzuständigkeit der Naturwissenschaften postuliert. Im Gegenteil, das Prinzip der formalen Beschreibung leitet sich nicht ontologisch von der spezifischen Gegenstandsart ab; es geht um die formal-methodische Konstruktion des nur in der Differenz möglichen Gegenstands wissenschaftlicher Beschreibung. Der zentrale Punkt der logischen Erkenntnistheorie ist

gerade nicht, dass sich hinter den geistig-kulturellen Phänomen „eigentlich“ eine mathematische „Objektivität“ verbirgt. Ebenso wenig behauptet die Logik, dass nur diejenigen, die „logisch“ denken können (also „Logiker“) „richtig“ denken. Das logische (bzw. semiotische) Viereck repräsentiert keine höhere, weil mathematisch begründete Ordnung, auf die sich Welt reduzieren ließe. Im Gegenteil: das logische Viereck spiegelt nichts wider; es ist ein kleinräumiges System von sich gegenseitig konstituierenden Termen – und nichts weiter. In anderen Worten: Es geht Logikern v.a. darum, 1) die Beziehungsstruktur(en) der Terme zu denken, d.h. die notwendigen und konstitutiven Beziehungen zu anderen Termen (Carnaps „Strukturen“) zu beschreiben, die ein Term braucht, um ein (bestimmter) Term zu sein, und 2) die Verwandlung, Transformation und Übersetzung alter in neue Termen zu beschreiben, d.h. zu zeigen, welche neuen Terme in einem gegebenen Relationssystem entstehen können.

Die Logik hilft also, die formalen Operationen sprachlicher Produktionen zu beschreiben und die Konstitution sprachlicher Inhalte differenztheoretisch aufzulösen. Die Logik führt nicht aus der Sprache heraus, sondern immer tiefer in sie hinein, und dies ist, was schon Aristoteles erkennt. In Aristoteles' KATÊGORIAI und PERI HERMÊNEIAS beginnt die philosophische Logik damit, ein System formaler Beziehungen unabhängig von jedem Inhalt aufzubauen. Schon ein kurzer Blick auf diese Texte zeigt, dass es keineswegs darum geht, eine objektiv-transzendente Sprache bzw. einen Code logischer Beziehungen zu formulieren. Die Frage, die sich Aristoteles stellt, ist vielmehr eine sprachwissenschaftliche: Wie können Worte zu Sätzen verknüpft werden? Die Worte »rein für sich«<sup>73</sup> sind weder Behauptung noch Verneinung, »aber durch die Verknüpfung dieser miteinander wird eine Behauptung oder Verneinung (daraus); jedes behauptende oder verneinende Urteil ist doch offenkundig entweder *wahr* oder *falsch*, von dem aber, was nicht in Form einer Verknüpfung ausgesagt wird, ist nichts (derart, sondern) weder wahr noch falsch, z.B. »Mensch«, »weiß«, »läuft«, »siegt«<sup>74</sup> (Aristoteles 1998: 6-9). Nach Aristoteles kann von Wahrheit oder Falschheit einer Aussage erst auf der Ebene der Verknüpfung von Worten gesprochen werden. Die Verknüpfung ist aber Aufgabe des *λογος*<sup>75</sup>. *Λογος* wird am besten mit (gesprochener) Rede im Sinne des frz. *discours* wiedergegeben. Auch die moderne Logik geht auf diesen im Griechischen verbreiteten Begriff des *λογος*, der zwischen Rede und Logik noch nicht unterscheidet, zurück – ein bloßer Zufall?

Betrachten wir die Stelle, wo Aristoteles das, was später einmal Logik genannt werden sollte, umreißt: »aufgrund davon, daß der (jeweilige) Sachverhalt besteht oder nicht besteht,

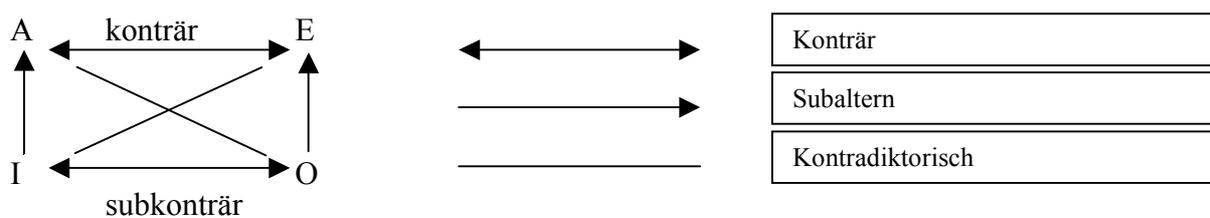
<sup>73</sup> »αυτο μεν καθ' αυτο«.

<sup>74</sup> »τη δε προς αλληλα των δε κατα μηδεμιαν συμπλοκην λεγομενον ουδεν ουτε αληθες ουτε ψευδος εστιν οιον ανθρωπος λευκον τρεχει νικα.«

<sup>75</sup> *Λογος* ist das Nomen zu *λεγειν* („sagen“, „sprechen“) und bezeichnet unterschiedslos Rede, Satz und Satzregeln („Logik“).

wird auch der (ihn beschreibende) *Satz* wahr oder falsch *genannt*, nicht deswegen, weil er selbst fähig wäre, diese Gegensätze an sich zu nehmen<sup>76</sup> (Aristoteles 1998, 4b, S. 22f.). Der *λογος* ist also nicht „logisch“, etwas, das menschliche Rede normiert. Der *λογος* ist das Sprechen, die Bildung von Sätzen bzw. die Realisierung aller möglichen sprachlichen Produkte. Wenn im Folgenden behauptet wird, dass Sprache „logisch“ aufgebaut ist, dann muss das in diesem noch nicht geronnen Sinn von *λογος* als „Sprache-Rede-Logik-Satz“ gelesen werden. Die „logische“ Basis von Sprache impliziert dann keineswegs, dass natürliches Sprechen einer höheren, „reinen“ Normativität folgt. Korrekt ist jedoch: auch mathematische Sprachen basieren auf operationalen Regeln, die natürlichen Sprachen eigen sind.

Die klassische auf Aristoteles zurückgehende Theorie der Logik geht von einem System von Möglichkeiten aus, in dem homonyme Sätze (A, E, O, I) in Beziehung gesetzt werden. Homonym heißt ein Satz, wenn er das gleiche Subjekt und das gleiche Prädikat besitzt („Mensch“ und „sterblich“ sein). Die Sätze A, E, O, I dürfen sich also nur durch unterschiedliche Qualitäten<sup>77</sup> und Quantitäten<sup>78</sup> unterscheiden. Die klassische Theorie basiert auf vier Typen von Beziehungen, die die Sätze untereinander eingehen können: 1) Die konträre Relation: A und E bilden eine konträre Beziehung, d.h. beide Sätze können zwar nicht gleichzeitig wahr; sie können jedoch gleichzeitig falsch sein. 2) Die subkonträre Relation: I und O können nicht gleichzeitig falsch; sie können aber gleichzeitig wahr sein. 3) Die subalterne Beziehung: Wenn A (E) wahr ist, dann auch I (O) bzw. Wenn I (O) falsch ist, dann auch A (E). Und schließlich 4) die kontradiktorische Relation, bei der man von der Wahrheit des einen, auf die Falschheit des anderen Satzes schließen kann (Blanché 1966: 22).



Der begrenzte Nutzen dieser auf Apuläus zurückgehenden formallogischen Theorie homonymer Sätze für eine allgemeine Bedeutungstheorie ist offensichtlich: Es beschränkt sich auf den Sonderfall des Verhältnisses von Sätzen zueinander, die überdies noch gleiche Subjekte und Prädikate aufweisen müssen. Robert Blanché schlägt daher vor, die Relationen zwischen den Sätzen zunächst ausschließlich in den Verhältnissen von Affirmation und

<sup>76</sup> »γὰρ τὸ πρᾶγμα εἶναι ἢ ἡμῶν εἶναι τούτῳ καὶ ὁ λόγος ἀληθὴς ἢ ψευδὴς εἶναι λέγεται οὕτῳ αὐτὸν αὐτὸν δεκτικὸν εἶναι τῶν ἐναντιῶν« (meine Hervorhebungen. Die kursiven Stellen werden im Griechischen durch Formen von *λογος* ausgedrückt).

<sup>77</sup> Z.B. Affirmation oder Negation: „Alle Menschen sind sterblich“ und „Alle Mensch sind nicht sterblich“.

<sup>78</sup> Z.B. universell und partikulär: „Alle Menschen sind sterblich“ und „Kein Mensch ist sterblich“.

Negation auszudrücken. Dann kann der Satz auf zwei verschiedene Weisen negiert werden: »Etant donnée une proposition, ou plus exactement une *lexis*, énonçant une attribution, on peut ou bien nier universellement l’attribution, ou bien nier l’universalité de l’attribution«<sup>79</sup> (Blanché 1966: 25). Entweder wird das Attribut des Satzes (p, nun nicht mehr im klassisch logischen Sinne als Proposition, sondern als λεξις als „Einheit des Redens“, „Begriff“) „universal“ verneint („universal nicht-p“), oder es wird die Universalität des Attributs verneint („nicht-universal p“). Wenn nun noch statt „universal“ durch ein Symbol ersetzt wird, dann kann mit dieser Reduzierung auf die zwei möglichen Operationen („K nicht-p“ und „nicht-K“ p) der Negation das apuläische Schema nun formal vereinfacht und von der Beschränkung auf homonyme Sätze bestimmter Qualitäten und Quantitäten befreit werden:

K-p	K nicht-p	oder noch	K	K ~
nicht-K nicht-p	nicht-K p	einfacher:	~ K ~	~ K

Blanché erweitert das Viereck nun so, dass nicht nur homonyme Sätze, sondern Begriffe jedweder Art auf systematische Art und Weise in Beziehung gesetzt werden können. Jeder Begriff muss dann durch bestimmte Operationen erzeugt werden und kann nur insofern als determiniert gelten, als er in einem rekursiven System operational erzeugter Terme steht. Und an dieser Stellen kreuzen sich die Probleme von Logik und Linguistik:

Un concept ne va jamais seul. Sans parler du réseau infiniment complexe qui le relie, de proche en proche, à l’ensemble des autres concepts et qui fait de cet ensemble, comme celui des mots qui l’expriment, un système global dont aucun élément ne reçoit sa détermination exacte que de son rapport à la totalité, chaque concept se trouve rattaché, par des liens beaucoup plus serrés, à un groupe restreint d’autres concepts, qui forment avec lui une famille.<sup>80</sup> (Blanché 1966: 11)

Während sich die traditionelle Logik mit der Wahrheit oder Falschheit von *Sätzen* begnügt (etwa in der Form „alle Menschen sind sterblich“), erweitert Blanché den Bereich formallogischer Betrachtung auf begriffliche und sprachliche Systeme, und das heißt: Das logische Viereck gibt genauso wenig wie das semiotische Viereck eine inhärent „richtige“ Ordnung wieder, an der die Kontingenz des Operierens ihre Grenze findet.

<sup>79</sup> »Bei einer gegebenen Proposition, oder genauer gesagt einer *Lexis*, die eine Attribution enunziert, kann man entweder universal die Attribution verneinen oder die Universalität der Attribution verneinen.«

<sup>80</sup> »Ein Begriff kommt niemals allein. Ohne von dem unendlich komplexen Netz zu sprechen, das ihn nach und nach an die Gesamtheit der anderen Begriffe bindet und das aus dieser Gesamtheit – wie auch die Gesamtheit der Worte, die sie ausdrücken – ein globales System macht (von dem kein Element seine exakte Determination lediglich aus seinem Verhältnis zur Totalität erhält), ist jeder Begriff durch kleinräumige Verknüpfungen an eine begrenzte Gruppe anderer Begriffe angebunden, die mit ihm eine Familie bilden.«

Wenn Blanché darauf insistiert, dass das formale Schema der Unterscheidungen erst mit zwei weiteren Positionen, d.h. als Hexagon, vollständig ist, dann führt auch diese Erweiterung, um sogleich jedes Missverständnis zu vermeiden, nicht zu einer normativ-objektiven Weltformel, die allen sinnhaften Erscheinungen zu Grunde liegt. Die Erweiterung des logischen Vierecks um zwei weitere Positionen erlaubt es vielmehr, das bekannte Problem anzugehen, das eintritt, wenn nur drei der vier möglichen Terme realisiert werden. Die entstehende Dreierstruktur muss dann wie eine defizitäre Viererstruktur behandelt werden, was ein gewisses Ungleichgewicht zwischen den Termen provoziert. Dieses Ungleichgewicht ist für den Logiker nun nicht deshalb problematisch, weil es ästhetische Probleme bereitet, sondern weil unklar ist, wie drei Terme gleichermaßen rekursiv determiniert werden können. Blanché zeigt dann, wie das klassische Viereck in ein Sechseck erweitert werden kann:

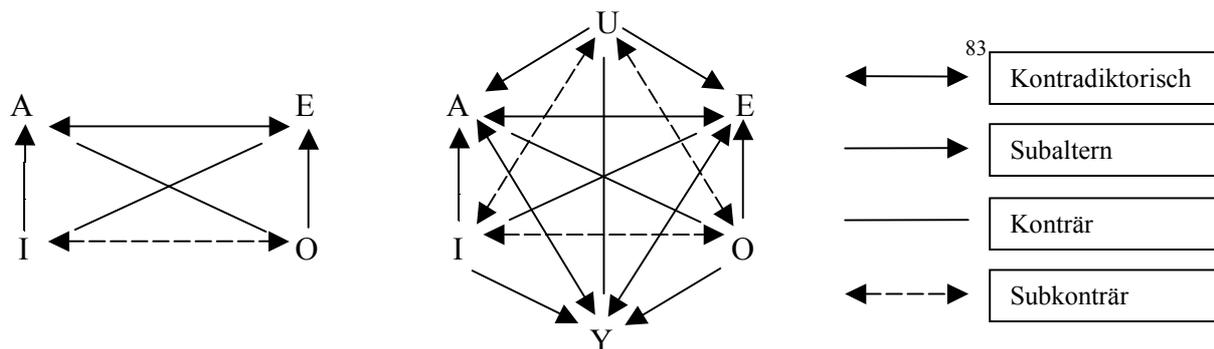
Un « hexagone logique » n'offrirait pas seulement l'avantage de mettre à notre disposition un cadre apte à contenir des familles opposés comptant jusqu'à six membres, comme il s'en rencontre. Il permettrait aussi des analyses plus fines, offrant les ressources d'une structure ambiguë qui se laisse décomposer à volonté comme un trio de dyades ou un couple de triades. Et il resterait toujours possible, en cas de besoin, et fût-ce pour une première approche, d'utiliser la structure quadratique initiale, en laissant en blanc les deux postes surnuméraires.<sup>81</sup> (Blanché 1966: 34)

An Blanchés Sechseckmodell ist nun weniger die neue Struktur als solche aufschlussreich als die Begründung, die Konstruktion, der formal-methodische Weg. Um die zwei weiteren Positionen zu erzeugen, ist es nicht notwendig, die Negation als das fundamentale Prinzip der operationalen Hervorbringung neuer Terme aufzugeben. Das Beispiel, an dem Blanché diese Erweiterung vorführt, ist das System der Quantifikatoren („alle“, „kein“, „einige“ usw.). Während den bekannten natürlichen Sprachen die Besetzung der Positionen A („alle“) und E („keine“) in der Regel keine Probleme bereiten, sind O und I im Rahmen der begrifflichen Möglichkeiten oft schwierig zu bestimmen. Für die Position O verfügt das Lateinisch über *non omnis* („nicht alle“), und für die Position I *nonnullus* („nicht keine“), die kontradiktorische Position zu E. Doch wie kann man diese beiden Verneinungen in unsere gegenwärtigen Sprachen übersetzen, wenn wir doch nur „einige“, „quelque“ oder „some“ verwenden können? Da unsere gegenwärtigen, westlichen Sprachen für die Position O und I keine Quantifikatoren realisieren, ist es schwierig, die Bedeutung von „einige“ eindeutig zu

---

<sup>81</sup> »ein ›logisches Sechseck‹ würde nicht nur den Vorteil bieten, uns einen Rahmen zur Verfügung zu stellen, der gegenüberliegende Familien, die, je nachdem, bis zu sechs Elemente umfassen, beinhalten könnte. Es würde auch genauere Analysen erlauben und die Voraussetzungen einer zweideutigen Struktur bieten, die sich nach Belieben wie ein Trio von Dyaden oder ein Paar von Triaden aufteilen ließe. Und es bliebe falls nötig, und sei es für eine erste Annäherung, immer noch möglich, die anfängliche quadratische Struktur zu gebrauchen, indem die beiden überzähligen Positionen leer gelassen werden.«

stabilisieren. In der Tat handelt es sich weder um O noch um I, sondern um eine ganz andere Position, für die Blanché vorschlägt, die Bezeichnung Y und U einzuführen. Von Y (und Gleiches gilt für U) sagt Blanché: »Désormais Y signifiera pour nous la conjonction ou produit logique de I et de O ou, ce qui revient au même, le rejet simultané ou négation conjointe de A et de E ; c'est-à-dire, dans le cas des quantificateurs qui nous occupe en ce moment : quelque oui et quelque non, ni tous ni aucun.«<sup>82</sup> (Blanché 1966: 37). Die zwei neutralen Terme Y und U (von *ne-uter*, lat. „keiner von beiden“) stabilisieren die „klassischen“ Positionen des Vierecks (A, E, O, I), und durch diese Operationen gewinnt die logische Struktur schließlich folgende Gestalt:



Die Erweiterung des logischen Vierecks zu einem Sechseck nach Blanché

Fassen wir zusammen: Die das semiotische Viereck konstituierenden Terme sind die formalisierbaren Produkte eines kontingenten Prozesses, der mit mindestens vier Positionen formallogisch beschrieben werden kann. Sicher gibt es bestimmte sprachliche Kategorien, wie die Kasusstruktur, die Tempusstruktur und das System der Modalitäten vieler west- und mitteleuropäischer Sprachen (vgl. Brøndal 1943), die mit genau vier Positionen arbeiten, doch die bedeutungstheoretischen Erweiterungen Blanchés und Greimas' unterlaufen die Beschränkung auf ein quadratisches Systems. Das Viereck stellt nur *eine*, und zwar eine arbiträre Möglichkeit dar, den kontingenten Prozess operationaler Vollzüge zu repräsentieren bzw. einen spezifischen Term formallogisch zu beschreiben.

Kommen wir nun zu Greimas' formal-semiotischer Weiterentwicklung des semiotischen Vierecks, die in die Abkehr von Saussures transzendental-grammatischen Codemodell mündet. Greimas' Bedeutungstheorie basiert auf einem Modell operational erzeugter Strukturen, das die klassische Binäropposition des Strukturalismus temporal auflöst. Nach Greimas stellen sich Binäroppositionen nur auf den ersten Blick als statisch-synchrone

<sup>82</sup> »Nun bedeutet Y für uns die Konjunktion oder das logische Produkt von I und von O oder, was aufs Gleiche hinausläuft, die simultane Zurückweisung oder gemeinsame Negation von A und von E. Im Fall der Quantifikatoren, der uns gerade beschäftigt, heißt das: ein gewisses Ja ein gewisses Nein, nicht alle nicht keiner.«

<sup>83</sup> Die Pfeile implizieren keinerlei Hierarchie zwischen den Termen; es handelt sich um arbiträre Bezeichnungen

Differenzen dar; in Wirklichkeit lassen sie sich als Effekte von Unterscheidungen in der Zeit, von semiotischen Operationen begreifen.

Das „semiotische Viereck“ – »la représentation visuelle de l’articulation logique d’une catégorie«<sup>84</sup> (Greimas und Courtès 1993: 29) – konstituiert sich aus den drei grundlegenden Operationen (Kontradiktorität, Kontrarität und Implikation) von Greimas’ allgemeiner Bedeutungstheorie. Keiner der vier möglichen Terme ist vorgängig gegeben; jeder Term wird erst im Vollzug bestimmter Operationen bestimmt. Um von der Bedeutung eines beliebigen Terms  $A_1$  zu sprechen, müssen mindestens drei weitere mögliche Terme vorausgesetzt werden *können*. Jeder der Terme der einen Kategorie steht mit den anderen also in einem Verhältnis wechselseitiger Konstitution. Eine „semantische Kategorie“ entsteht, wenn zwei Terme  $A_1$  und  $A_2$  eine konträre Relation eingehen. Aber greifen wir der Begründung Greimas’ nicht voraus und beginnen<sup>85</sup> wir mit einem Term  $A_1$  von dem der kontradiktorische Term  $\bar{A}_1$  unterschieden wird: »Du point de vue dynamique, on peut dire que c’est l’opération de négation, effectuée sur le terme  $A_1$  [Bennennung der Terme angepasst, JA] (ou  $A_2$ ), qui génère son contradictoire  $\bar{A}_1$  (ou  $\bar{A}_2$ ).«<sup>86</sup> (Greimas und Courtès 1993: 30). Die entstehende kontradiktorische Differenz  $\bar{A}_1$  und  $A_1$  zeichnet sich durch gegenseitige Exklusivität aus; sie ist das Produkt der „einfachsten“ Operation der Negation, des Ausschlusses dessen, was es nicht ist. In der Sprache der Logik würde dieses Verhältnis die folgende formale Gestalt annehmen: Wenn  $A_1$  wahr, dann  $\bar{A}_1$  unwahr; wenn  $A_1$  unwahr, dann  $\bar{A}_1$  wahr. Die gleiche Operation der Kontradiktorität wird an  $A_2$  vollzogen, was  $\bar{A}_2$  hervorbringt. Von einer semantischen Kategorie kann man jedoch erst reden, wenn  $\bar{A}_2$  von  $A_1$  und  $\bar{A}_1$  von  $A_2$  impliziert wird. In der Sprache der Logik kann die Operation der Implikation so beschrieben werden: Wenn  $A_1$ , dann  $\bar{A}_2$ ; wenn  $A_2$ , dann  $\bar{A}_1$ . Im Falle der Implikation ist das Verhältnis der beiden betroffenen Terme nicht wechselseitig exklusiv (wie im Falle der Kontradiktorität). Der eine Term ( $A_1$ ) impliziert den anderen ( $\bar{A}_2$ ) bzw., umgekehrt gesehen,  $A_1$  präsупponiert („setzt voraus“)  $\bar{A}_2$ . Bilden  $A_1$  und  $A_2$  eine konträre Relation<sup>87</sup>, dann sind alle Terme des Vierecks Elemente einer semantischen Kategorie. Unter der konträren Relation ist nun die „klassische“ Relation des Strukturalismus zu verstehen, die binäre Opposition. Zwei Terme einer konträren Relation besetzen jeweils entgegengesetzte Pole einer Achse. Anders als eine kontradiktorische Operation, die die Achse, auf der sie liegt, komplementär aufteilen,

---

für die jeweiligen Relationstypen.

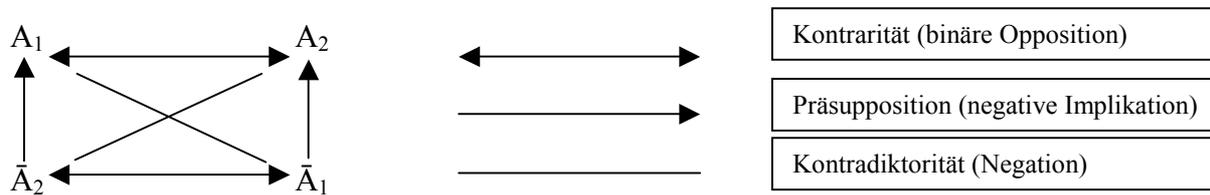
<sup>84</sup> »die visuelle Repräsentation der logischen Artikulation einer Kategorie«

<sup>85</sup> Die Rede von einem Beginn bzw. einer „ersten“ Operation muss insofern differenziert werden, als es kein vorgängig bestimmtes Element  $A_1$  geben kann, das nicht schon selbst durch bestimmte Operationen hervorgebracht wurde. In Wirklichkeit handelt es sich also um einen Prozess, der immer schon begonnen hat. Solange keine vorhergehenden Operationen angegeben werden können, kann es kein bestimmtes Element geben; ihre Bestimmung tritt erst durch die operationalen Vollzüge semiotischer Produktion ein.

<sup>86</sup> »Von einem dynamischen Standpunkt aus gesehen kann man sagen, dass die Operation der Negation, die auf den Term  $A_1$  (oder  $A_2$ ) angewandt wird, seinen kontradiktorischen Term  $\bar{A}_1$  (oder  $\bar{A}_2$ ) hervorbringt.«

<sup>87</sup> Gleiches gilt für  $\bar{A}_1$  und  $\bar{A}_2$ , deren Relation als subkonträr bezeichnet wird.

produziert eine konträre Operation einen Term, der das gegenüberliegende Ende der Achse besetzt. Mit der „letzten“ kontradiktorischen Opposition ist das semiotische Viereck „fertig“ und kann folgendermaßen visualisiert werden:



Die „Bewegung“ der operationalen Hervorbringung der vier Positionen des Vierecks kann nun ausgehend von  $A_1$  als eine rekursive Bestimmung aller Terme begriffen werden, die dazu führt, dass jeder Term von allen anderen bestimmt wird. Da der Prozess der Bestimmung der Terme weder von einem vorgängig gegebenen Ursprungsterm ausgeht noch einen bestimmten Zielterm impliziert, ist die operationale Produktion der Terme grundsätzlich kontingent. Nachdem ausgehend von  $A_1$  die drei anderen möglichen Terme des Vierecks aufgespannt wurden (der „Beginn“ mit einem bestimmten Term ist, um es noch einmal zu wiederholen, grundsätzlich willkürlich gewählt; die entsprechende Qualifizierung eines Terms ist lediglich den Zwängen einer visuellen Kurzschrift geschuldet), kehrt die operationale Bewegung über  $\bar{A}_2$  wieder zu  $A_1$  zurück. Doch mit jeder „Rückkehr“ zu  $A_1$  wird der Ausgangsterm anders bestimmt, was wiederum die Bestimmung aller anderen Terme verändert, was wiederum den Ausgangsterm verändert usf. Sinneffekte entstehen in dieser spiralförmigen Bewegung gegenseitiger Abgrenzung und Erzeugung ohne Anfang und Ende, die jeden Term als Produkt aller anderen bestimmt. Die Visualisierung der Operationen als eine Ordnung simultaner Beziehungen ist somit insofern irreführend, als ein fundamental zeitlicher Prozess als ein statisches Gefüge binärer Oppositionen dargestellt wird. Kein Term kann letztendlich bestimmt werden; der Prozess der operationalen Bestimmung der Terme ist konstitutiv offen.

Jede simultane Ordnung von Oppositionen muss also zunächst temporal konstituiert werden. Simultanität ist das Produkt eines komplexen Prozesses, in dessen Verlauf der operationale Charakter der Bestimmung der Terme „vergessen“ wird und die Differenz von  $A_1$  und  $A_2$  als vorgängig gegeben erscheint. Wenn scheinbar zeitneutrale Unterscheidungen (Differenzen, Relationen, Beziehungen) auf Unterscheidungen in der Zeit zurückgehen, muss Saussures Langue-Parole-Modell als eine begriffliche Kurzschrift für einen zunächst durch und durch zeitlichen Prozess rekursiver Vernetzung gelten. Der „Langue-Effekt“ rekursiver Vernetzung beschränkt sich aber lediglich auf den Spezialfall sozial-institutionell sedimentierter Bedeutungssysteme, die so weit rekursiv determiniert sind, dass die kompetente Sprecherin die Grenzen zwischen den Termen „natürlich“ zu bestimmen weiß und damit deren Bedeutung spontan versteht. Der Effekt unmittelbar erkannten Sinns von,

sagen wir, X, der infolge der Bestätigung der im Hintergrund verbliebenen operationalen Vollzüge eintritt (vgl. Benvenistes oben erwähnte Bemerkung, dass der semiotische Sinn »doit être reconnu«, also „spontan“ erfasst werden 1974: 64f.), kann nur bei einer entsprechenden „Spracherfahrung“ der Sprecherin eintreten. Die Sprecherin kann Benvenistes semiotischen Sinn nur unmittelbar erkennen und verstehen, weil die operationalen Vollzüge, die dem Term X einen bestimmten Bedeutungswert verliehen haben, Eingang in das „Wissen“ der Sprecherin gefunden haben. Dieses Wissen, das nicht bewusst vorliegen muss, bezeichnet nichts anderes als die *Möglichkeit*, auf einen Hintergrund operationaler Vollzüge und rekursiver Bestimmungen von X zuzugreifen. Das „Wunder“ unmittelbaren Verstehens semiotischer Signifikation rührt von „vergessenen“ Operationen, die in der Vergangenheit der Sprecherin schon vollzogen wurden.

Angesichts der Kontingenz, Offenheit und Vorläufigkeit jeder operationalen Bestimmung kann Saussures transzendental-grammatikalische Langue-Theorie aufgegeben werden. Greimas kommt ohne einen sprachimmanenten Maßstab für die „Richtigkeit“ oder „Falschheit“ sprachlichen Operierens aus. An die Stelle der Frage, ob „richtig“ enunziert wird, tritt die Frage, wie der Anschluss an vergangene Operationen hergestellt wird<sup>88</sup>. Die semiotische Dimension „vorgängig“ definierter Bedeutung unterscheidet sich von semantischem Sinn nur durch ihren sedimentierten Charakter; sie basiert aber nicht weniger auf spezifischen Unterscheidungen in der Zeit. Damit wird die Annahme vorgängiger Valenzen, die von der Parole nur realisiert bzw. aktualisiert werden brauchen, ausgehebelt und der Bereich semiotischer Signifikation für die Kontingenz und Temporalität semiotischen Operierens geöffnet. Weder pragmatische Enunziationen noch semiotische Operationen führen eine transzendente Grammatik aus; existierende Strukturen operational erzeugter Terme werden mit jedem Vollzug einer Operation nie nur bestätigt, sondern immer auch umgedeutet.

Greimas' allgemeine Bedeutungstheorie geht von der Annahme aus, dass Bedeutung nie das Produkt einzelner Differenzen ist. Denn warum sollten bestimmte Differenzen (etwa die Opposition „kalt“ vs. „warm“) eine Bedeutung tragen und andere nicht (der Stein, der sich vom Sand, in dem er liegt, unterscheidet)? Im Gegensatz etwa zum binärem Strukturbegriff der Prager Schule der Phonologie oder Roman Jakobsons<sup>89</sup> basiert Greimas' Bedeutungstheorie auf der mehrpoligen Struktur des Vierecks, das mindestens zwei Differenzen in Differenz setzt: »La formulation binaire reste valable tant qu'on ne cherche pas à définir le type de relation qui unit les termes : or Jakobson a lui-même reconnu l'existence

---

<sup>88</sup> Vgl. Niklas Luhmanns Betonung der zeitlichen Dimension von Kommunikation, die zunächst dafür zu sorgen hat, dass »Kommunikation an Kommunikation anschließen kann und immer etwas zu sagen bleibt.« (Luhmann 1998: 214).

<sup>89</sup> Vgl. »The dichotomous principle underlying the whole system of distinctive features in language has gradually been disclosed by linguistics and has found corroboration in the binary digits (or to use the popular portmanteau, *bits*) employed as a unit of measurement by the communication engineers.« (Jakobson 1995: 490).

de deux types d'opposition binaire (que nous interprétons comme contradiction et contrariété). C'est une telle typologie des relations qui nous a permis de postuler l'existence d'une structure élémentaire de la signification plus complexe, dépassant le cadre de la binarité.«<sup>90</sup> (Greimas und Courtès 1993: 27f.). Dass Greimas' elementare Bedeutungstheorie als ein Differenzsystem von vier Position dargestellt wird, impliziert dabei keineswegs, dass ein Bedeutungssystem immer genau vier Elemente umfasst. Dies ist bekanntlich ganz und gar nicht der Fall: Greimas' semiotisches Viereck beschreibt nur die *elementare* Bedeutungsstruktur, die sowohl überschritten als auch unterschritten werden kann. Sinneffekte entstehen, wenn weitere Positionen erzeugt werden *können*, was weder ausschließt, dass an den Ecken weitere Vierecke „angebaut“ werden, noch, dass nicht alle *möglichen* Positionen manifestiert werden. Dyaden und Triaden wären dann „defizitäre“ Vierecke.

Die Darstellung des strukturalen Modells hat mich von dem statisch-binären Modell Saussures zu dem formal-operational konstituierten System Greimas' geführt. Mit Greimas wird das strukturale Modell auf eine temporale Basis gestellt. Semiotische Operationen (bzw. die *parole*) realisieren nun keine transzendentalen Code (bzw. *langue*) mehr, sondern produzieren grundsätzlich etwas notwendig Neues. Mit Greimas kann eine semiotische Struktur als ein vorläufig stabilisiertes System von kontingenten Unterscheidungen verstanden werden, die immer weiter fortgesetzt werden können. Diese Öffnung des strukturalen Modells für die Kontingenz und Temporalität von Struktur ist eine wichtige Voraussetzung, um die konstitutive Offenheit von Struktur im Sinne einer struktural-pragmatischen Diskurstheorie zu denken, die im nächsten Abschnitt zusammengefasst werden kann.

## 2.7 Umriss einer struktural-pragmatischen Diskurstheorie: von textueller Struktur zu kontingentem Ereignis – von sozialer Struktur zu hegemonialer Praxis

Nachdem der Vorstellung der strukturalistischen und pragmatischen Strömungen der Diskursanalyse ist es an der Zeit, die gewonnenen Ergebnisse zusammenzuführen und den struktural-pragmatischen Diskursbegriff zu umreißen. Während pragmatische Linguisten „Diskurs“ rein pragmatisch, etwa als Produkt der „illokutionären Kraft“ der Enunziation verstehen (vgl. Récanatis „Sinn“), strukturale Theoretiker (vgl. den Foucault der *épistémé*-Theorie) dagegen als eine Diskurs-Grammatik, wird Diskurs im Sinne der struktural-

---

<sup>90</sup> »Die binäre Formulierung bleibt solange gültig, wie man nicht versucht, den Relationstyp, der beide Terme vereinigt, zu definieren. Doch hat Jakobson selbst die Existenz von zwei Typen binärer Oppositionen (was wie als Kontradiktion und Kontrarität interpretieren) anerkannt. Eine solche Typologie von Relationen hat uns erlaubt, die Existenz einer elementaren Bedeutungsstruktur, die komplexer ist und den Rahmen der Binarität überschreitet, zu postulieren.«

pragmatischen Diskurstheorie als die diskursive Artikulation einer pragmatischen und einer strukturalen Ebene gefasst. Damit nimmt die struktural-pragmatische Diskurstheorie die in Foucaults *Archéologie du savoir* formulierte Anregung auf, den heterogenen Charakter des Diskurses herauszuarbeiten:

L'énonciation est un événement qui ne se répète pas ; elle a une singularité située et datée qu'on ne peut pas réduire. Cette singularité pourtant laisse passer un certain nombre de constantes : grammaticales, sémantiques, logiques, par lesquelles on peut, en neutralisant le moment de l'énonciation et les coordonnées qui l'individualisent, reconnaître la forme générale d'une phrase, d'une signification, d'une proposition. Le temps et le lieu de l'énonciation, le support matériel qu'elle utilise deviennent alors indifférents au moins pour une grande part : et ce qui se détache, c'est une forme qui est indéfiniment répétable et qui peut donner lieu aux énonciations les plus dispersées.<sup>91</sup>  
(Foucault 1969: 134)

Nur ein heterogener Diskursbegriff – der Diskurs als die kontingente Verkopplung einer pragmatischen und einer strukturalen Ebene versteht – kann die Artikulation von Struktur und Ereignis analytisch fruchtbar machen. Beide Dimensionen des hier vorgestellten Diskursbegriffs – Pragmatik und strukturale Semiotik, Enunziation und Text, Ereignis und Struktur – gründen auf kontingenten Unterscheidungen in der Zeit.

Für die struktural-pragmatische Diskurstheorie bezeichnet der Diskurs kontingente, in einem System von Differenzen stattfindende Ereignisse. Pragmatisch gesehen ist der Diskurs eine Abfolge kontingenter Ereignisse; struktural gesehen ist der Diskurs ein konstitutiv offenes System von Differenzen. Die Artikulation von Ereignis und Struktur impliziert, dass sich beide Seiten gegenseitig voraussetzen: Das Ereignis erlangt diskursive Bedeutung durch das, was es in einer gegebenen Struktur an konstitutiv Neuem schafft, und die Struktur ist ein durch kontingente Ereignisse konstituiertes System von Differenzen. Struktur und Ereignis sind untrennbar verbunden: Während die Struktur Ereignisse braucht, um vernäht zu werden, braucht das Ereignis eine Struktur, in der es stattfinden kann. Indem diskursive Ereignisse die Positionen eines Systems von Differenzen „artikulieren“ (verbinden, befestigen, lösen etc.), konstituiert sich eine Struktur, deren konstitutive Offenheit weitere diskursive Ereignisse notwendig macht. Der Diskurs basiert auf dem Paradox zweier sich gegenseitig voraussetzenden Ebenen, die ihre vollständige Konstitution jeweils gegenseitig blockieren. In der diskursiven Artikulation von Struktur und Ereignis wird dieses Paradox permanent in der

---

<sup>91</sup> »Die Enunziation ist ein Ereignis, das sich nicht wiederholt; sie hat eine situierte und datierte Singularität, die man nicht reduzieren kann. Diese Singularität lässt jedoch eine gewisse Anzahl an Konstanten zu: grammatikalische, semantische, logische, durch die man, indem man den Moment der Enunziation und die Koordinaten, die sie individualisieren, neutralisiert, die allgemeine Form eines Satzes, einer Bedeutung, einer Proposition erkennen kann. Die Zeit und der Ort der Enunziation, das Trägermaterial, das sie gebraucht, verlieren dadurch zumindest zum großen Teil ihre Unterscheidbarkeit: und was sich ablöst, ist eine Form, die unendlich wiederholbar ist und die die verstreutesten Enunziationen hervorbringen kann.«

Zeit aufgelöst: Ereignisse artikulieren Strukturen, die Ereignisse voraussetzen, die Strukturen bilden usw. Die Aufgabe der Diskursanalyse ist es zu untersuchen, wie der Diskurs seine paradoxe Fundierung „löst“, d.h. auf welche Weise Ereignisse in einem konstitutiv offenen System von Differenzen diskursive Wirksamkeit entfalten.

Diese Diskurstheorie ist einstweilen abstrakt und wird in den folgenden Kapiteln (vgl. insbesondere Kapitel 4) noch mit Blick auf die spezifischen Probleme des untersuchten Gegenstands (Subjektivität, Positionierung, Szenographie) zu erweitern sein. Schon jetzt können die Konsequenzen deutlich gemacht werden, die die Umstellung auf die struktural-pragmatische Semantik für die Gegenüberstellung von „Sozialem“ und „Symbolischem“ hat. Für die Tradition, die beide Seiten als ein Innen-Außen-Verhältnis denkt, ist das Soziale (etwa historische, politische, ökonomische Verhältnisse) gewöhnlich der äußere Rahmen bzw. der „Kontext“, in dem das Symbolische entweder als ein abgeschlossener Container immanenter Bedeutung („Text“) existiert (Textualismus) oder aber als dessen kultureller, ästhetischer, textueller „Ausdruck“ fungiert (Reduktionismus). Die struktural-pragmatische Diskurstheorie erlaubt es, diese Gegenüberstellung von Sozialem und Symbolischem zugunsten der diskursiven Artikulation von Struktur und Ereignis zu überwinden. Struktur und Ereignis sind weder im Sinne eines Innen und Außen zu denken, noch markieren sie die soziale respektive symbolische Dimension des Diskurses. Beide Ebenen sind über die Kontingenz artikulatorischer Praxis miteinander verkoppelt und erfordern Zeit.

Weder das Symbolische noch das Soziale sollten als analytisch trennbare Bereiche oder als geschlossene Systeme betrachtet werden. In der struktural-pragmatischen Perspektive lässt sich das Symbolische nicht auf textuale Strukturen reduzieren, die sich unabhängig von ihrem Außen konstituieren. Die Produktion und die Konsumtion von Texten realisiert keinen transzendentalen Code, sondern stellt einen andauernden Prozess der diskursiven Stabilisierung von operational erzeugten Elementen und Positionen dar. Die struktural-pragmatische Diskursanalyse betrachtet das Symbolische unter dem Aspekt der Artikulation von kontingenter Operation und textueller Struktur. Das operational konstituierte System von Differenzen lässt sich nie vollständig schließen; es hält immer einen unvernähten Rest bzw. Überschuss bereit, der nach der Fortsetzung der operationalen Bewegung verlangt.

Auch das Soziale kann mit Hilfe des struktural-pragmatischen Modells für die Kontingenz und die Temporalität des Diskurses geöffnet werden. Wenn das Soziale eine konstitutiv offene durch kontingente Ereignisse vernähte Struktur ist, dann beruht sein System von Differenzen auf der Kontingenz artikulatorischer Praxis. Seine Objektivität ist insofern beschränkt. Das Soziale kann sich als eine Struktur (etwa von „oben“ und „unten“, „dominant“ und „dominiert“, „rechts“ und „links“) nicht vollständig konstituieren; es braucht Ereignisse, die die Positionen der Struktur auf spezifische Weise artikulieren und die erzeugte Struktur vorläufig vernähen. An Stelle der Frage nach dem „Sein“ des Sozialen, sollte die

Frage gestellt werden, wie artikulatorische Praktiken den sozialen Raum aufteilen und spezifische Regionen miteinander verknüpfen („hegemonialisieren“). Artikulatorische Praktiken können dann hegemonial genannt werden, wenn sie unterschiedliche Positionen des sozialen Raums zu einem hegemonialen Projekt verbinden und einen Antagonismus zwischen dem eigenen und dem (imaginärem) anderen herstellen. So weisen Laclau und Mouffe darauf hin, dass die Grenze zwischen Eigenem und anderem innerhalb des hegemonialen Diskurses gezogen werden muss: »A hegemonic formation also embraces what opposes it, insofar as the opposing force accepts the system of basic articulations of that formation as something it negates, but the *place of negation* is defined by the internal parameters of the formation itself.« (Laclau und Mouffe 1985: 139). Mit Lacan kann man ergänzen, dass der andere des hegemonialen Diskurses an den realen anderen, den Produzenten des sozialen Raums notwendig vorbeigeht. Die Artikulation eines hegemonialen Projekts setzt somit nicht notwendig Produzenten voraus, die sich von dem Diskurs als andere interpellieren lassen. Eine Hegemonie spiegelt keine „objektiven Kräfteverhältnisse“ des sozialen Raums wider: Es ist nicht nur sehr wohl denkbar, sondern durchaus oft der Fall, dass der soziale Raum von Produzenten hegemonialisiert wird, die weder besonders zahlreich noch in irgendeiner Weise „repräsentativ“ für die Produzenten des Felds sind; genauso ist der Fall denkbar, dass die Subjekt-Position des imaginären anderen des hegemonialen Diskurses von keinem Produzenten besetzt werden. Eine Hegemonie lässt sich weder aus „objektiven Bedingungen“ noch aus einer sozialen „Gesetzmäßigkeit“ ableiten; sie basiert grundsätzlich auf der Kontingenz artikulatorischer Praxis. Hegemonien entstehen nicht als Folge „objektiver“ sozialer Bedingungen; sie setzen einen Prozess irreduzibel kontingenter Ereignisse voraus, die einen spezifisch hegemonialisierten Raum von Positionen zeitigen, die sich die Produzenten, die in diesen Raum eintreten, aneignen können oder nicht.

In den nächsten Kapiteln soll das struktural-pragmatische Modell mit konkretem historischen Inhalt gefüllt und die hegemonialen Projekte analysiert werden, die in den sechziger und siebziger Jahren das intellektuelle Feld in Frankreich beherrschen („theoretisch-neoavantgardistische Prophetie“ und „liberaler Humanismus“). Ich nutze zunächst Bourdieus Feldtheorie symbolischer Produktion, mit deren Hilfe die Struktur und Geschichte des intellektuellen Felds im 20. Jahrhundert beschrieben werden soll (Kapitel 3). Während die Bourdieu'sche Feldtheorie das Soziale in der Regel als ein mehr oder minder vernähtes System von Differenzen – als „objektive“ Kräfteverhältnisse, Beziehungen und Institutionen des Felds – darstellt, geht die Diskursanalyse den umgekehrten Weg: Die Diskursanalytikerin trennt die feldtheoretische Vernähtung des Felds wieder auf; die beschränkte Objektivität des Felds und die Kontingenz der diskursiven Praktiken, die es konstituieren, kommen so wieder zum Vorschein. In Kapitel 4 werden die theoretischen Konsequenzen der diskursanalytischen Perspektive für die Feldtheorie erläutert. Um die Feldtheorie für die Diskursanalyse fruchtbar

zu machen, wird insbesondere die Bedeutung der diskursiven Positionierung im Feld, die Versubjektivierung intellektueller Produzenten und die szenographische Dimension des Diskurses unterstrichen. In Kapitel 5 werden die entsprechend artikulierten Vokabulare von Diskurs- und Feldtheorie schließlich auf ausgewählte intellektuelle Projekte der Zeit angewandt. Eine exemplarische Analyse von Derridas dekonstruktiver Philosophie wird zeigen, welche textual-theoretischen Lösungen für die diskursiven Dilemmata gegeben werden.

### 3 Struktur und Geschichte des französischen Felds symbolischer Produktion

In diesem Kapitel der *sciences humaines*-Diskurs einer historischen Analyse unterzogen, für die Bourdieus Feldtheorie symbolischer Produktion als theoretischer Rahmen fungiert. Von der pragmatischen Dimension symbolischer Produktion – der Spezifität und Kontingenz der hegemonialen Einsätze und diskursiver Positionierungen – wird in diesem Kapitel einstweilen abstrahiert, steht Bourdieus Feldtheorie doch, wie auch Bourdieu betont (Bourdieu 1994: 10), in einer strukturalen Theorietradition. Wie Saussures *langue/parole*-Modell soll Bourdieus Feldtheorie symbolischer Produktion einer pragmatischen Reflexion unterzogen werden, die jedoch erst in Kapitel 4 geleistet wird. Dieses Kapitel wird die Analyse spezifischer intellektueller Diskursereignisse (vgl. Kapitel 5) vorbereiten, indem es das intellektuelle Feld in Frankreich als eine historische Struktur darstellt, die in den ersten achtzig Jahren des 20. Jahrhunderts in drei Subfelder symbolischer Produktion ausdifferenziert ist, und zwar in ein theoretisch-akademisches, ein ästhetisch-hochkulturelles und ein medial-journalistisches Subfeld.

#### 3.1 Bourdieus Feldtheorie

Bourdies Feldtheorie geht von der relativen Autonomie bestimmter Teilregionen des sozialen Raums aus. So können Wissenschaft, Kunst und Medien seit der Neuzeit als relativ autonome Produktionszusammenhänge gelten, in denen sich sozial ungleiche Produzenten auf der Basis von Regeln gegenüberreten, die sowohl die Produktion symbolischer Güter als auch die Reproduktion der symbolischen Produzenten organisieren. Wie bei Saussures *langue* bezieht jedes Element des Felds seinen Wert aus den Beziehungen und Relationen, die es mit allen anderen Elementen unterhält, und die Aufgabe des Feldtheoretikers ist es, die zu Grunde liegende Struktur herauszuarbeiten:

Le champ est un réseau de relations objectives (de domination ou de subordination, de complémentarité ou d'antagonisme, etc.) entre des positions [...]. Chaque position est objectivement définie par sa relation objective aux autres positions [...]. Toutes les positions dépendent, dans leur existence même, et dans les déterminations qu'elles imposent à leurs occupants, de leur situation actuelle dans la structure du champ, c'est-à-dire dans la structure de la distribution des espèces de capital (ou de pouvoir) dont la possession commande l'obtention des profits spécifiques (comme le prestige littéraire) mis en jeu dans le champ.<sup>92</sup> (Bourdieu 1966; vgl. Bourdieu 1971a; 1984; 1991; 1992: 320).

---

<sup>92</sup> »Das Feld ist ein Netz objektiver Beziehungen (der Beherrschung und Unterwerfung, der Ergänzung und der des Antagonismus) zwischen Positionen [...]. Jede Position ist objektiv durch seine objektive Beziehung zu den anderen Positionen definiert [...]. Alle Positionen hängen existenziell und mit Blick auf ihre Bestimmungen, die

Die Produzenten dieses autonomen Systems objektiver Relationen konkurrieren um die höchsten symbolischen Profite, indem sie über einen Markt legitimer Güter miteinander in Beziehung treten. Ihr Erfolg bemisst sich an dem Vermögen, durch den Einsatz von Ressourcen und bestimmten Kapitalarten legitime und von den Mitproduzenten anerkannte Güter hervorzubringen. Das Kapital, über das ein Produzent verfügt, stellt potentielle Macht dar, die sich in verschiedenen Arten wie ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital manifestiert und in der Regel in andere Kapitalarten konvertierbar ist. Besitzt ein neu ins Feld eintretender Produzent beispielsweise ein hohes Maß an ökonomischem Kapital, kann er sich die notwendige Zeit leisten, um das für das Spiel intellektueller Differenzen und Abgrenzungen nötige kulturelle Kapital zu inkorporieren. Oder aber ein Produzent mit hohem kulturellem Kapital erringt eine Position, die ihm das nötige ökonomische Kapital garantiert. Neben dem ökonomischen und kulturellen Kapital macht Bourdieu weitere Kapitalarten aus, etwa das symbolische und das soziale Kapital. Das symbolische Kapital bezeichnet die Ressourcen, die dem Produzent aus seiner öffentlichen Sichtbarkeit erwachsen. Dagegen umfasst das soziale Kapital die Ressourcen, die sich aus der Stellung des Produzenten in einem Beziehungsnetzwerk ergeben<sup>93</sup>. Weitere Kapitalformen sind denkbar<sup>94</sup>. Letztendlich basiert jede Kapital auf der Verfügung über Zeit, sei es über Zeit, um kulturelles Kapital zu inkorporieren oder spezifische Bildungszertifikate zu erlangen, sei es über die Zeit anderer Produzenten (z.B. „Zuarbeiter“), sei es über die objektiven Gütern geronnene Zeit anderer Produzenten (z.B. objektives kulturelles Kapital wie Gemälde, Bibliothek, Arbeitsinstrumente). Um in dem „Spiel“ der Abgrenzungen gegenüber seinen Konkurrenten zu bestehen, versucht der Produzent, das zunächst von der Familie mitgebrachte Kapital optimal einzusetzen und symbolische Profite zu akkumulieren. Die ungleiche Kapitalausstattung zwischen den Produzenten geht mit ungleichen Chancen einher, bestimmte Positionen des Felds zu erreichen, und äußert sich schließlich in einem Legitimitätsgefälle der symbolischen Produktion dieser ungleich positionierten Produzenten. Die Hierarchien zwischen den Positionen im Feld setzen sich in den kulturellen Repräsentationen des Felds

---

sie ihren Trägern auferlegen, von ihrer aktuellen Position in der Feldstruktur ab, d.h. in der Struktur der Verteilung von Arten des Kapitals (und der Macht), deren Besitz die Erringung spezifischer, im Feld möglicher Profite (wie literarisches Prestige) ermöglicht.«

<sup>93</sup> Universitäten zeichnen sich oft durch arbeitsteilige Strukturen zwischen Produzenten mit hohem sozialen und hohem symbolischen Kapital aus. Das soziale Kapital ist etwa bei Professoren hoch, die sich primär über Managementaufgaben definieren und sich in der universitären Selbstverwaltung engagieren. Dagegen setzen Professoren, die sich primär als Forscher verstehen, stärker auf hohes kulturell-symbolisches Kapital.

<sup>94</sup> Die in Bourdieu (»Das Kapital kann auf drei grundlegende Arten auftreten.«, 1983b: 184) anzutreffende Aufzählung dreier grundlegender Kapitalarten ist nicht erschöpfend. An anderer Stelle führt Bourdieu weitere Kapitalarten ein, z.B., um nur die wichtigsten zu nennen, das religiöse (Bourdieu 1971a) oder das symbolische (Bourdieu 1997: 185), die allesamt verschiedene Aspekte ein und derselben Medaille darstellen, nämlich sozial wirksame bzw. potentielle Macht zu sein. Mit Blick auf andere kulturelle Kontexte können andere Kapitalsorten ausgemacht werden. Für die nordamerikanische Situation spricht Michèle Lamont etwa von „moralischem Kapital“ (1992), das die persönliche Ehre und Wertschätzung, die der Produzent bei seinen Konkurrenten

fort<sup>95</sup>. Bourdieu betont die ungleiche Ressourcenverteilung zwischen den Produzenten, die von den Reproduktionsmechanismen des Felds eher verschärft als entspannt wird. So kann ein Produzent mit hohem Kapitalvolumen besonders dann mit der Multiplizierung seiner symbolischen Profite rechnen, wenn es ihm gelingt, verschiedene Märkte symbolischer Güter zu überkreuzen und die symbolische Anerkennung seiner symbolischen Produkte in verschiedenen Subfeldern zu verstärken.

Die ungleiche Verteilung der Ressourcen („Kapitalien“), die für die Produktion und Zirkulation der symbolischen Produkte dieser Produzenten nötig sind – insbesondere von ökonomischem Kapital (finanzielle Absicherung und Versorgung des Produzenten), kulturellem Kapital (die kulturelle Kompetenz, die schulische Ausbildung) und sozialem Kapital (sozial „wertvolle“ Kontakte, die institutionelle Stellung) –, hat maßgeblichen Einfluss auf die Erzielung symbolischer Profite. Symbolische Profite bemessen sich an der Nachfrage, die ein symbolisches Produkt auf dem Markt symbolischer Güter bedient. Indem die Produzenten des Felds ihre symbolischen Einsätze auf diesem Markt platzieren, treten die symbolischen Produzenten eines Felds miteinander in Konkurrenzbeziehungen und grenzen sich gegeneinander entsprechend ab. Dieses „Spiel“ (*jeu*) symbolischer Einsätze (*enjeux*), Abgrenzungen und Positionierungen folgt autonomen feldspezifischen Regeln, die der Erringung kultureller Legitimität, der Akkumulation symbolischer Profite und der Verteilung sozialer Macht zu Grunde liegen. Die Autonomie der Produktions- und Reproduktionsmechanismen, die die Strukturen, Beziehungen und Verhältnisse im Feld organisieren, ist das historische Produkt bestimmter Konfigurationen und Entwicklungen im sozialen Raum. Die Legitimität, Anerkennung und Dominanz symbolischer Produkte bzw. Produzenten in unterschiedlichen Produktionszusammenhängen wie Wissenschaft, Medien und Massenkultur, Literatur und Kunst hängt von autonomen, innerhalb des jeweiligen Felds definierten Produktionsregeln und Erfolgskriterien ab.

Die hierarchischen Beziehungen, die sich infolge der Konkurrenz zwischen den Produzenten herausbildet, setzen sich auf mehreren Ebenen fort, und zwar auf den Ebenen von sozialen Positionen, legitimen Werken wie auch innerhalb der Produkte, wobei Bourdieu von der Ausbildung tendenziell homologer Beziehungssysteme ausgeht:

---

genießt, bezeichnet.

<sup>95</sup> Am Beispiel von Gustave Flauberts *L'Éducation sentimentale* verdeutlicht Bourdieu, dass »[d]ans la structure chiasmaticque qui se répète obsessionnellement tout au long de son œuvre, et sous les formes les plus diverses, personnages doubles, trajectoires croisées, etc., et dans la structure même de la relation qu'il dessine entre Frédéric et les personnages repères de *L'Éducation sentimentale*, Flaubert objective la structure de la relation qui l'unit, en tant qu'écrivain, à l'univers des positions constitutives du champ du pouvoir ou, ce qui revient au même, à l'univers des positions homologues des précédentes dans le champ littéraire.« (»in der chiasmatischen Struktur, die sich obsessiv in seinem ganzen Werk, in den verschiedensten Formen, doppelte Figuren, überkreuzte Verläufe etc., und in der Struktur der Beziehung selbst, die er zwischen Frédéric und den wichtigsten Figuren von *L'Éducation sentimentale* zeichnet, objektiviert Bourdieu die Struktur der Beziehung, die ihn als Schriftsteller mit dem Universum der für das Feld der Macht konstitutiven Positionen oder, was aufs Gleiche hinausläuft, mit dem Universum der mit den vorherigen im literarischen Feld homologen Positionen

Suivant le postulat méthodologique, constamment validé par l'analyse empirique, qu'il existe une relation d'homologie entre l'espace des prises de position (formes littéraires ou artistiques, concepts et instruments d'analyse, etc.) et l'espace des positions occupés dans le champ, on est ainsi conduit à historiciser ces produits culturels qui ont tous en commun de prétendre à l'universalité. [...] Les oppositions qui structurent la perception esthétique ne sont pas données *a priori*, mais, historiquement produites et reproduites, elles sont indissociables des conditions historiques de leur mise en œuvre.<sup>96</sup> (Bourdieu 1992: 410f.)

Angesichts seines strukturalistischen Hintergrunds darf Bourdieus Homologiepostulat jedoch nicht kausalistisch verstanden werden. Bourdieus differenztheoretische Begründung des Feldbegriffs schließt jede expressiv-kausale Hierarchie zwischen den involvierten Ebenen aus (vgl. Althussers Konzept der Überdetermination); ein Element einer überdeterminierten Beziehung ist nie entweder Ursache oder Wirkung, sondern beides zugleich. Aber Bourdieus Affinität zum Modell der formalen Linguistik geht noch weiter. Insofern Bourdieu von soziohistorischen Durchschnitten ausgeht und individuelle Zufälle und Abweichungen herausrechnet, schließt seine Theorie symbolischer Produktion an die objektiven Werttheorien des Strukturalismus und des Marxismus an. Die Legitimität eines Produkts repräsentiert demnach seinen „objektiven Wert“, d.h. die eingeflossenen Investitionen, Ressourcen und Kapitalien, die für seine Hervorbringung durchschnittlich notwendig sind. Der symbolische Profit, den der Produzent durch den Einsatz seines Produkts auf dem Markt symbolischer Güter erzielt, orientiert sich an dessen objektivem Durchschnittswert, der aufgrund der Homologietheorie mit der objektiven Position im Feld mehr oder minder korrelieren muss. Die intrinsischen Qualitäten, die Eigenschaften, der „materiale“ Charakter des symbolischen Produkts sind angesichts des objektiven Werts, den es ausdrückt, nebensächlich. Was zählt, ist die objektive Position des Produzenten im Feld, die das symbolische Produkt artikuliert, indem es seinem Wert einen arbiträren Ausdruck verleiht. Die symbolischen Produkte sind »réalités à double face, marchandises et significations, dont la valeur proprement symbolique et la valeur marchande restent relativement indépendantes«<sup>97</sup> (Bourdieu 1992: 201). Das Gleiche gilt für den „Marktwert“ des Produzenten und seiner Güter: Die „intrinsischen“ Qualitäten des Produzenten, sein „Genie“ und sein „Talent“ treten angesichts des objektiven

---

vereint.«, Bourdieu 1992: 152f.).

<sup>96</sup> »Angesichts des methodologischen Postulats, das immer wieder durch empirische Analysen bestätigt wird, dass eine Homologiebeziehung zwischen dem Raum der Positionsnahmen (literarische oder künstlerische Formen, Begriffe und Analyseinstrumente etc.) und dem Raum der im Feld besetzten Positionen existiert, muss man diese kulturellen Produkte, die alle einen Universalitätsanspruch gemein haben, historisieren. [...] Die Gegensätze, die die ästhetische Wahrnehmung strukturieren, sind nicht *a priori* gegeben. Sie werden vielmehr historisch produziert und reproduziert; sie sind untrennbar mit den historischen Bedingungen ihrer Hervorbringung verbunden.«

<sup>97</sup> »Wirklichkeiten unter dem doppelten Aspekt von Waren und Bedeutungen, deren eigentlich symbolischer Wert und deren Warenwert relativ unabhängig bleiben.«

Maßstabs, den seine Position im Feld und die entsprechende Ressourcenstruktur darstellt, in den Hintergrund; der Wert eines Produzenten basiert auf der Position, die er in der Struktur aller möglichen Positionen des Felds einnimmt.

### 3.2 Das intellektuelle Feld in Frankreich in der feldtheoretischen Analytik

Welche analytischen Instrumente können nun für die Darstellung von Struktur und Geschichte des intellektuellen Felds in Frankreich bemüht werden? Neben Bourdieus zahlreichen feldtheoretischen Arbeiten (Bourdieu 1966; 1971b; 1976; 1981; 1984; 1987; 1988; 1989; 1991; 1992; 1997; Bourdieu und Boltanski 1975; Bourdieu und de Saint Martin 1987) haben sich insbesondere die Arbeiten von Charle (1990), Boschetti (1984) und Kauppi (1996) mit der Verfassung des intellektuellen Felds in Frankreich beschäftigt. Charle hebt die Bedeutung demographischer Faktoren für die Autonomisierung der Produktionslogik des ästhetisch-hochkulturellen Subfelds am Ende des 19. Jahrhunderts hervor. Dagegen analysiert Boschetti am Fall Jean-Paul Sartres die spezifische Ausdifferenzierung des intellektuellen Felds nach verschiedenen Subfeldern („Kreisläufen“) symbolischer Produktion, deren Kurzschließung einem Produzenten wie Sartre die Akkumulation hoher symbolischer Profite ermöglicht. Kauppi arbeitet die sich wandelnden Konstellationen zwischen den verschiedenen Subfeldern des intellektuellen Felds heraus, die in den sechziger Jahren zu der Konjunkturen der *sciences humaines* und zu den Pontifikaten der *Propheten* führt. Diese von Bourdieu inspirierten analytischen Zugriffe sollen aufgegriffen und zu einem feldtheoretischen Struktur- und Periodisierungsmodell ausgebaut werden, das insbesondere den Anfang der sechziger Jahre beginnenden intellektuellen Produktionszyklus der *sciences humaines* in den Blick nimmt.

Das intellektuelle Feld Frankreichs erlebt im 20. Jahrhundert eine Vielzahl kurzfristiger Trends und Moden. Zu den drei wichtigsten Entwicklungen, die das intellektuelle Feld dauerhaft prägen, gehören: 1) der allmähliche Bedeutungsverlust ästhetisch-hochkultureller Produktion für das intellektuelle Feld und das Verschwinden der „historischen Avantgarde“ (vgl. „reine“ Künstler wie Proust und Picasso), 2) das andauernde, zeitweise spektakuläre Wachstum der Universitäten, Hochschulen und Forschungseinrichtungen und 3) die zunehmende Bedeutung von Bild- gegenüber Printmedien. Das Phänomen „neoavantgardistischer Theoriestars“, das in den ersten drei bis vier Jahrzehnten nach dem zweiten Weltkrieg das intellektuelle Feld dominiert, kann als das Resultat von Überschneidungen und Kombinationen verschiedener, z.T. gegenläufiger Entwicklungen im Feld erklärt werden. Kauppi weist etwa auf die Verbindung eines alten (literarischen) und eines neuen (akademischen) Typs symbolischer Produktion hin:

The internal division of the field, which is both a symbolic and institutional space, reflects a more general structural tension: that between a declining literary culture embodied by the man or woman of letters – representing a relatively low-codified field of social activity, literature – and a more highly codified one, science and the ascending scientific culture. The symbiosis of these two partly contradictory dimensions – that is, the interplay of the *littérateur* and the *savant* as intellectual types – combined with the expansion in volume of the whole intellectual field, made possible, in the 1950s, the radical detachment of young intellectuals from the dominant models. It resulted in the creation of new models which fulfilled the internal requirements of legitimacy. Young intellectuals such as Derrida and Foucault combined the traditional institutional signs of the legitimate intellectual and the marginal academic. They were able to take advantage of the higher value of cultural celebrity as a social resource. (Kauppi 1996: 27)

Boschetti arbeitet die unterschiedlichen Produktionslogiken, den »circuito filosofico e circuito letterario«<sup>98</sup> (1984: 20) heraus, die in verschiedenen Regionen des intellektuellen Felds dominieren und die erstmals von Bergson, dann von Sartre systematisch überbrückt werden: Während die symbolischen Produkte des „philosophischen Kreislaufs“ in der Regel auf mehr oder minder spezialisierte, geschlossene, fachwissenschaftliche Öffentlichkeiten zielen, richten sich die Produkte des „literarischen Kreislaufs“ tendenziell an größere Öffentlichkeiten bildungsbürgerlicher Interessenten und Laien. Im Unterschied zu Boschettis bipolarem Feldmodell wird die folgende Arbeit mit Kauppi<sup>99</sup> – zumindest für die Hochzeit intellektueller Macht in Frankreich zwischen 1898 (Beginn der Dreyfus-Affäre) und 1984 (Tod Foucaults) – von einer tripolaren Feldstruktur ausgehen:

1) Der „philosophische Kreislauf“ zeichnet sich durch hochgradig formalisierte Selektionsmechanismen aus (z.B. standardisierte Prüfungen, formale Qualifikationswege). Die philosophischen Produzenten sind zumeist staatlich zertifizierte und angestellte Pädagogen, deren symbolische Produktion auf disziplinäre Öffentlichkeiten kurzer Reichweite zielt. Die Produktionsstrategien sind meist langfristig angelegt und führen im Erfolgsfall auf gut abgesicherte institutionelle Positionen.

2) Der „literarische Kreislauf“ basiert weniger auf formalen als auf „performativen“ Erfolgskriterien. Zumindest bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts dominieren freischaffende, akademisch meist unterzertifizierte Kulturproduzenten, deren symbolische Produktion auf eine diffuse, bildungsbürgerliche Öffentlichkeit mittlerer Reichweite zielt. Der Erfolg symbolischer Produktion ist je nach Produktionsstrategie kurz- oder langfristig angelegt; die Möglichkeiten der formalen Institutionalisierung symbolischer Dominanz sind gering.

---

<sup>98</sup> »philosophischen und literarischen Kreislauf«

<sup>99</sup> Kauppi konstatiert »a profound structural transformation [...] in the 1960s. Instead of two subcategories of intellectual capital, literary and academic, there began to exist three subcategories of intellectual capital: academic, literary, and journalistic.« (1996). Diese tripolare Struktur des intellektuellen Felds hatte sich jedoch schon mit der Positionsnahme Emile Zolas in der Dreyfus-Affäre angedeutet und ist spätestens mit

3) Die Reproduktionsmechanismen des „journalistischen Kreislaufs“ sind in der Regel mäßig formalisiert; die Produzenten befinden sich in der Regel in mehr oder minder bürokratisierten Abhängigkeitsverhältnissen; ihre Produkte richten sich an eine allgemeine (massen-)kulturelle bzw. politische Öffentlichkeit großer und sehr großer Reichweite. Die Produktionsstrategien sind grundsätzlich auf kurzfristigen Erfolg angelegt; der symbolische Erfolg setzt die Erringung formal institutionalisierter Positionen nicht notwendig voraus. In den drei Kreisläufen herrschen somit je eigene Regeln der Reproduktion der Produzenten, der Herstellung von Öffentlichkeiten und der Erzielung symbolischer Profite.

Die folgende Analyse wird diese Ausdifferenzierung des intellektuellen Felds in relativ autonome Kreisläufe, Ökonomien und Regionen betrachten und die tripolare Struktur, die das intellektuelle Feld während der ersten vier Fünftel des 20. Jahrhunderts auszeichnet, herausarbeiten. Die relative Autonomie der jeweiligen Produktions- und Reproduktionskreisläufe legt nahe, das intellektuelle Feld als eine ausdifferenzierte Struktur dreier Subfelder<sup>100</sup> von theoretisch-akademischem, ästhetisch-hochkulturellem und medial-journalistischem Subfeld zu begreifen, in denen je eigene Regeln der Produktion symbolischer Güter, der Reproduktion symbolischer Produzenten und der Akkumulation symbolischer Profite herrschen.

Das intellektuelle Feld in Frankreich charakterisiert sich in dieser Zeit durch diese spezifische Ausdifferenzierung relativ autonomer Subfelder, die nur in Ausnahmefällen – etwa in symbolischen Hochkonjunkturen von Produzenten, die intellektuelle Pontifikate aufbauen – überkreuzt werden. Aber es gibt weitere Unterscheidungen, die das Feld polar aufspannen: die Gegenüberstellung eines 1) weltlichen und eines kulturellen Pols, von 2) akademischen und peripheren Institutionen, von 3) „beschränkter“ und „großer Produktion“ sowie von 4) *auctores* und *lectores*. Wie können diese vier Strukturdimensionen, die den Raum des intellektuellen Felds polar aufspannen, beschrieben werden?

1) *Der „weltliche“ und der „kulturelle“ Pol des Felds.* Nach Bourdieu weisen die kapitalstärksten Produzenten der Felder in der Regel eine chiasmatische Ressourcenstruktur auf. Eine sozial-bürokratisch dominante und symbolisch-kulturell dominierte Fraktion („weltlicher Pol“) steht demnach einer symbolisch-kulturell dominierenden, aber administrativ-institutionell dominierten Fraktion („kultureller Pol“) gegenüber. Diese Polarisierung des Felds nach weltlicher und kultureller Macht setzt die Spaltung des sozialen Raums zwischen einem Pol der Macht und einem Pol kultureller Deutungshoheit fort:

---

Sartres philosophisch-literarisch-politischem Projekt erreicht.

<sup>100</sup> Während bei Bourdieu dieser Begriff nur eine untergeordnete Rolle spielt, sollen in der folgenden Analyse die komplexen tripolaren Konstellationen des intellektuellen Felds und die relative Autonomie bestimmter Teilregionen und -öffentlichkeiten des Felds Berücksichtigung finden, ohne deren Kurzschließung intellektuelle Macht sich nicht durchsetzen kann.

L'appréhension structurale du champ du pouvoir permet de découvrir que chacun des champs qu'il englobe s'organise selon une structure homologue de la sienne, avec, à un pôle, les positions dominantes économiquement ou temporellement et dominées culturellement, et l'autre, les positions dominantes culturellement et dominées économiquement. C'est le cas du champ universitaire, où les détenteurs de pouvoirs temporels (c'est-à-dire, plus précisément, du contrôle sur les instruments de reproduction), souvent peu considérés intellectuellement, s'opposent aux détenteurs d'un capital symbolique de reconnaissance, qui sont souvent dépourvus de toute emprise sur les institutions. C'est vrai aussi du champ artistique où, malgré une accélération des processus de consécration des avant-gardes liée à une institutionnalisation de la révolte anti-institutionnelle, on peut encore opposer les artistes que l'on pourrait dire de « rive gauche » et qui, reconnus par leurs pairs, sont peu consacrés économiquement et temporellement, et les artistes de « rive droite » qui associent à un prestige artistique faible des profits économiques importants.<sup>101</sup> (Bourdieu 1989: 383)

Während der „kulturelle“ Pol des akademischen Subfelds die Produzenten umfasst, die sich in erster Linie durch wissenschaftliches Prestige auszeichnen, gehören zu dem „weltlichen“ Machtpol des akademischen Felds die Produzenten mit größerem bürokratisch-sozialem Kapital innerhalb ihres Felds (und manchmal auch mit einer größeren Nähe zu den zentralstaatlichen Schalthebeln der Macht, zu den ministeriellen Bürokratien, Technokratien und zur eingelebten Pariser Bourgeoisie).

2) „Akademische“ und „periphere“ Institutionen. Hinter dem Gegensatz von „peripheren“ und „akademischen“ Institutionen (Rieffel 1993: 425ff.) verbergen sich ungleich verteilte Chancen und Möglichkeiten, über die Etablierung formal-pädagogischer Beziehungen Einfluss auf die Karrieren anderer Produzenten zu nehmen und die Reproduktion der Produktionsverhältnisse des Felds zu steuern. Während Produzenten mit der höchsten symbolischen Legitimität tendenziell in „peripheren“ Institutionen Positionen finden, dominieren in „akademischen“ Institutionen Produzenten mit hoher institutioneller Macht. Das institutionelle Kapital der „theoretisch-neoavantgardistischen“ Produzenten ist ein anderes als ihrer „normalwissenschaftlichen“ Konkurrenten: Sie sind den Abhängigkeiten und Netzwerken ihrer Institutionen in der Regel weniger verpflichtet; sie spielen eine schwache

---

<sup>101</sup> »Das strukturelle Verständnis des Machtfelds erlaubt zu entdecken, dass jedes der Felder, das es umfasst, sich nach einer Struktur organisiert, die homolog zu seiner eigenen ist, mit, am einen Pol, den ökonomisch oder weltlich dominanten und kulturell dominierten Positionen, und am anderen Pol die kulturell dominanten und ökonomisch dominierten Positionen. Dies ist auch der Fall des universitären Felds, wo die Träger weltlicher Macht (das heißt genauer gesagt der Kontrolle über die Instrumente der Reproduktion), die intellektuell oft gering geschätzt werden, den Trägern anerkannten symbolischen Kapitals gegenüberstehen, denen oft jeder Einfluss auf die Institutionen fehlt. Dieser Gegensatz trifft auch auf das künstlerische Feld zu, wo man trotz der Beschleunigung der Weihungsprozesse der Avantgarde-Bewegungen, die mit der Institutionalisierung der anti-institutionellen Revolte zusammenhängt, immer noch die von ihren *peers* anerkannten Künstler, die man als »rive gauche« bezeichnen könnte, weil sie ökonomisch und weltlich wenig Erfolge erzielen, und die »rive droite«-Künstler, die ein geringes künstlerisches Prestige mit hohen ökonomischen Profiten verbinden, gegenüberstellen kann.«

oder keine Rolle in den Machthierarchien und Kreisläufen „ihrer“ jeweiligen Disziplinen. Gleichzeitig haben sie oft mehr Kontakte mit Produzenten, die über wenig oder keine institutionelle Macht über die Reproduktion des akademischen Subfelds in Frankreich verfügen, z.B. mit Künstlern, politischen Aktivisten und internationalen Produzenten. Das System der akademischen Institutionen zeichnet sich durch eine eigene eher „weltlich“ geprägte Ökonomie der Reproduktion von bevorzugt „reproduktiven“ Produzenten aus. Der Übergang zu den peripheren Institutionen ist dabei in der Regel fließend, sind die Produzenten in peripheren Institutionen, in denen der Tendenz nach ein höheres „symbolisch-kulturelles“ Kapital und „produktive“ Produzenten anzutreffen sind, doch auf die Diplome und Zertifikate akademischer Institutionen angewiesen.

3) „Beschränkte“ und „große“ Produktion. Mit Blick auf die verschiedenen Akkumulationsstrategien symbolischer Profite unterscheidet Bourdieu die beiden gegenläufigen Strategien „beschränkter“ und „großer“ Produktion. Erstere setzt zunächst auf die Anerkennung in exklusiven Öffentlichkeiten der Produzenten des Felds mit dem höchsten kulturellen Kapital; diese »économie anti-« économique » de l'art pur« (»anti-ökonomische Ökonomie der reinen Kunst«, 1992: 202) und der Avantgarde-Bewegungen strebt langfristige und dauerhafte Anerkennung unter den autonomsten Produzenten des Felds an (»le pôle de la production pure, où les producteurs tendent n'avoir pour clients que les autres producteurs, qui sont aussi des concurrents«, »der Pol der reinen Produktion, wo die Produzenten tendenziell nur andere Produzenten als Kunden haben, die gleichzeitig Konkurrenten sind«, 1992: 175). Die letztere Strategie – »la logique « économique » des industries littéraires et artistiques« (»die ökonomische Logik der literarischen und künstlerischen Industrien«,; 202) zielt dagegen auf kurzfristige, auch ökonomisch verwertbare Profite in breiten Öffentlichkeiten (z.B. Bestsellertitel, Boulevardtheater, dekorative Kunst). Die Produzenten „großer Produktion“ (*grande production*) setzen auf die Anerkennung in feldexternen Öffentlichkeiten, etwa in der Form populärer und auflagenstarker Publikumsrenner und Bestseller (»le pôle de la grande production, subordonnée aux attentes du grand public« »der Pol der großen, den Erwartungen der großen Öffentlichkeit untergeordneten Produktion«, 1992: 175). Nach Bourdieu geht die Autonomisierung<sup>102</sup> intellektueller

---

<sup>102</sup> Ähnlich wie bei Althusser's Überlegungen zur relativen Autonomie des Überbaus und auch bei Luhmann's Theorie autopoietischer Systeme gründet Bourdieus zentraler Begriff des Felds auf der historisch gewonnenen Autonomie eines gegebenen Produktions- und Reproduktionszusammenhangs: »En tant qu'elle manifeste la rupture avec les demandes externes et la volonté d'exclure les artistes suspects de leur obéir, l'affirmation du primat de la forme sur la fonction, du mode de représentation sur l'objet de la représentation est l'expression la plus spécifique de la revendication de l'autonomie du champ et de sa prétention à produire et à imposer les principes d'une légitimité spécifique tant dans l'ordre de la production que dans l'ordre de la réception de l'œuvre d'art.« (»Insoweit sie den Bruch mit der externen Nachfrage und den Willen manifestiert, die Künstler, die dem Verdacht unterstehen, ihr zu gehorchen, auszuschließen, ist die Bekräftigung des Primats der Form über die Funktion, der Repräsentationsweise über dem Repräsentationsgegenstand der sehr spezifische Ausdruck der Einforderung der Autonomie des Felds und seines Anspruchs, die Prinzipien einer spezifischen Legitimität zu produzieren und durchzusetzen, mit Blick auf ihre Produktionsordnung genauso wie mit Blick auf die Rezeption

Produktionslogik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Ausbildung komplementärer arbeitsteiliger Produktionsstrategien zwischen autonomen und heteronomen Produzenten einher. Die Entstehung autonomer exklusiver Produktion setzt in der Regel ein expandierendes Feld symbolischer Produktion voraus, dessen Markt einen Umfang aufweisen muss, der es den „reinen“ Produzenten erlaubt, ausschließlich für die Ko-Produzenten produzieren.

4) *Auctores und lectores*. Mit der Unterscheidung von *auctor*- und *lector*-Produzenten stehen zwei konträre Strategien der Gewinnung symbolischer Legitimität im Feld gegenüber: Während *auctores* – der Pol „schöpferisch-visionärer“ Produzenten – die Eigenständigkeit, Unterscheidbarkeit und Innovation des intellektuellen Projekts gegenüber den Konkurrenten des Felds betonen, verfolgen *lectores* Strategien „legitimer Reproduktion“ (Bourdieu 1984: 149ff.). „Reproduktive“ Produzenten setzen demnach eher auf etablierte Projekte und Strömungen des Felds; sie begründen die Legitimität ihrer Projekte oft mit der Autorität und Kontinuität der gewählten Traditionen; sie fallen weniger durch visionäre Neuerungen als durch „handwerkliche Solidität“ und disziplinäre Berechenbarkeit auf<sup>103</sup>. Oft zeichnen sich *auctores* und *lectores* durch unterschiedliche Rhetoriken<sup>104</sup> aus, mit denen sie dem „großen Anderen“ des Felds – den anerkannten und etablierten Institutionen, „Mächten“, der „Gemeinschaft“ des intellektuellen Felds – einmal im Modus der Hetero- bzw. Allodoxie, das andere Mal im Modus der Orthodoxie begegnen (Bourdieu 1992: 446). Heterodoxe Rhetoriken installieren „kritisch-nonkonformistische“ Subjektivitäten (von „marginalen Herausforderern“ bis zu „heilsbringenden Revolutionären“, archetypisch durch die Gruppe

---

des Kunstwerks« (Bourdieu 1992: 412).

<sup>103</sup> Mit Blick auf das Feld der Philosophie in den sechziger Jahren führt Fabiani aus, dass »[l]a distinction entre producteurs et reproducteurs, qui s'est constituée à la fin du XIXe siècle, est aujourd'hui un principe de division majeur du champ philosophique. D'un côté, les producteurs, qui occupent souvent une position relativement dominée dans l'institution – répétiteurs de philosophie à l'École normale supérieure (Louis Althusser, Jacques Derrida) ou enseignants de l'université de Vincennes (François Châtelet, Gilles Deleuze) à la fin des années soixante – ou que leur reconnaissance institutionnelle ne suffit pas à arracher à une marginalité relative – ainsi Michel Foucault et le Collège de France. De l'autre côté, les reproducteurs, qui contrôlent les mécanismes de recrutement du corps professoral à travers l'enseignement dans les classes préparatoires, la participation aux jurys de concours et l'appartenance au corps de l'inspection générale. On retrouve ici l'opposition entre les deux formes de pouvoir qui structure l'ensemble du champ universitaire littéraire.« (»Die Unterscheidung zwischen Produzenten und Reproduzenten, die sich am Ende des 19. Jahrhunderts konstituiert hat, ist heute ein wichtiges Teilungsprinzip des philosophischen Felds. Auf der einen Seite: die Produzenten, die oft eine relativ dominierte Position in der Institution besetzen – Philosophie->Pauker« (répétiteurs) an der Ecole normale supérieure (Louis Althusser, Jacques Derrida) oder Lehrende der Universität von Vincennes – oder aber ihre institutionelle Anerkennung reicht nicht aus, eine relative Marginalität auszuschließen, so Michel Foucault und das Collège de France. Auf der anderen Seite: die Reproduzenten, die die Rekrutierungsmechanismen des professoralen Körpers über die Lehre in den Vorbereitungsklassen, die Teilnahme an den Jurys der concours und die Zugehörigkeit zur Schul- und Hochschulverwaltung kontrollieren. Man findet hier den Gegensatz zwischen den beiden Machtformen, der die Gesamtheit des literaturwissenschaftlichen Felds strukturiert.« (Fabiani 1988: 165)

<sup>104</sup> Unter „Rhetorik“ soll nicht das sprachlich-manipulative „Gewand“ zu verstehen sein, mit dem Intellektuelle bestimmte „Inhalte“ vermitteln. Im Sinne Stanley Fishs (1998) soll die „Rhetorik“ – die (sprachliche) Inszenierung einer Position im Feld – als untrennbar mit ihrer symbolischen Produktion verbunden gesehen werden: »Theories, in short, are themselves rhetorics whose usefulness is a function of contingent circumstances. It is ends - specific goals in local contexts - that rule the invocation of theories, not theories that determine goals

um die Zeitschrift *Tel Quel* repräsentiert), wohingegen orthodoxe Produzenten als „seriös-respektable Vertreter“ der „Werte“ und „Traditionen“ ihres Subfelds versubjektiviert und der „Gemeinschaft“ vergangener und gegenwärtiger Produzenten verpflichtet sind (z.B. Raymond Picard, Raymond Aron).

Für die folgende struktural-historische Analyse des intellektuellen Felds stellen diese vier Unterscheidungen polar aufgespannte Achsen des Feldraums dar, auf denen sich die Produzenten, die in das intellektuelle Feld eintreten, spezifisch positionieren können. So kombiniert die Fraktion der FMS-Propheten in der Regel spezifische Abschnitte dieser Achsen: Ungeachtet tiefgreifender Differenzen und einem z.T. unerbittlichen Distinktionszwang zwischen den Propheten der FMS-Bewegung (vgl. so unterschiedliche Denker wie Lacan, Althusser, Foucault, Barthes, Derrida, Kristeva) charakterisiert sich diese Fraktion in aller Regel durch ein ausgeprägtes *auctor*-Selbstverständnis, durch Strategien beschränkter Produktion und durch allodoxe Rhetoriken; ihre Vertreter positionieren sich auf dem „kulturellen“ Pol und etablieren sich v.a. in „peripheren“ Institutionen. Die im Mittelpunkt der diskursanalytischen Betrachtungen stehenden Fraktionierungen, Subjektivitäten und Hegemonien des *sciences humaines*-Diskurses resultieren aus dem singulären Zusammenspiel verschiedener Entwicklungen des intellektuellen Felds, die zu der Ausbildung und Stabilisierung eines gegenseitig solidarischen Antagonismus zwischen theoretisch-neoavantgardistischen und klassisch-humanistischen Produzenten führen.

Angesichts der symbolischen Dominanz der FMS-Bewegung ist es fraglich, ob man die liberal-klassischen Antipoden der neoavantgardistischen Theoriestars überhaupt als eine integrierte, konstituierte Fraktion fassen kann. Diese „Fraktion“ charakterisiert sich zwar ebenfalls durch eine Strategie „beschränkter“ Produktion – als eine Ausnahme kann Aron gelten –, aber gleichzeitig durch *lector*-Orientierungen und orthodoxe Rhetoriken (vgl. etwa Produzenten „der alten Schule“ wie Raymond Picard und Georges Gusdorf). Sie positionieren sich in „akademischen“ Institutionen. Im Laufe der siebziger Jahre unterminiert der Aufschwung disziplinär-normalwissenschaftlicher Forschung auch die Position der liberalen Humanisten; an ihre Stelle tritt eine Fraktion neoliberaler Technokraten, Experten, Journalisten, Politikberater und -theoretiker – vgl. das medial inszenierte Phänomen der *nouveaux philosophes*, das intellektuelle Umfeld der *Fondation Saint-Simon*, die Zeitschrift *Le Débat*, neo-liberale Theoretiker wie Luc Ferry und Alain Renaut) –, deren intellektuelle Projekte sich durch relativ wenig Autonomie auszeichnen und die dem „weltlichen“ Pol intellektueller Macht nahe stehen. In den sechziger und siebziger Jahren haben die liberal-klassischen Antipoden des theoretischen Neoavantgardismus Schwierigkeiten, sich als Fraktion zu konstituieren und außerhalb beschränkter Spezialistenöffentlichkeiten Gehör, geschweige denn allgemeine, subfeldübergreifende Anerkennung zu finden. Die

---

and the means by which they can be reached.« (Fish 1998: 56).

Schwierigkeiten der Humanisten zeugen von den ungleichen, historisch wandelbaren Chancen für Produzenten auf einer gegebenen Position des Felds und in einem gegebenen Moment des Produktionszyklus, hegemoniale Diskurspositionen zu artikulieren. In der Tat geraten disziplinär orientierte Spezialisten angesichts der übergreifenden Bedeutung von Produzenten, die wie die FMS-Propheten in den unterschiedlichsten Öffentlichkeiten intervenieren, in relative Obskurität.

Die Ausübung symbolischer Dominanz im Feld setzt zum einen die hegemoniale Artikulation des Diskurses voraus, zum anderen das Zusammenspiel bestimmter historischer Entwicklungen, die eine singuläre Konjunktur auslösen. Wenn im Folgenden die Konstellationen, die zur Entfaltung einer theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie im *sciences humaines*-Diskurs dieser Zeit geführt haben, betrachtet werden, dann unterstreicht der Laclau'sche Begriff der Hegemonie die irreduzible Heterogenität und Kontingenz der zu einer hegemonialen Diskursformation verbundenen Elemente (Laclau und Mouffe 1985). Weder die Produzenten der einen noch die der anderen Fraktion realisieren eine dem Sozialen inhärente Wahrheit, eine institutionelle Gesetzmäßigkeit oder einen objektiv gegebenen Sinn; Hegemonie entsteht durch die notwendig kontingente Verknüpfung *disparater* Elemente. Während das Problem der Hegemonialisierung des intellektuellen Raums den diskursanalytischen Betrachtungen in Kapitel 5 vorbehalten bleibt, wird in diesem Kapitel die singuläre Konjunktur betrachtet, die in den sechziger und siebziger Jahren dazu führt, dass einige wenige Produzenten von der Peripherie des akademischen Felds große öffentliche Wirkung erzielen können.

Zunächst soll der Zusammenhang zwischen „Produktionszyklus“ und „intellektuellem Pontifikat“ herausgearbeitet werden. Ausgehend von Bourdieu und Charles feldtheoretischen Betrachtungen zur Entstehung des „engagierten Intellektuellen“ am Ende des 19. Jahrhunderts (vgl. die Dreyfus-Affäre, Bourdieu 1992; Charle 1990) wird das intellektuelle Feld in Frankreich als eine komplexe Struktur relativ autonomer Subfelder betrachtet. Da die Konstellationen zwischen und in den subfeldspezifischen Öffentlichkeiten einem ständigen Wandel unterworfen sind, ist von Zeit zu Zeit eine Reartikulation intellektueller Hegemonien erforderlich, die bestimmten Produzenten die Chance eröffnet, neue intellektuelle Pontifikate aufzubauen. Indem es einzelnen Produzenten bzw. Gruppen gelingt, die gewandelten Nachfragestrukturen eines neuen Produktionszyklus mit intellektuellen Gesamtprojekten zu bedienen und verschiedene Subfelder kurzzuschließen, wird ein neuer Produktionszyklus eingeleitet. Am Anfang dieses Produktionszyklus steht in der Regel eine symbolische Hochkonjunktur<sup>105</sup>, in deren Verlauf die intellektuellen Pontifikate des vorangehenden Zyklus

---

<sup>105</sup> Althusser begreift eine „historische“ bzw. „singuläre Konjunktur“ als das Zusammenspiel kontingenter Faktoren, als ein widersprüchlich konfiguriertes Verhältnis von Kräften, das nach politisch-symbolischen Interventionen verlangt: »La conjoncture n'est donc pas le simple relevé de ses éléments, l'énumération des circonstances diverses, mais *leurs système contradictoire* qui pose le problème politique et désigne sa solution

durch neue intellektuelle Pontifikate ersetzt werden. Der Produzent bzw. die Gruppe von Produzenten, denen diese Umstellung gelingt, kann in kurzer Zeit außerordentlich hohe symbolische Profite erzielen. Die spezifische dreipolige Struktur des intellektuellen Felds macht es für die symbolischen Produzenten schwer, die Nachfragetendenzen der verschiedenen Regionen des Felds zu überkreuzen. Aber diejenigen, die dazu in der Lage sind, können außergewöhnlich hohe symbolische Profite erwarten. Insbesondere zwischen 1898, dem Beginn der Dreyfus-Affäre, und 1984, dem Tod Foucaults, gelingt es bestimmten Produzenten immer wieder, unterschiedliche Nachfragetendenzen der symbolischen Märkte bestimmter Subfelder kurzzuschließen und dadurch große öffentliche Macht auszuüben.

Die Grenzen von Bourdieus strukturelem Modell zeigen sich gerade am Übergang von einem Zyklus zum nächsten, basiert der öffentliche Erfolg der neuen Generation doch gerade auf dem Bruch mit den Produktionslogiken der Vergangenheit. Die Reartikulation der Beziehungen zwischen Produzenten und Diskurspositionen in einem neuen Produktionszyklus wird durch diskursive Ereignisse eingeleitet, die etwas notwendig *Neues* in das Feld einführen. Symbolische Einsätze, die dies zu leisten vermögen, schreiben die das Feld organisierenden Strukturen und Differenzen also nicht fort, wie es Bourdieus Homologiepostulat nahelegt, sondern ganz im Gegenteil: Hegemoniale Praxis führt notwendig zu einer Neuordnung der diskursiven Beziehungen zwischen den Produzenten – ein Prozess, der sich nicht im Sinne einer transzendentalen sozialen Grammatik herleiten lässt.

Der Produzententyp, der den intellektuellen Diskurs reartikuliert, große öffentliche Wirkung ausübt und über hohes kulturelles Prestige verfügt, wird mit einer Reihe von Etiketten bezeichnet, so z.B. „*maître penseur*“ (vgl. Dosse 1995: 9; Nora 1980: 18), „*l'intellectuel maître-à-penser*“ (Hourmant 1997: 7), „*prophet*“ (Clark 1973), „*grand intellectuel*“ (Winock 1985a: 22), „*samourai*“ (Kristeva 1990), „*mandarin*“ (Beauvoir 1954), „*titan*“ (Ross 1991: 246). Die Intellektuellen der sechziger Jahre wurden auch unter dem (fragwürdigen) Begriff der „*pensée 68*“<sup>106</sup> bzw. des „*anti-humanisme*“ zusammengefasst (Ferry und Renaut 1985). Die Schwäche dieser Begriffe liegt neben den vielfach polemischen

---

historique, et en fait *ipso facto* un objectif politique, une tâche pratique.« (»Die Konjunktur ist also keine bloße Aufstellung ihrer Elemente, keine Aufzählung verschiedener Umstände, sondern *ihr kontradiktorisches System*, das das politische Problem stellt und seine historische Lösung umreißt, und in der Tat *ipso facto* ein politisches Ziel, eine praktische Aufgabe.«) (Althusser 1995a: 60). Demnach soll im Rahmen des folgenden feldtheoretischen Narrativs der Begriff der „symbolischen Konjunktur“ sowohl die Singularität des Zusammenspiels der Tendenzen, die unabhängig voneinander in verschiedenen Subfeldern entstehen, als auch die irreduzible Kontingenz der symbolischen Einsätze bzw. der diskursiven Positionsnahmen herausstellen, die in eine gegebene Konstellation von Tendenzen verlangt.

<sup>106</sup> Eine sehr fragwürdige Bezeichnung, die ignoriert, dass 1968 außer Althusser fast niemand der theoretischen Propheten der sechziger und siebziger Jahre der revolutionären Studentenbewegung sonderlich nahe steht: Foucaults Politisierung setzt erst 1969 ein; Bourdieu, Derrida und Barthes hielten immer Distanz zu den Ereignissen vom Mai 1968; Sollers verband sich Ende der sechziger Jahre mit der Kommunistischen Partei, die das Ziel heftiger Kritik der Studenten war; Lacan kritisierte sogar den politischen Pathos der Studenten, indem er ihnen vorhielt, einen „Vater“ zu suchen.

oder verklärenden Untertönen in der Beschränkung auf *individuelle* Personen und Projekte. Um intellektuelle Starphänomene zu erklären, sollten daher auch Schulen- und Gruppenbildungen, die Hierarchien zwischen dominanten und dominierten Produzenten innerhalb eines (akademischen) „Stalls“ (*écurie, chapelle*), die Beziehungen zwischen Anführer (*patrons*), Gefolge (*poulains*, „Fohlen“) und Anhang (*clientèle*) (vgl. Bessert-Nettelbeck 1981: 300), arbeitsteilige Differenzierungen (etwa zwischen „theoretisch-programmatischen“ und „kommentierend-angewandten“ Produktionsstrategien) und die komplexen Netzwerk-, Ressourcen- und Beziehungskonfigurationen zwischen den Produzenten (etwa der Zugang zu Zeitschriften und Zeitungen) berücksichtigt werden<sup>107</sup>.

Im Folgenden soll bei bestimmten Konfigurationen symbolischer Macht von „intellektuellen Pontifikaten“<sup>108</sup> gesprochen werden, und zwar dann, wenn es einem Produzenten oder einer Gruppe von Produzenten gelingt, über ein Publikationsorgan bzw. Diffusionsnetzwerk eine gegebene Konjunktur (etwa die kulturelle Effervescenz des *front populaire*) in unterschiedlichen (hochkulturellen, politischen etc.) Öffentlichkeiten und Subfeldern symbolisch zu dominieren und den intellektuellen Raum zu hegemonialisieren. Zu den Subjekt-Positionen einer solchen Konfiguration symbolischer Macht gehören neben der des geweihten intellektuellen Führers („Pontifex“) die der „Freunde“ (oft eine überschaubare, persönlich verbundene und ideologisch mehr oder weniger integrierte Gruppe von Schülern, Zuarbeitern, Unterstützern, Mitläufern) und – die für die breite symbolische Wirkung des pontificalen Projekts entscheidende Größe – die der „Gegner“ (die zahlreichen Konkurrenten des Pontifexes in den verschiedenen Subfeldern, die die Dominanz des Pontifexes durch öffentlich inszenierte Ablehnung bestätigen).

Das paradigmatische Beispiel für ein intellektuelles Pontifikat ist die Gruppe um Jean-Paul Sartre, der sowohl philosophische als auch literarische Werke produziert, eine politische Sammlungspartei gründet (den RDR, *Rassemblement démocratique et révolutionnaire*, 1948) und in der politischen Öffentlichkeit eine wichtige Stimme hat (beispielsweise begleitet er 1972 die Gründung der Tageszeitung *Libération*). Sartre ist der erste Produzent, dem es gelingt, theoretisch-akademische, literarisch-hochkulturelle und massenmedial-journalistische Legitimität zu vereinbaren (vgl. Boschetti 1984). Zu Sartres Nachfolgern können Foucault (für die *sciences humaines*-Hochkonjunktur) und Bourdieu (für den Beginn des nachmodernistischen Repräsentationsregimes) gezählt werden.

In den folgenden Betrachtungen wird die Frage im Mittelpunkt stehen, welche Konstellationen zwischen den Märkten, Produktionskreisläufen und Öffentlichkeiten der Subfelder die symbolische Hochkonjunktur der *sciences humaines* auslösen und bestimmte

---

<sup>107</sup> Bourdieu erfasst mit dem Terminus des „geweihten Intellektuellen“ (*intellectuel consacré*) zwar die unumstrittene kulturelle Legitimität dieser Produzenten; der weitgehenden intellektuellen Orientierung, die diese Starproduzenten unterschiedlichen Regionen des Felds geben, wird er jedoch nicht gerecht.

<sup>108</sup> Diese Terminologie wird in der Bourdieu'schen Forschung bisweilen für die intellektuelle Dominanz André

Hegemonien und intellektuelle Pontifikate ermöglichen. Dabei ist die feldtheoretische von der diskursanalytischen Ebene zu unterscheiden: Nur in der feldtheoretischen Abstraktion kann die Position eines Produzenten im Feld „objektiv“, d.h. unabhängig von seinen diskursiven Positionierungen, bestimmt werden. Konkrete diskursive Äußerungen und spezifisch versubjektivierte Produzenten dagegen verhandeln immer eine Grenze; sie befinden sich nie auf der einen oder anderen Seite, sondern immer insofern dazwischen, als die Grenze zwischen beiden Seiten die konkret angeeignete Position und den versubjektivierten Produzenten konstitutiv durchzieht. Wie lassen sich die feldtheoretischen und diskursanalytischen Betrachtungen dann aufeinander beziehen? Wenn die strukturalpragmatische Diskurstheorie den Diskurs als die Einführung eines kontingenten Ereignisses in ein diskursiv schon mehr oder minder vernähtes System von Differenzen begreift, kann der Diskurs entweder mit Blick auf die zu Strukturen vernähten Diskursereignisse (vgl. Bourdieus „Feld“) begriffen werden, oder es wird die irreduzible Kontingenz betont, die jeden diskursiven Einsatz als etwas Neues ausweist. Während letztere Aufgabe einer exemplarischen diskursanalytischen Untersuchung (Kapitel 5) vorbehalten sein wird, steht im feldtheoretischen Teil der Diskurs unter dem Gesichtspunkt der Konstitution struktureller Beziehungen zwischen den Produzenten zur Diskussion. Hierbei können synchronische und diachronische Versubjektivierungsachsen differenziert werden: Über die synchronische Achse können die symbolischen Produzenten ihren anderen als Konkurrenten des Felds begreifen, dem gegenüber sie sich verorten und positionieren. Dagegen erlauben diachronische Repräsentationen des Felds den Diskursträgern, sich auf der Zeitachse des Felds, d.h. als historisch verortete Subjekte des Felds zu positionieren. Der folgende feldtheoretische Abschnitt behandelt beide Achsen: sowohl die institutionelle Struktur des Felds als auch die zeitliche Abfolge von symbolischen Konjunkturen und intellektuellen Pontifikaten

### 3.3 Das intellektuelle Feld in Frankreich: vom späten 19. Jahrhundert zu den 1950er Jahren

Das intellektuelle Feld symbolischer Produktion in Frankreich konstituiert sich in zwei großen Phasen: in den Jahrzehnten vor der französischen Revolution – dem Zeitalter der Aufklärung (*l'âge des lumières*), das den Höhepunkt des „modernen“ Intellektuellen sieht – und in den ersten 80 Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen der Typ des „modernistischen“ Intellektuellen dominiert. Der „moderne“ Intellektuelle des 18. Jahrhunderts betritt die historische Bühne, als sich bürgerliche Öffentlichkeiten aus den feudal-klerikalen Mächten und Traditionen herausdifferenzieren. Während dieser ersten Blütezeit intellektueller Produktion wird der aus dem Mittelalter herrührende Gegensatz von feudal-weltlichen und

---

Gides zwischen den beiden Weltkriegen verwendet (vgl. Boschettis terminologische Wahl in 1984: 36).

klerikalen Kräften durch die zunehmende öffentliche Wirkung unabhängiger symbolischer Produzenten („*philosophes*“) gebrochen, die in der entstehenden bürgerlichen Öffentlichkeit mit ihren politischen Traktaten, wissenschaftlichen Forschungen und literarischen Produkten hohe symbolische Profite erringen. Nach der französischen Revolution bildet sich aus dieser „modernen“ Konfiguration feudal-weltlicher, klerikaler und bürgerlich-intellektueller Produktionslogiken allmählich eine post-feudale Arbeitsteilung zwischen einem staatlich-bürokratischen Pol akademischer Produktion und einem „unternehmerisch“-freischaffenden Pol künstlerischer, privatgelehrter bzw. journalistischer Produktion. Im 19. Jahrhundert festigt sich die duale Struktur des Felds symbolischer Produktion weiter, und es bilden sich zwei in sich differenzierte Subfelder aus, die mehr oder minder autonome Ökonomien schulisch-akademischer und kulturell-journalistischer Produktion umfassen.

Das zweite goldene Zeitalter französischer Intellektueller – das Zeitalter „modernistischer“ Intellektueller – setzt ein Jahrhundert nach der französischen Revolution ein. Es geht mit einem weitgehenden Umbau der Struktur des intellektuellen Felds einher, dessen herausragendes Merkmal die Ausbildung eines starken autonomen Subfelds ästhetisch-hochkultureller Produktion ist. Für diese beiden goldenen Zeitalter werden im Folgenden die beiden Termini „Moderne“ (bzw. „modern“) und „Modernismus“ (bzw. „modernistisches Repräsentationsregime“) vorgesehen, wobei ersterer das Zeitalter der Aufklärung und letzterer die Periode bezeichnet, die von der Durchsetzung des modernistischen Kunstbegriffs im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts (beginnend mit Flaubert, Manet, Rodin) bis zu den letzten spätmodernistischen Ausläufern reicht, etwa dem *sciences humaines*-Diskurs der 1960er und 1970er Jahre.

Diese begriffliche Entscheidung nimmt die terminologische Unterscheidung von *modernity* und (*high*) *modernism* auf, die einmal eher in sozialwissenschaftlichen bzw. politiktheoretischen, das andere Mal eher in kulturwissenschaftlich-ästhetischen Diskursen dominieren. Die analytische Unterscheidung „moderner“ und „modernistischer“ Intellektueller geht von deren fundamentaler Unvergleichbarkeit aus: Während erstere sich v.a. an breite, neu entstehende bürgerliche Öffentlichkeiten wenden, bedienen letztere auch die beschränkten Öffentlichkeiten „reiner“ Avantgarde-Produzenten. Dabei ist zu betonen, dass die Unvergleichbarkeit „moderner“ und „modernistischer“ Intellektueller keineswegs ausschließt, dass sich letztere in der Tradition der Aufklärung verstehen (was für die große Mehrheit der FMS-Propheten zutrifft). Was „modernistische“ Intellektuelle von ihren „modernen“ Vorläufern unterscheidet, ist in erster Linie die Bedeutung hochkultureller Autonomie („Avantgarde-Logik“) und post-repräsentationalistischer Referenzialität („Krise der Repräsentation“), die sich in den hochmodernistischen Tendenzen (historische Avantgarde, Surrealismus etc.) ankündigt und sich nach dem zweiten Weltkrieg im spätmodernistischen Repräsentationsregime (Existenzialismus, FMS-Prophetie) fortsetzt.

Der von Scott Lash geprägte Begriff des Bedeutungs- bzw. Repräsentationsregimes umfasst zwei Komponenten: »The first is a specific ‘cultural economy’. A given cultural economy will include (1) specific relations of production of cultural objects, (2) specific conditions of reception, (3) a particular institutional framework that mediates between production and reception, and (4) a particular way in which cultural objects circulate. The second component of any regime of signification is its specific *mode* of signification, by which I mean that its cultural objects depend on a particular relationship between signifier, signified, and referent« (1990: 5). In diesem Sinne kann ein Repräsentationsregime als eine historisch dominante Ökonomie soziokultureller Produktion begriffen werden, in der kultureller „Stil“ bzw. „Darstellungsform“ (das Verhältnis von Signifikant, Signifikat und Referent) und sozoinstitutionelle Reproduktionsweise (die Verteilung von Ressourcen und die Entstehung von Legitimität) unauflöslich miteinander verbunden sind.

Die Unterscheidung von vor-, hoch-, spät- und nach-modernistischen Repräsentationsregimen lehnt sich an die kulturwissenschaftliche Periodisierung an, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten in den amerikanischen *cultural studies* durchgesetzt hat. Demnach folgen auf ein realistisches Repräsentationsregime (das halbe Jahrhundert in der Mitte des 19. Jahrhunderts) die beiden Regime von „Modernismus“ und „Postmodernismus“. Doch die dominierenden Periodisierungsnarrative in Frankreich müssen von den geläufigen Repräsentationen kulturhistorischer Zeitlichkeit des angloamerikanischen und mitteleuropäischen Raums – insbesondere vom Postmoderne-Narrativ – abgegrenzt werden. In den USA gerät das modernistische Repräsentationsregime schon gegen Mitte der sechziger Jahre in eine unübersehbare und weithin gefühlte Krise und wird spätestens ab Anfang der siebziger Jahre von einem postmodernen Repräsentationsregime abgelöst (man denke an die postmodernen Hochkonjunktoren der Pop Art um Andy Warhol, von postmodernen Autoren wie Thomas Pynchon und auch von (French) Theory, vgl. Connor 1995; Huyssen 1986; Jameson 1991). Dagegen dominieren im west- und mitteleuropäischen Kontext Repräsentationen historischer Zeitlichkeit, die einen Bruch mit der „Moderne“ erst seit den achtziger Jahren oder gar nicht ansetzen (vgl. die meist sozialwissenschaftlich geprägte Diskussion in Westeuropa über die „zweite“ bzw. „reflexive Moderne“ und das „globale Zeitalter“, Albrow 1997; Beck et al. 1996). Gerade in Mitteleuropa gehen Moderne-, Abendland- und Modernismuskonzepte oft ineinander über (vgl. etwa Habermas 1993). Besonders verwirrend sind die Moderne/Postmoderne/Periodisierungen mit Blick auf das Phänomen von (French) Theory, der breiten Rezeption der französischen FMS-Theorien in den amerikanischen *humanities*. Im französischen Kontext werden die Theoriestars der sechziger und siebziger Jahre im allgemeinen als *modernes* (Aron 1984; Ferry und Renaut 1988) bzw. (modernistische) »heirs of the surrealist movement« (Boudon 1980: 9) gehandelt. Im französischen Kontext können sich die Projekte des Modernismus länger als anderswo

halten. Gerade die Ausläufer des Modernismus – die spätmodernistischen Konjunkturen von Existenzialismus und *sciences humaines* – erzielen in Frankreich eine große öffentliche Wirkung, die die „nach“- bzw. postmodernistische Tendenzen, die sich erstmals Ende der sechziger Jahren ankündigen, in den Schatten stellt. Daher sollte mit Blick auf die Theorien der FMS-Bewegung statt von „postmodernen“ oder „poststrukturalistischen“ Theorien (vgl. Ross 1991) präziser von spätmodernistischen Theorien gesprochen werden, die in den USA eine postmoderne Rezeption erleben.

In Frankreich etabliert sich das modernistische Repräsentationsregime im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, als sich das intellektuelle Feld von einer bipolaren zu einer tripolaren Struktur entwickelt. Das hochmodernistische Repräsentationsregime und seine intellektuellen Pontifikate erleben in den hochmodernistischen Konjunkturen der historischen Avantgarde (1914-1920) und der politisch-ästhetischen Efferveszenz im Umfeld des *front populaire* (Mitte der dreißiger Jahre) ihren Höhepunkt. Auch wenn eine theoretische Kurzformel der umfangreichen Modernismus- und Postmodernismusforschung nicht gerecht werden kann, sollen die Repräsentationsregime des 20. Jahrhunderts dennoch kurz mit Hilfe der strukturalen Unterscheidung von Signifikat, Signifikant und Referent definiert werden. So kann als die wiederkehrende Problematik des modernistischen Repräsentationsregimes die Problematisierung von Form, Mittel bzw. Signifikant, als wiederkehrende Problematik des spätmodernistischen Repräsentationsregimes dagegen die Problematisierung von Inhalt, Wesen bzw. Signifikat gelten. In diesem Zusammenhang kann auf Peter Bürgers Modernismustheorie verwiesen werden, die auf der Annahme basiert, dass »erst in den historischen Avantgardebewegungen [...] die Gesamtheit künstlerischer Mittel als Mittel verfügbar [wird]. Bis zu dieser Epoche der Kunstentwicklung war die Verwendung der Kunstmittel eingeschränkt durch den epochalen Stil, einen vorgegebenen, nur in gewissen Grenzen überschreitbaren Kanon zugelassener Verfahrensweisen« (Bürger 1987: 23). Nach dem Ende der realistischen und naturalistischen Repräsentationsregime des 19. Jahrhunderts (beispielsweise Balzac und Courbet) gerät das mimetisch-instrumentale Formverständnis, wonach die Kunst der Abbildung außerästhetischer Inhalte dient, in eine Krise. Diese Krise der Repräsentation erfasst im Repräsentationsregime des Modernismus (letztes Drittel des 19. Jahrhunderts bis zum zweiten Weltkrieg) zunächst die kulturellen Formen und Ausdrucksmittel, und der künstlerische Signifikant wird von seinen repräsentationalen Funktionen befreit (vgl. z.B. Picasso, Schönberg, Rimbaud, Proust).

Mit dem Übergang zum Repräsentationsregime des Spätmodernismus greift die Krise der Repräsentation auf die Signifikats- bzw. Inhaltsebene von Repräsentation über. Die zunehmende Konzeptualität und Textualität der kulturellen Produktion von Produzenten wie Duchamp, Boulez, Artaud, Beckett und Robbe-Grillet indiziert die Radikalisierung der modernistischen Krise der Repräsentation, was sich in der Dekonstruktion expressiver

Ästhetiken, der Reflexivität künstlerischer Produktion und der Verwischung der Grenze von Signifikat und Signifikant äußert. Das spätmodernistische Repräsentationsregime, das die Theoretisierung des intellektuellen Diskurses einleitet, entsteht in den beiden spätmodernistischen Konjunkturen der „theoretischen Neoavantgarde“. Während die Hochkonjunktur des Existenzialismus (1945-1953) in erster Linie in den Feldern von Philosophie und Literatur stattfindet, dominiert die Konjunktur der *sciences humaines* (1960-1984) in den sprachtheoretisch beeinflussten Disziplinen.

Im nach-modernistischen Repräsentationsregime (seit Anfang der achtziger Jahre) erlebt der repräsentationale Gestus eine vordergründige Renaissance<sup>109</sup>. Die vielerorts vollzogene Rückkehr zu figurativen Stilen findet jedoch in einem reflexiv-ironischen Modus statt. Nach-modernistische Repräsentationen halten ihre eigene repräsentationale Ökonomie auf Distanz (vgl. „nach-modernistische“ Pioniere aus den sechziger und siebziger Jahren wie Guy Debord und den frühen Baudrillard). Der Bruch mit den Repräsentationsregimen des Modernismus geht dabei Hand in Hand mit einem allgemeinen Bedeutungsverlust des ästhetisch-hochkulturellen Subfelds und mit der Rückentwicklung des Felds zu einer dualen Struktur. Dieser Wandel hat weitgehende Konsequenzen für die Ausübung öffentlicher Macht: Theoretische Produzenten ziehen sich angesichts der Reakademisierung des theoretisch-akademischen Subfelds (Verfachwissenschaftlichung, Spezialisierung, Entpolitisierung, Bürokratisierung usw.) aus medialen Öffentlichkeiten zurück. Medial-journalistische Produzenten wiederum finden sich in zunehmend großindustriellen, von Print- auf Bildmedien umgestellten Produktionszusammenhängen wieder, in denen sich akademische und hochkulturelle Legitimität nicht mehr auszahlt. Die nun dominierenden Intellektuellentypen – spezialisierte Fachwissenschaftler, politische Berater, mediale Experten und Kommentatoren, Spezialisten für Moral- und Sinnfragen, Skandal- und Sensationsautoren – suchen nicht mehr die Produktionslogiken der beiden Subfelder zu überkreuzen und dadurch die Autonomie intellektueller Produktion zu artikulieren; die intellektuellen Produzenten beschränken sich nun auf die regionale Bedeutung in ihren jeweiligen Subfeldern. Die entstehende bipolare Struktur des Felds geht somit nicht nur mit einer qualitativen Veränderung intellektueller Macht einher – Technokratisierung, Spezialisierung und damit Entautonomisierung –, sondern auch mit dem Bedeutungsverlust intellektueller Macht überhaupt.

---

<sup>109</sup> Nach Jameson kassiert trotz aller Neo- und Hyper-Realismen die Postmoderne die Problematisierung der Form nicht wieder ein; im Gegenteil: postmoderne Realismen treiben die Krise von „depth models“ weiter: »What replaces these various depth models is for the most part a conception of practices, discourses, and textual play, whose new syntagmatic structures we will examine later on; let it suffice now to observe that here too depth is replaced by surface, or by multiple surfaces« (Jameson 1991: 12).

### 3.3.1 Die Autonomisierung des ästhetisch-hochkulturellen Felds und die symbolischen Konjunkturen des Hochmodernismus

Von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts zeichnet sich das intellektuelle Feld symbolischer Produktion in Frankreich durch ein starkes autonomes Subfeld ästhetisch-hochkultureller Produktion aus, das von institutionell ungebundenen Produzenten dominiert wird, die für „freie“ Märkte hochkultureller Güter produzieren. In Frankreich ist dieser Markt traditionell besonders groß, zeichnet sich die französische Wirtschaft bis zum zweiten Weltkrieg doch durch eine relative Schwäche großindustrieller Produktion und eine Übergewichtung von Klein- und Kleinstbetrieben gerade im Bereich von Luxusgütern, Kunsthandwerk und künstlerisch-kulturellen Dienstleistungen aus (Lash und Urry 1993: 58). Hinzu kommt, dass wegen der Schwäche des französischen Universitätssystems die Fakultäten der Provinz ihren Nachwuchs in der Regel nicht halten können. Ringer bemerkt diesbezüglich, dass »the academic community as a whole long held a relatively unimportant position in France. At the same time, the typically most eminent French intellectual of the nineteenth century was the free-lance writer or publicist, rather than the research scholar or scientist. Indeed, [...] this French ‘man of letters’ often had no university-level education at all, although he probably held the secondary baccalaureate« (Ringer 1992: 74). So konzentriert sich im 19. Jahrhundert eine hohe Zahl junger, ehrgeiziger Produzenten in der Hauptstadt, die ab Ende des 19. Jahrhunderts von ihrer hohen internationalen Anziehungskraft auf Kulturproduzenten aus aller Welt profitiert. Die Zunahme der Pariser Bevölkerung, die sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts noch beschleunigt, lässt im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts den Pool junger Produzenten anschwellen, die sich als selbständige Schriftsteller und Journalisten, Maler und Illustratoren, Tänzer und Unterhalter in zunehmend prekären Verhältnissen verdingen (Charle 1975), was der Durchsetzung eines autonomen Kreislaufs ästhetisch-hochkultureller Produktion und ihrer modernistischen Repräsentations- und Subjektivitätsangebote Vorschub leistet.

Mit der Etablierung dieser neuen kulturellen Ökonomie geht nicht nur die zunehmende Konkurrenz der symbolischen Produzenten um die höchsten Profite einher, die seit der Durchsetzung der Avantgarde-Logik symbolischer Produktion immer weniger an finanziellem Erfolg (bzw. heteronomen Erfolgskriterien) und zunehmend an symbolischer Legitimität (bzw. autonomen Erfolgskriterien) gemessen werden, sondern auch die Umstellung auf eine feldinterne Arbeitsteilung von „beschränkter“ und „großer“ Produktion bzw. von autonomen und heteronomen Produzenten (Bourdieu 1992: 201ff.). Der Aufstieg der autonomen symbolischen Produzenten, der ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzt, führt zur Entstehung einer exklusiven und avantgardistischen Kunstkonzeption, die primär auf die Nachfragebefriedigung von symbolischen Produzenten innerhalb des Felds gerichtet ist. Die

zunehmende Bedeutung dieser Fraktion autonomer Produzenten lässt sich etwa an Flauberts Begründung des literarischen Modernismus (vgl. Bourdieu 1992) und dann an Symbolismus und der *L'art pour l'art*-Bewegung ablesen, die ab Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts eine Phase ständiger Krisen und einer sich beschleunigenden Taktfrequenz aufeinanderfolgender Moden und Trends des literarisch-künstlerischen Felds einläutet (Impressionismus, Fauvismus, Expressionismus, Kubismus, Dadaismus). Gustave Flaubert kann als einer der Pioniere des modernistischen Repräsentationsregimes gelten – eine Einordnung, die mit Blick auf seine vermeintlich realistische Ästhetik auf den ersten Blick ambivalent anmutet: Flauberts große Publikumserfolge wie *Madame Bovary* und *Education sentimentale* sowie seine sprichwörtliche Obsession mit der Realität scheinen eine heteronome Produktionslogik zu indizieren. Anders als im Falle von Balzacs Realismus wird Flauberts Obsession mit soziohistorischen Details jedoch nicht nur von einer von seinen Zeitgenossen als skandalös empfundenen Wertbeliebigkeit („Nihilismus“) assoziiert, sondern auch von einer Obsession mit der Materialität des Signifikanten, dem Stil. So realistisch und „populär“ Flauberts Ästhetik sich auch gibt, der Autor begreift sich nicht mehr als Sprachrohr einer heteronomen Instanz, die das Kunstwerk nicht-ästhetischen (moralischen, religiösen, gesellschaftlichen) Maßstäben unterwerfen würde. Wie Bourdieu bemerkt, lässt der »culte de la forme et de la neutralité impersonnelle« die neuen modernistischen Künstler »comme les défenseurs d'une définition « immorale » de l'art« wirken, »surtout lorsque, comme Flaubert, ils paraissent mettre leur recherche formelle au service d'un abaissement du monde bourgeois«<sup>110</sup> (1992: 112). Diese Umstellung auf einen exklusiven, bisweilen sogar hermetischen Werkcharakter, der sich nach dem Auslaufen des Realismus in den symbolischen Konjunkturen des Symbolismus und des *L'art pour l'art* äußern sollte, ging schließlich mit einer Infragestellung der klassischen repräsentativen Ökonomie der aristokratischen, später bürgerlichen Ästhetik einher: Kunst versteht sich nicht mehr als Kunst für eine außerästhetische Sphäre; durch die Entkopplung der Kunst von ihrem Außen wird künstlerische Repräsentation und ihr überkommener Formenapparat selbst zum Gegenstand und literarisch-künstlerischen Problem. Peter Bürger bemerkt dazu: »Die mit dem *L'art pour l'art* einsetzende, im Ästhetizismus zur Vollendung kommende volle Ausdifferenzierung des Teilsystems Kunst ist im Zusammenhang zu sehen mit der die bürgerliche Gesellschaft charakterisierenden Tendenz zu fortschreitender Arbeitsteilung. Das voll ausdifferenzierte Teilsystem Kunst ist zugleich eines, dessen einzelne Hervorbringungen tendenziell keine gesellschaftlichen Funktionen mehr übernehmen« (Bürger 1987: 42).

Besonders während der symbolischen Konjunktur des Hochmodernismus, der kurzen Periode der historischen Avantgarde unmittelbar vor, während und nach dem Ersten

---

<sup>110</sup> »Kult der Form und der unpersönlichen Neutralität lässt sie als die Verteidiger einer »unmoralischen« Definition der Kunst erscheinen, besonders als sie, wie Flaubert, ihre Präferenz für die Form zugunsten einer

Weltkrieg, kann sich eine eigenen Ökonomie symbolischer Produktion für symbolische Produzenten etablieren, die mit einer spezifischen Versubjektivierung der Produzenten einhergeht. Modernistische Ideologien eines „schöpferischen“ Produzenten, der mit der Tradition *tabula rasa* macht und einem dezidiert exklusiven, jenseits von Schmuck- und Schönheitsidealen definierten Kunstverständnis zum Durchbruch verhilft, artikulieren diese Ausdifferenzierung eines dritten autonomen Subfelds symbolischer Produktion. Indem modernistische Produzenten die individuelle Schöpferkraft des Künstlers zelebrieren und vormodernistische Schönheits- und Repräsentationsideale in Frage stellen, entwinden sie sich den heteronomen Einflüssen staatlicher Institutionen und medialer Konzerne. So erlaubt die diskursive Inszenierung eines Bruchs mit der Tradition den modernistischen Produzenten, ihre Distanz zu der Logik staatlicher Institutionen zu markieren, etwa gegenüber den symbolischen Kontinuitäten pädagogischer Institutionen. Und die Aufwertung eines „unschönen“, „skandalösen“ bzw. „hermetischen“ Kunstverständnisses zeugt von der zunehmenden Bedeutung „beschränkter“ Produktion, also von symbolischen Produkten, die weniger feldexterne („quantitative“) als feldinterne („qualitative“) Öffentlichkeiten im Blick haben.

Die Krise der Repräsentation, die durch den Modernismus ab Ende des 19. Jahrhunderts eingeleitet wird, verweist nicht nur auf die Problematisierung realistischer Abbildmodelle, sondern zunehmend auch auf das Verschwinden jeder außerästhetischen („inhaltlichen“) Referenz. An die Stelle dieser heteronomen Referenten treten „reine“ ästhetische Inhalte, etwa das künstlerische Subjekt und seine expressiv-schöpferische Subjektivitätsformen. Angesichts eines „freien“, d.h. formal unregulierten Markts literarisch-künstlerischer Produktion kann die Durchsetzung des „modernistischen“ Diskurses auktorialer Expressivität als die spontane Versubjektivierungsform von Produzenten begriffen werden, deren symbolische Profite unmittelbar von der Zirkulation ihrer Güter auf dem hochkulturellen Markt abhängt. Dieser Markt symbolischer Güter erlaubt es einmal erfolgreichen Produzenten nicht, sich auf formale Anerkennung und finanzielle Sicherheit versprechende Positionen zurückzuziehen, die eine gewisse Unabhängigkeit von dem Auf und Ab ephemerer Moden und Trends garantieren. Das symbolische Kapital modernistischer Avantgardeproduzenten lässt sich nicht in institutionell gesicherte Positionen transformieren und hängt grundsätzlich von dem performativen Erfolg symbolischer Produkte auf dem Markt symbolischer Güter ab. Der Produzent muss dabei sowohl auf eine gewisse „Handschrift“, d.h. stilistische Wiedererkennbarkeit und auktoriale Werkeinheit, seiner Produkte achten wie auch auf deren Abgrenzung gegenüber der Vergangenheit des Felds (Innovationszwang) und gegenwärtigen Konkurrenten (Distinktionszwang). Die Stabilisierung einer schöpferischen Künstler-Subjektivität kann als ein Effekt dieses Spiels der symbolischen Identifizierungen

---

Abwertung der bürgerlichen Welt einzusetzen scheinen.«

und Differenzierungen gelten, ohne die sich die Produzenten des Felds nicht gegenseitig positionieren können.

### 3.3.2 Die Differenzierung intellektueller Öffentlichkeiten und die Entstehung hochmodernistischer Pontifikate

Die hohe Anzahl intellektueller Pontifikate zählt seit Ende des 19. Jahrhunderts zu den Strukturmerkmalen des französischen Felds. Zwar erschwert die Umstellung einer bipolaren Struktur (akademisches vs. journalistisch-kulturelles Subfeld) auf eine tripolare Struktur des intellektuellen Felds (akademisches, ästhetisch-hochkulturelles, medial-journalistisches Subfeld) die hegemoniale Artikulation von intellektuellen Gesamtprojekten, weil eine differenziertere Öffentlichkeit mit widersprüchlichen Nachfragetendenzen bedient werden muss. Doch gelingt es kleinen Gruppen von Produzenten immer wieder, die verschiedenen Produktionsstrategien (beschränkter und großer Produktion) zu überkreuzen und die verschiedenen Produktionskreisläufe des ästhetisch-hochkulturellen, theoretisch-akademischen und journalistisch-medialen Subfelds kurzzuschließen. Diese Produzenten (z.B. Gide, Sartre, Foucault, Bourdieu) verfügen über quasimonopolistische Marktstellungen, erzielen hohe symbolische Extraprofite und bauen intellektuelle Pontifikate auf.

Der Prototyp dieses pontifikalen Typs intellektueller Macht deutet sich erstmals in der Dreyfus-Affäre an, in der der Schriftsteller Emile Zola den beginnenden Legitimitätsverlust, der infolge seiner Bestsellererfolge gegenüber den „reinen“ Produzenten des literarischen Felds droht, mit Hilfe der öffentlichen Anerkennung ausgleichen kann, die er als politisch-moralisches Sprachrohr genießt. Nachdem er in *Aurore* seinen folgenreichen Artikel *J'accuse!* veröffentlicht (13.1.1898), mit dem er gegen die Verurteilung eines jüdischen Offiziers protestiert, beginnt eine breite Kontroverse über das Verhältnis von Armee und Republik, die Rolle des Klerus und das nationale Selbstverständnis der Franzosen, die mit der vollständigen Rehabilitierung Dreyfus' und dem Sieg der republikanischen Kräfte endet (vgl. Winock 1985b). Im Zuge dieser langjährigen, erbitterten Diskussion, die an die konstitutionellen Grundfesten der Dritten Republik rührt, formiert sich die bald als „Intellektuelle“ etikettierte Gruppe, angeführt von Zola, die im Namen einer universalistischen Moral und liberal-republikanischer Werte für die Behebung des Justizirrtums eintritt.

Diese Auseinandersetzung hat weitreichende Konsequenzen für den Status und die Position Zolas im intellektuellen Feld. An Zolas literarischer Produktion, wie auch an den Produktionsstrategien viele seiner Koproduzenten, lassen sich vor und während der Dreyfus-Affäre nämlich mit zunehmender Schärfe die Probleme ablesen, die aus einer Strategie großer Produktion folgen: Am Ende des 19. Jahrhunderts kann Zolas (heteronomer) Erfolg beim

breiten Publikum immer weniger mit dem (autonomen) Erfolg bei seinen unmittelbaren Konkurrenten im Feld vereinbart werden, die sich zunehmend für autonome Produktionslogiken entscheiden (vgl. etwa die *L'art pour l'art* Bewegungen). So droht Zola bei den autonomsten und kapitalstärksten Produzenten die mittel- und langfristige Abwertung seiner symbolischen Güter in einem Feld, das für die Erringung hochkultureller Legitimität immer mehr die Artikulation radikaler ästhetischer Autonomie voraussetzt. Durch sein öffentliches Plädoyer für Dreyfus positioniert sich Zola gegen den politisch-ideologisch-militärischen Machtpol des sozialen Raums und kann dadurch die Autonomie und damit seine Stellung auf dem kulturellen Pol des Feld einstweilen behaupten. Nach Bourdieu unterstreicht die Politisierung kultureller Produzenten, wie sie durch Emile Zolas Parteinahme in der Dreyfus-Affäre eingeleitet wurde, deren zunehmende Autonomie gegenüber feldexternen Logiken und Anforderungen (insbesondere gegenüber staatlicher Macht und den ökonomischen Interessen von Publikumsverlagen und Massenmedien)<sup>111</sup>.

Der Eintritt des symbolischen Produzenten in das medial-journalistische Feld und seine moralisch-politische Positionierung muss daher die Autonomie, die von der modernistischen Produzentenfraktion eingefordert wird, nicht bedrohen. Im Gegenteil, das Problem widersprüchlicher Anforderungen, die sich aus der Produktion für unterschiedliche Öffentlichkeiten ergeben, kann auf diese Weise sogar gelöst werden. Zum einen kann die Kritik an den „herrschenden Verhältnissen“ die Autonomie des Produzenten unterstreichen, indem dieser sich als kritischen Gegenpol zur bürgerlichen Gesellschaft, ihren Institutionen und Ideologien positioniert. Zum anderen kann der symbolische Produzent mit politisch-moralischem „Engagement“ eine Öffentlichkeit erreichen, deren Reichweite um ein Vielfaches größer ist als die Öffentlichkeit des ästhetisch-hochkulturellen Felds, insbesondere nach der Durchsetzung des exklusiven modernistischen Kunstverständnisses. Während ein längerfristiges Engagement in den Massenmedien den Verlust intellektueller Autonomie riskieren würde, können temporäre Interventionen – das „taktische“ Operieren der Produzenten des literarisch-künstlerischen Felds im journalistischen Feld – für literarisch-künstlerische Produzenten großer wie auch beschränkter Produktion hohe symbolische Profite bedeuten.

Zolas Tod (1902) und sein dauerndes Defizit an zweifelsfrei hochkultureller Legitimität verhindert, dass das in der Dreyfus-Affäre gewonnene symbolische Kapital für den Aufbau eines intellektuellen Pontifikats genutzt werden kann. Während der beiden folgenden Hochkonjunkturen des Hochmodernismus („historische Avantgarde“ und die Bewegungen im Umfeld des *front populaire*) treten Produzenten in das intellektuelle Feld, die

---

<sup>111</sup> »L'intellectuel se constitue comme tel en intervenant dans le champ *au nom de l'autonomie* et des valeurs spécifiques d'un champ de production culturelle parvenu à un haut degré d'indépendance à l'égard des pouvoirs.« (Bourdieu 1992: 186) »Der Intellektuelle konstituiert sich als solcher, indem er im politischen Feld *im Namen der Autonomie* und der spezifischen Werte eines kulturellen Produktionsfelds mit einem hohen

weit stärker autonomen Produktionslogiken verpflichtet sind als Zola. So spielt das politische Engagement Marcel Prousts nicht dieselbe Rolle wie bei Zola. Proust ist ein Produzent, der die autonome Produktionslogik des Hochmodernismus wohl am besten verkörpert: sein Ruf als zurückgezogenes, einsames Genie, das sich nichts anderem als der Kunst widmet, lässt den mondänen politischen Aktivismus eines Zola gleichsam als „vulgär“ erscheinen. In der zweiten hochmodernistischen Konjunktur („*front populaire*“) verschiebt sich das Verhältnis von Politik und Kunst, und es sind gerade die kapitalstärksten Produzenten des ästhetisch-hochkulturellen Subfelds, die sich zunehmend politisieren und in der politischen Öffentlichkeit positionieren. Avantgarde-Schriftsteller und Künstler der *Nouvelle Revue Française* und des Surrealismus wie André Gide, André Breton und Louis Aragon engagieren sich nun (zeitweise) für die Kommunistische Partei Frankreichs. Sicher wird die zunehmende Bedeutung politischer Positionierungen der Produzenten von externen Faktoren wie dem heraufziehenden Faschismus und dem Weltkrieg unterstützt, aber es findet auch ein interner Wandel des intellektuellen Felds statt, der das Modell des engagierten Intellektuellen zu einer wichtigen Option gerade für die autonomsten Produzenten des Felds werden lässt. Doch beschränkt sich die Strategie der Kurzschließung verschiedener Kreisläufe noch weitgehend auf das ästhetisch-kulturelle und das medial-journalistische Subfeld; an die Öffentlichkeiten des theoretisch-akademischen Subfelds docken die intellektuellen Produzenten (etwa Gide, Breton, Picasso) der hochmodernistischen Konjunkturen (mit Ausnahme Henri Bergsons, des Philosophen, der 1927 den Nobelpreisträger für Literatur erhält) noch nicht an. Erst in der unmittelbaren Nachkriegszeit werden intellektuelle Gesamtprojekte produziert, die alle drei Subfelder des intellektuellen Felds kurzschließen.

### 3.3.3 Das spätmodernistische Repräsentationsregime und das intellektuelle Pontifikat Jean-Paul Sartres

Die Expansion des ästhetisch-hochkulturellen Subfelds führt seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu den modernistischen Konjunkturen symbolischer Produktion. Der Aufstieg des theoretisch-akademischen Felds leitet nach dem Ende des zweiten Weltkriegs den Übergang zu den spätmodernistischen Konjunkturen ein. Während das Repräsentationsregime des Hochmodernismus noch eindeutig unter der Vorherrschaft des Künstlers und Literaten steht, ändern sich nach dem zweiten Weltkrieg die Kräfteverhältnisse, und die wichtigsten Impulse gehen nun vom theoretisch-akademischen Subfeld aus. Nun erlebt die intellektuelle Öffentlichkeit in Frankreich einen Höhepunkt. Einer kleinen Gruppe symbolischer Produzenten gelingt es nun, sich in den verschiedensten intellektuellen Öffentlichkeiten zu

---

Unabhängigkeitsgrad gegenüber den [„weltlichen“, JA] Mächten«.

bewegen und die Akkumulation symbolischer Profite gleichsam zu monopolisieren. Scheinbar widerstandslos durchdringen und überwinden die Produkte dieser theoretischen Starproduzenten die Grenzen zwischen den ästhetischen, theoretischen und medialen Produktionskreisläufen, und zwar ohne die Bedeutung akademisch-hochkultureller Autonomie zu ignorieren.

Die erste symbolische Hochkonjunktur des spätmodernistischen Repräsentationsregimes, die des Existenzialismus unter dem intellektuellen Pontifikat Jean-Paul Sartres (1945-1960), markiert den Höhepunkt von Theorie-Produzenten, die nicht unbedingt an den Universitäten beheimatet sind und sich eine gewisse Nähe zum sekundären Bildungssystem bewahren (man denke etwa an den „professeur de lycée für Philosophie“ bzw. den „philosophischen Autodidakten mit Abitur“, vgl. Pavel 1993: 12); die zweite Hochkonjunktur – der Aufstieg von *sciences humaines* und „freudianisch-marxistisch-strukturalistischer“ Bewegung (1960-1984) – speist sich dagegen in erster Linie aus dem wachsenden Produzentenpool akademischer Lehre und Forschung (etwa von theoretisch informierten Forschungs- und Projektarbeitern und neuen akademisch ansozialisierten Bildungsschichten mit Hochschuldiplom). Seit Sartres Amalgamierung literarisch-philosophisch-politischer Produktion werden unter der Führung von Produzenten des theoretisch-akademischen Subfelds nun immer öfter die Kreisläufe und Öffentlichkeiten aller drei Subfelder überkreuzt und kurzgeschlossen.

Mit dem Übergang zum spätmodernistischen Repräsentationsregime nähert sich der literarisch-künstlerische Kreislauf allmählich an den theoretisch-akademischen Kreislauf an; das literarisch-künstlerische Subfeld erlebt eine Theoretisierung, die sich an der philosophischen Literatur von Georges Bataille, Michel Leiris und v.a. Jean-Paul Sartre ablesen lässt. Dennoch trennt die Produktionskreisläufe von freischaffendem Künstlertum und staatlich-bürokratischen Institutionen weiter eine Grenze, die von den Produzenten nur selten überschritten wird. Die Krise des literarisch-künstlerischen Subfelds, die zum einen auf die Kriegsfolgen (Exodus der Produzenten, Naziherrschaft, Wirtschaftskrise), zum anderen auf den nachlassenden demographischen Druck junger Produzenten aus der Provinz zurückzuführen ist, wird durch die Absorption modernistischer Produzenten in staatlich-bürokratische Bildungseinrichtungen noch verschärft. In dieser Situation der abnehmenden Hegemonie des freischaffenden Künstlers personifiziert Jean-Paul Sartre, *normalien* und Gymnasiallehrer für Philosophie, einen stärker akademisch geprägten Produzententyp als die „reinen Künstler“, die in den hochmodernistischen Konjunkturen dominieren (Bergson ist eine Ausnahme). Die Karriere als Gymnasiallehrer garantiert Sartre nicht nur eine gewisse materielle Sicherheit; die Position am *lycée* bietet angesichts der hierarchischen Strukturen und Zwänge akademischer Institutionen v.a. auch eine gewisse Freiheit für die Entwicklung eines eigenständigen philosophischen Programms. Sartres existenzialistische Programmatik

richtet sich zum einen an den Typ des freischaffenden Künstlers und schöpferischen Kulturschaffenden, zum anderen an „akademisch ansozialisierte“ Gruppen und Milieus, etwa außeruniversitäre Intellektuelle mit universitärer Basisbildung, z.B. Studenten, Gymnasiallehrer und Kulturjournalisten.

Sartres intellektuelles Pontifikat basiert auf der komplexen Überbrückung der drei Produktionskreisläufe des Felds. Sartre rezipiert die neuere deutsche Philosophie der Zeit, v.a. Husserl, dessen Werk er während seines Deutschlandaufenthalts in den dreißiger Jahren kennen lernt. Durch die Rezeption dieser noch Knappheitswert aufweisenden, akademisch marginalen Philosophie inszeniert Sartre seine Distanz gegenüber dem etablierten Philosophie-Diskurs der akademischen Institutionen. Dabei ist es kein Zufall, dass Sartre seinen ersten Text über Husserl in der *Nouvelle Revue Française*, dem „offiziellen“ Organ des literarischen Felds, erscheinen lässt, was nicht nur den Abstand Sartres zur institutionellen Philosophie unterstreicht, sondern auch den Anspruch reflektiert, einen neuen Typ symbolischer Produkte, eine Art philosophisch durchdrungener Literatur im ästhetisch-hochkulturellen Subfeld einzusetzen. Nicht zuletzt positioniert sich Sartre im politisch-moralischen Raum: Als *résistance*-Aktivist und Autor kritischer Untergrundstücke ist er der Kollaboration mit den Nazis nicht nur unverdächtig; er wird zu einem nationalen Helden. Unmittelbar nach dem Krieg verschafft ihm diese Autorität in der großen Öffentlichkeit des medial-journalistischen Subfelds eine Stellung als moralisch unantastbarer und oppositioneller Intellektueller, und zwar ohne dass die intellektuelle Autonomie, die ihm aus dem Erfolg von akademisch legitimen Werken (etwa *L'Être et le néant*) erwächst, unterminiert wird. Diese Kombination großer und beschränkter Produktionsstrategien zeugt zum einen von der zunehmenden Rolle akademisch qualifizierter Produzenten auf dem durch Krieg und Exil geschwächten Markt freier Kulturschaffender, zum anderen aber auch von der anhaltenden Schwäche der akademischen (und nicht-akademischen) Institutionen und Organe, die wie die ENS durch die Kollaboration mit dem Regime Pétains teilweise kompromittiert sind. Die Gründung der Zeitschrift *Les Temps modernes* im Januar 1945 füllt dieses institutionelle Vakuum. *Les Temps modernes* erlaubt Sartre, sich an ein nicht nur akademisches Publikum zu richten und auch mit journalistischen Organen in Konkurrenz zu treten.

Die Hegemonie, die Sartre in den Jahren nach dem Krieg im intellektuellen Feld erreicht, ist das Resultat ständig neuer Positionierungen und Abgrenzungen, die die hohe symbolische Präsenz Sartres im Feld begründen. So kann etwa der Bruch mit Merleau-Ponty, der durch Sartres Annäherung an die KP, von der sich Merleau-Ponty zur gleichen Zeit entfernt, als ein Effekt der Stabilisierung der Verhältnisse des akademischen Subfelds und seiner Institutionen gesehen werden, auf dessen Nachfrage sich Merleau-Ponty ab Anfang der fünfziger Jahre wieder zunehmend einstellt. Sartre verspricht sich von der Allianz mit der KP

den Zugang zu den Kommunikationskanälen und dem Netz von Publikationsorganen, die ein großes, auch nicht-akademisches Publikum erreichen (z.B. *La Pensée*, *La Nouvelle Critique*, *Clarté*). Die Allianz mit der KP wird von Sartre erst 1956 gelöst, als nach dem Ungarnaufstand die KP in der breiten intellektuellen Öffentlichkeit endgültig moralisch diskreditiert ist (Boschetti 1984; Cohen-Solal 1989).

Anfang der sechziger Jahre setzt eine rasche Ausdehnung der Schul- und Hochschulsektors und entsprechender Positionen ein, und die stark zunehmende Bedeutung pädagogischer Bürokratien führt zu einer Krise der traditionellen philosophisch geprägten Geisteswissenschaften (*humanités*) und zu einem Aufschwung systematischer, arbeitsteiliger und empirischer Forschung. Mit der plötzlichen Explosion universitärer Positionen, v.a. im Bereich der *sciences humaines*, wird eine große Nachfrage nach szientifischen, rigorosen Theorien geschaffen, die die „Strukturalisten“ zu bedienen wissen. Auch wenn es schwierig ist, diesen Ansätzen eine gemeinsame theoretische Linie oder eine eindeutige disziplinäre Verortung (nicht wenige Vertreter der „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Fraktion wie Jacques Derrida, Louis Althusser und Gilles Deleuze sind Philosophen) zu unterstellen, fällt dennoch die Bedeutung des linguistischen Modells für die neu entstehenden Forschungszusammenhänge in den *sciences humaines* auf. Angesichts der Expansion des akademischen Subfelds beschleunigt sich der Abstieg des literarisch-künstlerischen Felds, und es entsteht eine Fraktion theoretischer Star-Produzenten, eine Neo-Avantgarde, deren institutionelle Basis nicht mehr im literarisch-künstlerischen Feld, sondern in akademischen Einrichtungen liegt. Für den Aufstieg dieser neuen Fraktion der FMS-Propheten ist die spezifische institutionelle Struktur des akademischen Felds nach dem zweiten Weltkrieg somit von zentraler Bedeutung.

### 3.4 Das intellektuelle Feld in den 1960er und 1970er Jahren: Der Aufschwung der *sciences humaines* und die institutionelle Verfassung des Felds

Der folgende Abschnitt betrachtet die institutionellen Orte, von denen aus die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie in den sechziger und siebziger Jahre artikuliert wird. Besonders einige Positionen, die in der „Peripherie“ des akademischen Subfelds liegen (*Collège*, *EPHE*, *ENS*), erweisen sich für den hegemonialen Erfolg der Propheten als eine entscheidende Voraussetzung. Die nächsten Abschnitte werden zunächst auf den Wandel der Konstellationen innerhalb des akademischen Subfelds und zwischen den Subfeldern eingehen, der zum Aufstieg der neoavantgardistischen Theoriestars führt. Dann wird der Gegensatz von „akademischen“ und „peripheren“ Institutionen und die Bedeutung der *Ecole Normale Supérieure* und ihrer Absolventen für die Entstehung der freudianisch-marxistisch-

strukturalistischen Theoriebewegung betrachtet. Schließlich wird der Fall der Startheoretiker in den siebziger Jahren diskutiert.

### 3.4.1 Der Aufschwung der *sciences humaines* und die „freudianisch-marxistisch-strukturalistische“ Hegemonie

In keinem westlichen Industrieland nach dem 2. Weltkrieg wird das sekundäre und akademische Bildungswesen in einer so kurzen Phase so dramatisch ausgeweitet wie in Frankreich. Der Ausbau beginnt einige Jahre später als in vergleichbaren Ländern, und zwar erst ab 1960, als das Ende des Algerienkriegs abzusehen ist. Innerhalb von nur neun Jahren, zwischen 1958 und 1967, steigen die Bildungsausgaben von 1.84% auf 3.4% des Bruttosozialprodukts bzw. von 9.62% auf 16.32% des nationalen Haushalts (Cohen 1978: 23). Die größte Steigerung erleben die Fakultäten bzw. Universitäten, deren Studenten (*second cycle*) im selben Zeitraum von ca. 180 600 auf ca. 458 400 (1977: 821 600) ansteigen (Prost 1981: 265). Die größten Steigerungen erlebt der Bereich der *lettres* und *sciences sociales*, deren Beschäftigtenzahl von 4 500 (1960) auf 15 000 (1967) ansteigt (Prost 1997: 138). Dabei sind weitere Entwicklungen zu berücksichtigen, die die Brisanz der entstehenden Situation verdeutlichen:

- 1) In den fünfziger Jahren konzentrieren sich ca. ein Drittel aller französischen Studierenden in Paris, zunächst in der übergroßen Mehrheit auf dem sehr kleinen Raum des *Quartier Latin* (Cohen 1978: 31) – ein Anteil, der in der Folgezeit jedoch etwas zurückgeht.
- 2) Die Ausweitung der *grandes écoles*, die den Zugang zu den verfügbaren Studienplätzen kontrollieren können, bleibt hinter den Expansionsraten der Universitäten zurück (1958/59: 30000, 1966/67: 46000, Cohen 1978: 16). Während sich die *facultés de lettres* zwischen 1960 bis 1978 der Studentenzahl nach mehr als vervierfachen, erleben die meisten Eliteschulen nur eine Verdopplung. Der Anteil der Elitestudenten, der schon zu Beginn der Ausweitung nur bei ca. 9% lag (Cohen 1978: 16)<sup>112</sup> nimmt weiter ab und die Disparitäten zwischen Elite und Masse verschärfen sich.
- 3) Auch die Zusammensetzung des Lehrkörpers ändert sich rapide: Sind noch bis zum zweiten Weltkrieg praktisch alle Lehrenden der Hochschule Hochschullehrer bzw. Professoren (Cohen 1978: 71), entstehen nach 1945 die subalternen Statuskategorien von *assistants* und *maîtres assistants*. Gerade in den *lettres* und *sciences humaines*

---

<sup>112</sup> Anders sieht es jedoch aus, wenn man die Zahl der Absolventen zählt. Hier stehen nach Prost 1970 68000 Diplomen der Universitäten 12000 Abschlüssen der *grandes écoles* gegenüber – eine Zahl, bei der die hohen Abbrecherquoten in den Universitäten berücksichtigt werden müssen (Prost 1981: 395).

nehmen letztere Gruppen in den sechziger Jahren dramatisch zu: Ist das Verhältnis zwischen Professoren und *assistants/maîtres assistants* 1950 bei 379 zu 132 (74,2% Professoren) und 1960 bei 603 zu 371 (61,9%), so dreht es sich bis 1971 um, und 1840 Professoren stehen 4882 *assistants/maîtres assistants* gegenüber (27,4%) (Prost 1997: 141).

- 4) Das Wachstum der Universitäten erfolgt zunächst ohne Anpassung der administrativen Strukturen. So wird jede der Fakultäten in der Regel lediglich von einem Dekan (*doyen*) geführt, dem zwei Referenten (*assesseurs*) und eine schlecht ausgestattetes Sekretariat zugeordnet sind. Diese Dekane sind gegenüber dem Minister weitgehend weisungsgebunden (Prost 1997: 143, 149).
- 5) Die Verwaltung wird von einer folgenreichen Studienreform erschüttert. So verordnet de Gaulles Kultusminister Christian Fouchet 1966 eine komplette Neustrukturierung des Studiums in drei aufeinander folgenden Zyklen (*cycles*) sowie eine Spezialisierung nach bestimmten Zweigen: »Chaque filière (sociologie, histoire, etc.) était défini dans le plus grand détail, avec l'indication d'un nombre d'heures déterminé pour chaque matière et chaque année. Les examens étaient définis à la française : les universités n'avaient pas le choix et la réforme leur imposait, pour chaque filière, la nature des différentes épreuves, leur durée, et le coefficient dont elles devaient peser dans le résultat final. Le premier et le second cycle de l'enseignement supérieur se trouvaient ainsi définis avec la même précision que l'enseignement secondaire.«<sup>113</sup> (Prost 1997: 140). Die Universitäten können diese Reform, die eine weitgehende Gängelung des Unterrichts durchsetzen sollte, nicht umsetzen. Die Unzufriedenheit und Enttäuschung der Studentenschaft und eines großen Teil des Lehrpersonals führen direkt zu den „Ereignissen“ vom Mai 1968.

Die Expansion der Universitäten bringt somit einige weitgehende Strukturveränderungen des intellektuellen Felds mit sich, die nach kurz- und langfristigen Wirkungen unterschieden werden müssen. Zu den temporären Wirkungen kann etwa die Verstärkung der akademischen Hierarchien gerechnet werden, deren zunehmende Brisanz auf die anfangs ungleich größere Zunahme von Assistenten- gegenüber Professorenstellen zurückzuführen ist<sup>114</sup>. Der Fall Raymond Arons, des liberalen, akademischen Antipoden Sartres, ist für diesen abrupten Stimmungswandel symptomatisch: Als Aron im September 1955 einen Lehrstuhl an der Sorbonne annimmt, unterscheidet sich die Sektion für Philosophie kaum von der Situation 20 Jahre zuvor: »La section de philosophie était constituée d'une douzaine de professeurs, qui

---

<sup>113</sup> »Jeder Zweig (Soziologie, Geschichte...) war ausführlichst definiert und mit einer bestimmten Stundenanzahl für jeden Stoffbereich und jedes Jahr versehen. Die Prüfungen waren *à la française* definiert: die Universitäten hatten keine Wahlmöglichkeiten und die Reform verpflichtete sie für jeden Zweig auf die Art der verschiedenen Prüfungen, ihre Dauer und den Koeffizienten, mit dem sie im Endresultat gewichtet wurden. Grund- und Hauptstudium wurden daher mit der gleichen Präzision definiert wie die Lehre des Sekundärsystems.«

<sup>114</sup> Der Status von *assistant* und *maître assistant* wurde erst 1960/61 geschaffen (Cohen 1978: 20).

disposaient de l'aide d'un assistant pour élaborer un programme, corriger les dissertations et diriger les travaux de recherche des étudiants. Le modèle mandarinal, obéissant à une logique de profession libérale, connaissait alors son apogée<sup>115</sup> (Baverez 1993: 295). Bis zu seiner Wegberufung zur EHESS (6e section) 1968 erlebt Aron die dramatischen Konsequenzen der Wachstumskrise des akademischen Felds: »Un seul assistant m'aidait en 1955 ; une dizaine s'occupaient des étudiants dix ans plus tard. Le gonflement des effectifs, aussi bien des enseignés que d'enseignants, s'observait d'année en année. L'amphithéâtre Descartes était plein quand je donnais mon cours ; je m'adressais à des centaines d'auditeurs que je ne connaissais pas. Si je pris la décision, à la fin de l'année 1967, de quitter la Sorbonne et de devenir directeur d'études non cumulant à la VI<sup>e</sup> section de l'École pratiques des Hautes Études, c'est que j'avais le sentiment que le bâtiment craquait, que nous étions paralysés, stérilisés par un régime à bout de souffle.«<sup>116</sup> (Aron 1983: 342). Das kleinräumig geordnete Leben akademischer Lehrstühle wird durch dieses rasante Wachstum der Positionen durcheinander gewirbelt. Die Unruhen und Streiks von 1968 erzwingen überdies ein neues Hochschulrahmengesetz (*Loi d'orientation*, November 1968), das den endgültigen Abschied von dem mittelalterlichen System der *facultés* mit sich bringt und – erstmals in der Geschichte französischer Universitäten – universitäre Institutionen schafft, deren relative Autonomie sie als „moderne“ Universitäten auszeichnet. Die spektakuläre Wachstumsphase der Universitäten ist nun abgeschlossen; die Universitäten befrieden sich mittelfristig; und das akademische Subfeld kehrt allmählich wieder zu seiner früheren Ordnung mit ihren eingelebten Hierarchien, Loyalitäten und Abhängigkeiten zurück.

Doch müssen auch die langfristige Veränderungen, die die Bildungsexpansion im intellektuellen Feld bewirkt bzw. verstärkt, genannt werden. Kauppi nennt v.a. den Aufstieg des akademischen Gelehrten, die Massenmedien und die Verbesserung der Stellung von Frauen:

Until the 1950s, the French intellectual nobility revolved around two figures that formed a structure: the dominant man or woman of letters and the dominated scholar. The large majority of both were men. In the 1950s, three separate but interrelated processes coincided. First, the rise of the social and human scientific intelligentsia enhanced the legitimacy of the scholar. Second,

---

<sup>115</sup> »Die Philosophie-Sektion umfasste ein Dutzend Professoren, die über die Hilfe eines Assistenten verfügten, um den Lehrplan auszuarbeiten, die Aufsätze zu korrigieren und die Forschungsarbeiten der Studenten anzuleiten. Das mandarinale Modell, das der Logik der freien Berufe gehorchte, erlebte damals seinen Höhepunkt.«

<sup>116</sup> »Ein einziger Assistenz half mir 1955; ein Dutzend kümmerte sich um die Studenten zehn Jahre später. Die Aufblähung der Beschäftigtenzahlen, sowohl der Studierenden als auch der Lehrenden, war von Jahr zu Jahr zu bemerken. Der Vorlesungssaal Descartes war voll, als ich meine Vorlesung gab; ich hatte hunderte Zuhörer, die ich nicht kannte. Am Ende des Jahres 1967 entschied ich, die Sorbonne zu verlassen und nicht-kumulierender Forschungsleiter an der sechsten Sektion der *Ecole pratiques des Hautes Études* zu werden, weil ich das Gefühl hatte, dass das Gebäude platzte, das wir von einem am Ende seiner Kräfte stehenden Regime gelähmt und gehemmt waren.«

a relatively autonomous third dimension - the media - expanded, which enabled the rapid ascension of certain groups to high academic and literary positions. Third, women started to occupy more positions in the French intellectual field than ever before, especially as university professors and in the new media professions. (Kauppi 1996: 127).

Bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts spielen sich viele der symbolischen Polemiken des intellektuellen Felds zwischen den zwei Fraktionen von institutionell-akademisch gebundenen und unabhängig-freischaffenden Produzenten ab, zwischen denen, die für bürokratisch regulierte und relativ geschlossene Märkte produzieren, und jenen, deren Märkte weder durch formale Zugangsvoraussetzungen (Diplome) beschränkt sind noch von spezifischen Statusvoraussetzungen oder exklusiven Mitgliedschaften organisiert werden: »The internal division of the field, which is both a symbolic and institutional space, reflects a more general structural tension: that between a declining literary culture embodied by the man or woman of letters – representing a relatively low-codified field of social activity, literature – and a more highly codified one, science and the ascending scientific culture.« (Kauppi 1996: 27). So produziert der akademische Produzent, dessen symbolische Produkte oft in den relativ abgeschirmten Räumen wissenschaftlicher Fachzeitschriften, Kollegennetzwerken und Standesorganisationen zirkulieren, in der Regel für formal geschlossene Öffentlichkeiten. Die in diesen Öffentlichkeiten zirkulierenden symbolischen Produkte unterscheiden sich von denen des literarisch-künstlerischen und erst recht des journalistischen Subfelds nicht nur durch einen spezifischen Inhalt und Stil, sondern auch durch unterschiedliche Zugangsvoraussetzungen, Reichweiten und Konsumbedingungen. Die formal-bürokratisch konstituierten Öffentlichkeiten zeichnen sich oft durch mehr oder minder vornormierte Produzentenbeziehungen (etwa zwischen Professor-Student, aber auch zwischen Produzenten formal gleicher Position) aus, institutionell differenzierte Kommunikationskanäle (man denke etwa an die Ausdifferenzierung wissenschaftlicher Standesorganisationen nach Sektionen und Arbeitsgruppen) und eine Tendenz zu disziplinärer Traditionsbildung<sup>117</sup>, wohingegen sich nichtakademische intellektuelle Öffentlichkeiten in der Regel außerhalb formal-bürokratisch definierter Beziehungen konstituieren und Brüche, abrupte Umschwünge und Innovationen leichter möglich sind.

Die plötzliche Öffnung vieler Positionen im akademischen Feld verstärkt die Krise des literarisch-künstlerischen Subfelds, und eine institutionell vormals ungebundene Produzentenfraktion wird in das akademische Subfeld integriert. Freischaffende Kulturschaffende und autodidaktische *hommes de lettres* können in dieser Zeit der Hochschulexpansion Positionen einnehmen, die eine weit höhere Sicherheit gegenüber den

---

<sup>117</sup> Was nicht selten von einem gewissen Grundkonservatismus dieser Institutionen zeugt. Vgl. Fritz Ringers Bemerkung: »Educational institutions are administered by bureaucracies which develop an interest in the status quo« (1979: 9).

Schwankungen des „freien“ Markts symbolischer Güter bieten (und oft auch ein höheres Einkommen), sofern es ihnen gelingt, bestimmte akademische Mindestqualifikationen vorzuweisen. Roland Barthes' Karriere ist für diese Entwicklung paradigmatisch: Eine schwierige soziale Situation und eine Krankheit während der Adoleszenz verhindert den Erwerb akademischer Qualifikationen. Dennoch gelingt es ihm 1960 eine Position als *directeur de recherche* an der *Ecole Pratique des Hautes Etudes (6e section)* zu besetzen und sein Seminar, an dem Todorov, Genette, Kristeva und viele andere Semiotiker der Zeit teilnehmen, zu etablieren. 1976 wird seine Karriere mit dem Eintritt in das *Collège de France* gekrönt.

Nun erleben „subversive“ Theorieprojekte – z.B. die Philosophien von Hegel, Nietzsche und Heidegger – eine große Popularität, die

apparaissait comme un moyen privilégié, et quasi obligé, de mobilisation de cette nouvelle avant-garde qui souhaitait concilier les voies jusqu'alors divergentes de la grande science exégétique et de la création formelle, et abolir, par là, les frontières entre philosophie et littérature. A la recherche fidèle du sens « systématique » caché, pratiquée par l'érudition universitaire, était substituée l'interprétation dont la tâche était la quête libre des potentialités de signification enfermées dans le texte.«<sup>118</sup> (Pinto 1995: 149f.).

Anders als die „normal-akademischen“ Produzenten der Universitäten, deren Karriere ausschließlich in den Fakultäten stattfindet und die wegen der disziplinären und institutionellen Strukturen, von denen sie abhängen und in denen sie sich bewegen, nur begrenzte, fachwissenschaftliche Öffentlichkeiten erreichen, richtet sich die Produktionsstrategie der neuen Fraktion theoretisch-neoavantgardistischer Starproduzenten auf die Befriedigung von Nachfrage verschiedener disziplinärer Kontexte. Ihre symbolischen Produkte werden zu „symbolischen Währungen“, die widerstandslos inter- und intradisziplinäre Grenzen überschreiten und sich als ein frei konvertibler Standard durchsetzen, an dem sich die intradisziplinären Produktionskreisläufe andocken lassen. Der frei konvertible Charakter der vielen intellektuellen Großprojekte, die besonders in der zweiten spätmodernistischen Hochkonjunktur auf den intellektuellen Märkten platziert werden, erklärt vermutlich auch die sehr unterschiedliche Resonanz, die die jeweiligen Fraktionen außerhalb des nationalen französischen Rahmens finden. So erzielten ab Mitte der siebziger Jahre viele der theoretischen Starproduzenten auch im angloamerikanischen Raum hohe symbolische Profite, die die Bedeutung im eigenen Feld – v.a. mit dem beginnenden Abschwung des spätmodernistischen Produktionszykluses Mitte der siebziger Jahre – z.T.

---

<sup>118</sup> »als ein privilegiertes und quasi obligates Mittel erschien, diese neue Avantgarde zu mobilisieren, die bis *dato* divergente Pfade vereinbaren wollte, und zwar der großen exegetischen Wissenschaft und der formalen Kreation, und die dadurch die Grenzen zwischen Philosophie und Literatur einreißen wollte. An die Stelle der geduldigen Erforschung des „systematischen“ versteckten Sinns, die von der universitären Gelehrsamkeit praktiziert wurde,

deutlich in den Schatten stellt. Der frei konvertible Charakter ihrer symbolischen Projekte, die Flexibilität im Umgang mit rasch wandelnden Trends und Moden sowie die Agilität, mit der sie auf die widersprüchlichen Nachfragetendenzen unterschiedlicher Öffentlichkeiten einzugehen verstehen, bedingt es auch, dass es vielen der theoretischen Starproduzenten (vgl. Sartre, Foucault, Bourdieu) oft leichter fällt als akademischen „Normalwissenschaftlern“, sich in großen medial-journalistischen Öffentlichkeiten zu bewegen und zu positionieren. Die symbolische Macht der intellektuellen Pontifexen des 20. Jahrhunderts beruht auf dieser Fähigkeit, verschiedene Öffentlichkeiten zu bedienen und flexibel zwischen ihnen zu wechseln.

Die Krise der bürokratisch-pädagogischen Beziehungen des akademischen Subfelds, die mit der extremen Zunahme von Positionen ab Anfang der sechziger Jahre einsetzt, ist für den hegemonialen Erfolg der neoavantgardistischen Theoriestars eine entscheidende Voraussetzung. Nicht nur bedürfen viele akademische Produzenten nun intellektueller Orientierung: die jungen, weil sie ihre Position noch etablieren müssen, die etablierten aus Verunsicherung über die unüberschaubare Anzahl neuer Produzenten und Tendenzen. Wegen des Überschusses freier Stellen und der daraus resultierenden Wahlfreiheiten verschwinden auch – freilich nur für kurze Zeit – die institutionellen Zwänge, hierarchischen Abhängigkeiten und bürokratischen Normierungen. Viele akademische Produzenten veranlasst dies dazu, sich wie auf einem „freien“ Markt kultureller Güter zu verhalten, auf dem wissenschaftliche Innovationen, intellektuelle Großtheorien und markante öffentliche „Profile“ mit außerordentlichen symbolischen Profiten belohnt werden. In dieser Zeit tritt die Macht disziplinärer Schranken, Gemeinschaften und Traditionen in den Hintergrund, und es öffnen sich akademische Öffentlichkeiten für Fragen, die nicht mehr nur überschaubare Spezialistenkreise interessieren. Selbst obskure Theorieelaborate (z.B. Lacans *Écrits*) erreichen Auflagen, die in die Hunderttausende gehen. Angesichts der Beschleunigung theoretischer Moden und Trends bedeutet jedes Jahr nun ein intellektuelles Zeitalter: auf den Höhepunkt des „Strukturalismus“ (1965-67), folgen die *écriture*- bzw. „poststrukturalistischen“ Texttheorien (1967-1971), eine kurze Renaissance des Existenzialismus (1968/69), danach Maoismus (Anfang der siebziger Jahre), die *philosophies du désir* (z.B. Lacan, Deleuze, Lyotard, Anfang bis Mitte der siebziger Jahre), die *nouveaux philosophes* (Lévy, Glucksmann, Benoist, Jambet, Lardreau), die neoliberalen Theoretiker (z.B. Ferry/Renaut, ab Ende der siebziger Jahre). Es entstehen unzählige intellektuelle Bewegungen, Schulen und Gruppen (z.B. „Strukturalisten“, „Lacanianer“, „Althusserianer“, „Telquelianer“, sowie viele feministische, linksradikale und esoterische Kreise), in denen sich nicht selten unantastbares Charisma, messianische Verehrung und manichäische Dogmatik paaren. Ein durchgehendes Interesse erfahren seit Ende der fünfziger Jahre Theorieentwürfe,

---

trat die Interpretation, deren Aufgabe in der freien Suche von im Text versteckten Sinnpotentialen lag.«

die sich an die formal-strukturelle Sprachwissenschaft anlehnen, die Psychoanalyse und seit Mitte der sechziger Jahre der Marxismus in seinen vielfältigen Ausprägungen. Im 20. Jahrhundert erweist sich keine Zeit als günstiger für die Entstehung intellektueller Avantgarde-Bewegungen als die sechziger und siebziger Jahre, die den Aufstieg (und Fall) eines Typs intellektueller Produzenten sehen, die einen visionären intellektuellen Gestus mit einem (relativ) szientifischen Wissenschaftsverständnis verbinden, und zwar der „Propheten“ bzw. der „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Startheoretiker des *sciences humaines*-Diskurses.

Die im Zuge der Ausweitung des Hochschulsystems entstehenden institutionellen Umbrüche im intellektuellen Feld führen in den sechziger und siebziger Jahren zu einer Periode rascher und unvermittelter Trendwechsel. In den späten fünfziger Jahren zeichnen sich die ersten Umriss der strukturalistischen Bewegung ab, unter deren Etikett das Modell der formalen Linguistik in dem interdisziplinären Feld der *sciences humaines* ihren Aufschwung erlebt. Lévi-Strauss wendet die Einsichten der Phonologie auf die Anthropologie an; Lacans Aneignung von Saussure läutet eine zeichentheoretisch informierte Psychoanalyse ein. Dieses zunehmende Interesse an den Methoden der formalen Linguistik zeugt von einer sich verstärkenden anti-spekulativen Tendenz des französischen Theoriediskurses der Zeit und damit notwendig einhergehend von dem Ende der intellektuellen Dominanz Jean-Paul Sartres. Während für Sartre und seine Generation die Philosophie noch einen gemeinsamen Referenzrahmen darstellte, zeigen sich bei der darauf folgenden Intellektuellengeneration, denen später das Etikett des „Strukturalismus“ angeheftet wird, klare Absetzbewegungen, die sowohl die Krise der Philosophie als auch den Aufschwung der *sciences humaines*, also insbesondere von Linguistik, Anthropologie, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse, bezeugen. Unter diesen zumeist zwischen 1915 und 1930 geborenen Produzenten<sup>119</sup> finden sich zum einen viele *normaliens* (Lévi-Strauss, Althusser, Foucault, Derrida, Bourdieu), die eine klassische Ausbildung in der Philosophie und der traditionellen Geisteswissenschaft durchlaufen, zum anderen Produzenten, die aus dem Ausland kommen (Kristeva, Todorov), die lange im Ausland leben und internationale akademischen Märkten bedienen (Lévi-Strauss, Foucault, Greimas, Derrida, Kristeva, Certeau), die Autodidakten sind (Barthes) oder die als freischaffende Produzenten tätig sind (Lacan, Sollers). Für alle diese Produzenten gilt eine relative Distanz von den Universitäten und ihren Establishments.

---

<sup>119</sup> Als Ausnahme müssen Jacques Lacan (1901-1981) und Lévi-Strauss (\*1908) genannt werden, deren symbolische Produktion jedoch erst in den fünfziger Jahren beginnen, ein breiteres Publikum zu erreichen. Auch Émile Benveniste (1902) ist älter als die anderen „Strukturalisten“, doch kann er insofern eine Ausnahme als er immer schon ein Linguist war. Dagegen liegen die Jahrgänge von Roland Barthes (1915-1980), Louis Althusser (1918-1990), Michel Foucault (1926-1984), Jacques Derrida (\*1930), Pierre Bourdieu (\*1930) und Gérard Genette (\*1930) dicht beieinander. Auch Philippe Sollers (\*1936), Tzvetan Todorov (1939) und Julia Kristeva (\*1941), deren symbolische Produktion schon vor der Vollendung des dreißigsten Lebensjahr breite Anerkennung findet, können zu dieser Bewegung gezählt werden.

Die Expansion des akademischen Subfelds führt nicht nur zu einer weitgehenden Austrocknung des Markts modernistischer Produktion, sondern auch zur Etablierung eines neuen Typus relativ szientifischer intellektueller Produzenten. In neuen, nach dem Krieg gegründeten Verlagen (*Le Seuil*, *Minuit*) können diese Produzenten ihre symbolischen Produkte platzieren. Die Differenzierung zwischen „beschränkter“ und „großer“ Produktion schlägt sich in dieser neuen Publikationsökonomie der *sciences humaines* nieder, die die Dominanz von *Gallimard* – dem eher klassischen, literarisch orientierten Verlag, der in den zwanziger und dreißiger Jahren den intellektuellen Diskurs mit für die hochkulturelle Konjunktur wichtigen Publikationen wie der *Nouvelle Revue Française* dominiert – herausfordern und für eine große und dauerhafte Verbreitung der *sciences humaines*-Produkte sorgen. So spezialisiert sich der kleine, aber angesehene Verlag *éditions de Minuit* Werke, die wie etwa Derridas *De la grammatologie* (1967a), Bourdieus *La Distinction* (1979b), Deleuze und Guattaris *Mille plateaux* (1980) und Lyotards *Le Différend* (1983) ein Publikum mit ausgesprochen hohem kulturellen Kapitalvolumen und geisteswissenschaftlicher Spezialkompetenz voraussetzen. Als Hausverlag von „Nouveau Roman“-Autoren wie Alain Robbe-Grillet und Claude Simon, die bisweilen als das literarische Pendant zur strukturalistischen Konjunktur wahrgenommen werden (vgl. Barthes' Plädoyer für den Nouveau Roman, Barthes 1964), bietet *Minuit* zudem eine Umgebung, in der sich die exklusiven symbolischen Profite der kulturell dominantesten Avantgarde-Produzenten des hochkulturellen und des akademisch-theoretischen Subfelds gegenseitig verstärken können. Diesen für die breite Öffentlichkeit obskuren Werken bleibt der schnelle Publikumserfolg in der Regel verwehrt. Die Verlagstrategie von *Minuit* setzt zunächst auf die Logik beschränkter Produktion der Avantgarde-Bewegungen, die den (ökonomisch unrentablen) Erfolg bei den Produzenten mit der höchsten kulturellen Definitionsmacht zu suchen. Die Anerkennung bei diesen Produzenten kann dann die langfristige Präsenz und schließlich die Kanonisierung dieser exklusiven Produkte erwirken, deren Publikation sich oft erst Jahre später für den Verlag rechnet. Dagegen erscheinen die Produkte des akademischen Diskurses, die einen gewissen Publikumserfolg versprechen, tendenziell bei *Le Seuil*. Kein Verlag ist stärker mit dem Aufstieg der *sciences humaines* verbunden als dieser Verlag, der die Phalanx der Theorie-Propheten (insbesondere Lacan, Barthes, Sollers) aufbaut und einem breiten Publikum bekannt macht. *Le Seuil* publiziert in der Regel zunächst eine Standardausgabe, der im Falle guter Verkaufszahlen eine erschwingliche Taschenbuchausgabe (*Points*, *Essais*) folgt, die eine umfangreiche Käuferschaft (etwa Studierende und das akademisierte Bürgertum) erschließen kann. Diese Strategie, die bald auch von *Gallimard* (*folio*) kopiert wird, ist so erfolgreich, dass selbst ein obskures Werk wie Lacans *Écrits* (1971) bald weit über 100000 Mal verkauft wird (Roudinesco 1993: 428). Auch Barthes gelingt mit *Fragment*

*d'un discours amoureux* (1977), das bis 1989 177000 Mal verkauft wird (Calvet 1990: 266), ein bemerkenswerter Bestseller.

Auch wenn nicht wenige Vertreter der neoavantgardistischen Fraktion Philosophen bleiben (Derrida, Althusser, Lyotard, Deleuze), geht der Aufschwung der *sciences humaines* an der akademischen Philosophie weitgehend vorbei. Die relativ größten Steigerungsraten finden sich in den mit der Philosophie konkurrierenden Sozialwissenschaften und den *sciences humaines* (Anthropologie, Linguistik, Psychologie etc.). Es ist somit nicht überraschend, dass sich unter den erfolgreichsten Produzenten der neuen symbolischen Konjunktur der *sciences humaines* eine so große Anzahl von ehemaligen Philosophen findet (z.B. Alain Touraine, Pierre Bourdieu, Raymond Aron, Claude Lévi-Strauss, Michel Foucault, Jacques-Alain Miller). Schon seit den fünfziger Jahren ist ein gewisser Konversionsdruck auf die Produzenten zu konstatieren, die wie bestimmte Abgänger der ENS auf die Erzielung hoher symbolischer Profite im intellektuellen Feld oder gar den Aufbau eines intellektuellen Pontifikats hinarbeiten. Viele der Absolventen der ENS, ein großer Teil der jungen philosophischen Elite der Zeit, können die neuen Möglichkeiten nur nutzen, indem sie philosophisches in „marktgängigeres“ Kapital transformieren<sup>120</sup>. Für diese ehrgeizigen Produzenten gilt es, sich in den aufstrebenden Disziplinen der *sciences humaines* zu positionieren und das in *lycée*, *khâgne* und *ENS* angeeignete philosophisch dominierte kulturelle Kapital auf die neue Konstellation im Feld einzustellen. Die institutionelle Verankerung der Philosophie in den *lycées*, die relative Untergewichtung von eigenständiger philosophischer Forschung gegenüber pädagogischen Orientierungen, der konservative Effekt der *concours* und der Aggregationen und disziplinären Verengungen der philosophischen Tradition erweisen sich angesichts der spektakulären Krise des Felds und den relativ szientifischen, unter dem Forschungsimperativ stehenden Projekte der aufstrebenden *sciences humaines* als Nachteil. Doch weil viele der Produzenten, die die *sciences-humaines*-Konjunktur tragen, ehemalige Philosophen sind, bleibt philosophisches Wissen auch in den *sciences humaines* noch als implizite Orientierungsgröße erhalten<sup>121</sup>. Aber auch diejenigen, die der Philosophie treu bleiben, markieren ihre Distanz zur klassischen Philosophie – sei es, indem sie eine Kritik der philosophischen Tradition und ihrer metaphysischen Tendenzen

---

<sup>120</sup> Der Konversionsdruck dieser Zeit äußert sich in vielen Fällen (vgl. etwa den Fall Bourdieus) in einer radikalen Lossagung und Distanzierung von der Philosophie. »As a counterreaction to this, an intellectual could like many representatives of the human and social-scientific intelligentsia did in the 1960s, romanticize scientific method by developing quantitative history, deductive models, and statistics methods, for instance, and place excessive confidence in it.« (Kauppi 1996: 21).

<sup>121</sup> Kauppi erklärt sich den „obskuren“ Stil dieser Generation und ihren Anspruch, umfassende theoretische Systeme mit exklusivem Geltungsanspruch zu schaffen, durch die Nachwirkungen philosophischer Einflüsse: »The philosophical habitus had, however, disastrous effects on the relationships these individuals had with their work and with other intellectuals: their system was everything, all else was irrelevant. This rigidity supported other developments: the fragmentation of intellectual discourse, the ambitions of the politicized students, and the logic of the oblique, of the obscure, and of the secret. Secretiveness and obscurity were favored over an open and straightforward approach.« (Kauppi 1996: 86f.).

vornehmen (Derrida), sei es, indem sie sich auf heteronome, aber im Feld der politischen Macht marginale Diskurse wie den Marxismus berufen (Althusser). Indem viele dieser *normaliens* die symbolische Produktion auf die Nachfrage des *sciences humaines*-Diskurses einstellen und die Nachfragestrukturen mehrerer Produktionskontexte – und zwar der kanonischen und der neuen Disziplinen, der hochkulturellen Verständigung und der politischen Intervention – gleichzeitig bedienen, eröffnen sich Chancen auf die Multiplikation symbolischer Profite und auf die Monopolisierung öffentlicher Anerkennung.

### 3.4.2 Die *Ecole Normale Supérieure*: zwischen „neoavantgardistischen Startheoretikern“ und „disziplinären Normalwissenschaftlern“

Mit Bourdieu lassen sich wiederkehrende Muster der Fraktionierung der dominanten Produzenten des sozialen Raums konstatieren: Am „kulturellen“ Pol konzentrieren sich zunächst die Produzenten mit der religiösen bzw. kulturell-symbolischen Definitionsmacht, wohingegen der „weltliche“ Pol die militärisch und später die politisch-ökonomisch dominanten Produzenten vereinigt. Die Fraktionierung des Felds nach einer „kulturellen“ und einer „weltlichen“ Führungsschicht zeigt dabei die ungleiche Verteilung kulturellen und ökonomischen Kapitals innerhalb der dominanten Fraktion an, die immer wieder Anlass für Konflikte und Abgrenzungen gibt, wobei die „kulturelle“ tendenziell als die dominierte Fraktion der dominanten Klasse gelten kann.

Auch das akademische Feld setzt die Fraktionierung nach einem „kulturellen“ und einem „weltlichen“ Pol fort. Das Hochschulsystem »s'organise selon une structure homologue de celle de l'espace social dans son ensemble, [von denen, JA] les Grandes écoles, qui en occupent le pôle dominant, constituent un sous-champ, assez nettement délimité, dont la structure est homologue de celle du champ de pouvoir.«<sup>122</sup> (Bourdieu und de Saint Martin 1987: 16). Dieser Gegensatz artikuliert sich in wiederkehrenden Kontroversen zwischen den Vertretern der jeweiligen Fraktionen, die immer wieder einen (imaginären) Konflikt zwischen einer „moralisch-intellektuellen Avantgarde“ und einer „wertkonservativ-staatstragenden Bourgeoisie“ bzw. zwischen „links“ und „rechts“ austragen. Die institutionelle Ausdifferenzierung des Systems der *Grandes Écoles* nach kulturellem und ökonomischem Kapital, nach Bildungs- und Großbürgertum, zeigt die dominanten Kapitalformen an, die die Produzenten aus ihren jeweiligen Familien mitbringen: am „kulturellen“ Pol in erster Linie schulisch-kulturelles Kapital, am „weltlichen“ Pol dagegen eher ökonomisches und soziales Kapital, d.h. finanzielle Liquidität und ein Netz „wertvoller“ Beziehungen.

---

<sup>122</sup> »wird nach einer Struktur organisiert, die homolog zu der des sozialen Raums in seiner Gesamtheit ist, [wobei, JA] die *Grandes écoles*, die dort den dominanten Pol besetzen, ein ziemlich eindeutig abgegrenztes Subfeld konstituieren, dessen Struktur homolog zu der des Felds der Macht ist.«

Seit ihrer Gründung im ausgehenden 18. Jahrhundert repräsentiert das System der *Ecoles Normales Supérieures* (ENS, rue d'Ulm, St. Cloud) die Spitze des intellektuell-akademischen Pols, während die *Ecole Polytechnique* als Anlaufziel für die „bürgerlichen“ Karrieren in hohen Führungspositionen bei Staat, Verwaltung, Armee und Großunternehmen fungiert. Diese Dualität der Feldstruktur von akademisch-intellektuell vs. bürgerlich-technokratisch spiegelt sich, wie Ringer in seiner Untersuchung über französische Hochschulen im 19. und ersten Drittel des 20. Jahrhunderts herausarbeitet, auch in der sozialen Herkunft der Studierenden wieder<sup>123</sup>. Während die *Ecole Normale* traditionell eher von Professoren- und Lehrerkindern angesteuert wird, rekrutiert die *Polytechnique* bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts stärker den Nachwuchs von Unternehmern und „liberalen Professionen“ (Rechtsanwälte, Ärzte, Ingenieure). Die *École Polytechnique* und die *École Normale Supérieure* (Rue d'Ulm) repräsentieren somit »diametrically opposed models of the relationship between knowledge and society; they were the poles of an anti-thesis at the heart of French culture« (Ringer 1979: 174). Diese Arbeitsteilung der „großen“ *grandes écoles* wird, wie noch ausführlicher zu diskutieren sein wird, erst mit der Gründung der *Ecole Nationale d'Administration* (ENA, 1945) von einer Konstellation abgelöst, in der das intellektuell-akademische Kapital der *normaliens* eine deutliche Abwertung erfährt.

Auch wenn die *Ecoles Normales Supérieures* nicht selbst zu dem System der akademischen Institutionen gehören, stehen sie in einer symbiotischen Beziehung zu den akademischen Institutionen. Seit 1902 können an der ENS keine akademische Abschlüsse mehr erworben werden; die StipendiatInnen der ENS müssen sich wie alle anderen Studierenden um entsprechende Zertifikate der Universitäten bemühen. Der Zugang zu den *Grandes Ecoles*, die oft zu den peripheren, weil keine akademischen Grade verleihenden Institutionen zählen, ist anders als im Fall der Universitäten durch nationale, kompetitive Eingangsprüfungen, den *concours* beschränkt. Die Schüler, die sich um einen Platz und ein Stipendium an der ENS (*option lettres*) bewerben, bereiten sich in einem harten, zweijährigen Intensivkurs (*hypokhâgne* und *khâgne*) in weitgehender Isolation von der Außenwelt auf den nationalen *concours* vor. Die beiden Schulen, die traditionell die höchsten Erfolgsquoten aufweisen, sind die Pariser Gymnasien *Louis-le-Grand* und *Henri-IV*. Die Kontakte, die hier geknüpft werden, halten oft ein ganzes Leben; der akademische Habitus, der in diesen Internaten hervorgebracht wird, prägt die Absolventen der *Ecole Normale* dauerhaft; die Ausbildung, die in der *khâgne* beginnt, führt oft zu den „brillantesten“ Karrieren des intellektuellen Felds und nicht selten auf die höchsten Positionen des akademischen und des hochkulturellen Subfelds. Während des 19. und eines großen Teils des 20. Jahrhunderts

---

<sup>123</sup> Vgl. Ringer (1992: 59). Bourdieu weist nach, dass noch Ende der sechziger Jahre 25%-30% der Studierenden der ENS Lehrer- und Professorenkinder sind, wohingegen der entsprechende Anteil in der *Ecole Polytechnique* nur bei ca. 17% liegt. Umgekehrt ist an der *Ecole Polytechnique* der Anteil der *cadres privés* und der *professions libérales* um drei bis zehn Prozent über dem der ENS (Bourdieu 1989: 192).

spielen die Absolventen des Systems der *Ecoles Normales* (darunter Rue d'Ulm, St. Cloud) in der politischen und intellektuellen Öffentlichkeit Frankreichs eine wichtige Rolle. Zwar nimmt seit dem 19. Jahrhundert die relative Dominanz der *normaliens* auf den Lehrstühlen des Landes kontinuierlich ab. Besetzen die Normaliens um 1890 76% der Stellen an der Sorbonne und 63% an den *facultés de province*, so fällt ihr Anteil bis 1930 auf 58% an der Sorbonne, 41% in der Provinz ab. Doch betont Karady, dass »ils réussissent encore à cette date à conserver une véritable hégémonie sur les postes les plus importantes des disciplines « nobles » (philosophie, lettres françaises et anciennes, histoire ancienne).«<sup>124</sup> (Karady 1986: 362). Trotz deutlich gesunkener relativer Anteile auf den höchsten Positionen des akademischen Felds können die *normaliens* ihre führende Rolle lange behaupten; die stärkere Ausweitung der Studienplätze an den Universitäten als in den *grandes écoles* in den sechziger Jahren verschärft das Ungleichgewicht zwischen Elite und Masse für einige Zeit noch. Bis in die Nachkriegszeit bringt die ENS immer wieder auch wichtige politische Führer und Aktivisten hervor: auf der politischen Linken z.B. Jean Jaurès, Charles Péguy, Paul Nizan, Jean-Paul Sartre (vgl. Rubinstein 1990), auf der Rechten z.B. Maurice Barrès, Charles Maurras, Robert Brasillach, Georges Pompidou.

Welches sind die spezifischen Produktionslogiken, die das System der Vorbereitungsklassen einübt? Für die Vorbereitung auf die *Ecole Normale* der Rue d'Ulm – lange Zeit eine der angesehensten *grandes écoles* – können drei Merkmale herausgestellt werden: 1) Das Fehlen eines Lehrplans bzw. abgegrenzter Inhaltsgebiete, 2) die Einübung von rigiden, an „Output“ orientierten Produktions- und Reproduktionstechniken, 3) die bedingungs- und meist kritiklose Fokussierung auf den *maître*, der seinen Schülern in kürzester Zeit mehrere Jahrhunderte Philosophie, Geschichte und Literatur beibringen muss.

Das Fehlen jeglicher stofflicher Eingrenzung in den Vorbereitungsklassen der *Ecole Normale (Rue d'Ulm)* erzwingt einen generalistischen Problemzugang<sup>125</sup>. Statt profunde Fakten- und Detailkenntnis wird eine gewisse Improvisationsgabe und schöpferische Spontaneität gefordert. Die Schüler lernen, aus dem Stand zu beliebigen Themen Ausführungen zu produzieren, die sich dem Problem weniger unter dem Gesichtspunkt systematischer Erforschung nähern als durch rhetorische und stilistische Brillanz zu überzeugen wissen. Im Mittelpunkt der *khâgne* stehen daher spezifische Argumentations- und

<sup>124</sup> »ihnen gelingt es immer noch, eine richtige Hegemonie über die wichtigsten Stellen der Disziplinen zu bewahren«

<sup>125</sup> »Au vrai, la khâgne ne délivre pas un savoir spécifique, hormis un éclairage inédit sur les verbes déponents. Ce qu'elle transmet, c'est un triple message. D'abord, que l'acceptation du jugement des maîtres est le premier degré vers la maîtrise. Ensuite, que la parfaite assurance rhétorique confère à qui s'en empare le pouvoir de statuer sur les fins dernières. Et, surtout, que le seul fait d'être là est de la plus haute importance.« (»Tatsächlich liefert die khâgne kein spezifisches Wissen, außer eine innovative Betrachtung deponentialer Verben. Sie vermittelt eine dreifache Botschaft. Zunächst, dass die Zustimmung zum Urteil der maîtres der erste Schritt zum Erfolg ist. Dann, dass die perfekte rhetorische Souveränität dem, der sich ihrer bemächtigt, die Macht verleiht, über letzte Sinnziele zu entscheiden. Und vor allem, dass die alleinige Tatsache, dort zu sein, von höchster Wichtigkeit ist.«, Hamon und Rotman 1985: 217).

Präsentationsformen, die in zahlreichen unter großem Zeitdruck angefertigten Schulaufsätzen (*dissertations*) eingeübt werden. Eine *dissertation* ist eine erörternder Aufsatz, der einer rigiden Argumentationsfolie gehorcht. Pinto begreift die Technik der *dissertation* als eine argumentative „Überwindung“ (*dépassement*) einer Ausgangsposition, die spezifische Hierarchien zwischen den philosophischen Begriffen hervorbringt und auch den Charakter des philosophischen Diskurses prägt:

Ce dépassement inaugural se trouve, en quelque sorte, reproduit, au sein même de l'appareil conceptuel du discours philosophique, comme en témoigne la fréquence des couples de concepts : un terme « bas » est dépassé par un terme « haut ». [...] Comprendre un « concept », c'est identifier sa position dans la hiérarchie [...] et repérer les propriétés de position qui y sont associées : si le terme « haut » a pour propriété de ne pouvoir être « réduit » au terme « inférieur », celui-ci a pour propriété de ne pouvoir être donc sans le premier.<sup>126</sup> (Pinto 1987: 30).

Die Arbeitstechnik, wie sie Pinto beschreibt, hinterlässt Spuren in der Art, Wissenschaft zu betreiben, und oft ist auf den immanent-textualen Charakter der französischen Philosophie und auf ihre formalistischen Konstruktionsmechanismen hingewiesen worden: »Visant avant tout à transmettre la plus grande quantité possible de connaissances utiles dans le moins de temps possible, le cours obéit le plus souvent aux règles les plus traditionnelles de l'exposition scolaire, avec son plan clair qui [...] doit *se manifester* lui-même dans le discours, entre autres par des signes de subdivision hiérarchisés (I,II,III,1,2,3,a,b,c), et par des introductions, des transitions et des conclusions conformes aux canons de la rhétoriques«<sup>127</sup> (Bourdieu 1989: 130). Im Mittelpunkt des Unterrichts der Vorbereitungsklassen stehen „Einpauck“-Techniken, die die schnelle Produktion und Reproduktion des Gehörten ermöglichen sollen. Gleichzeitig trainiert die Einübung der *dissertations* nicht nur eine effizienzorientierte Arbeitsdisziplin an, sondern auch eine gewisse Improvisationskunst – das Vermögen, aus wenig bzw. grober Substanz vorzeigbare Ergebnisse hervorzuzaubern. Für die (weniger prestigereiche) *Ecole Normale Supérieure* in St. Cloud gilt der Improvisationsimperativ weniger. Auch hier versetzen die in den Vorbereitungsklassen angeeigneten Produktionstechniken die SchülerInnen in die Lage, viel und rasch zu

---

<sup>126</sup> »Diese einleitende Überwindung wird in gewisser Weise innerhalb des konzeptuellen Apparats des philosophischen Diskurses reproduziert, wie die Häufigkeit von Begriffspaaren bezeugt: ein »niedriger« Term wird durch einen »hohen« Term überwunden. [...] Einen „Begriff“ zu verstehen, heißt seine Position in der Hierarchie zu identifizieren [...] die Merkmale der Position, die mit ihr verbunden sind, auszumachen: Wenn das Merkmal des »hohen« Terms ist, dass er nicht auf den »unterlegenen« Term »reduziert« werden kann, hat letzterer die Eigenschaft, nicht ohne den ersten sein zu können.«

<sup>127</sup> »Indem die Vorlesung vor allem die größtmögliche Quantität dienlichen Wissens in kürzester Zeit zu vermitteln sucht, gehorcht sie meistens den traditionellsten Regeln schulischer Darstellung, mit ihrer klaren Gliederung, die [...] *sich selbst* in der Rede *manifestieren* muss, unter anderem durch hierarchisierte Unterteilungszeichen (I,II, III, 1, 2, 3, a, b, c) und durch die Einleitungen, die Übergänge und Schlussfolgerungen, die konform mit dem rhetorischen Kanon gehen.«

(re-)produzieren, aber die Existenz eines Lehrplans mit abgegrenzten Lernzielen weist systematisch erarbeiteten Wissensbeständen eine größere Bedeutung zu.

Die hohe Produktivitäts- und Effizienzorientierung der Vorbereitungsklassen führt nicht notwendig zu einem nonkonformistischen bzw. experimentierfreudigen Wissenschaftsverständnis. Im Gegenteil, der Schwerpunkt der Vorbereitungsklassen liegt auf den legitimen kanonischen Werken der philosophischen Tradition, und angesichts des umfangreichen Lehrplans und der rigiden Arbeitsformen sind eigenständige Reflexionen und intellektuelle Experimente wenig gefragt. Auch die frontale Pädagogik leitet nicht unbedingt zu selbständigem Ausprobieren und freiem Durchspielen des angeeigneten Wissens an. Für das klassische pädagogische Ideal ist es bezeichnend, dass die *professeurs* der Vorbereitungsklassen von ihren Schülern mindestens bis in die sechziger Jahre als „Meister“ (*maîtres*) angedredet werden (Bourdieu 1989: 127). Diese „Meister“ – oft selbst Absolventen der ENS – zeichnen sich tendenziell durch eine ausgeprägte Lehrorientierung aus; sie verfügen bisweilen über ein hohes pädagogisches Charisma und den ausgeprägten Willen, einen bleibenden persönlichen Effekt bei ihren Zöglingen, der zukünftigen „geistigen Elite“ der Republik, zu hinterlassen.

Die intensiven und frontalen Unterrichtsmethoden bringen, wie Bourdieu kritisch anmerkt (1989: 117f.), einen Typus frühreifer Brillanz hervor, dessen Stärken in der raschen Aufnahme und Reproduktion des Gehörten und Gelesenen und weniger in der systematischen Entwicklung und Erarbeitung eines eigenen Projekts liegen. Dieses System schulischen Drills hinterlässt tiefe Spuren im Habitus und Produktionsstil der Produzenten, der nicht selten das Ziel von hämischer Kritik bzw. schlecht dissimuliertem Neid ist: »Numerous elements could be seen in the later works of a thinker which pointed to a *normalien*-habitus, to a specific, basic intellectual training: extreme presumption, pedantic concern with style, hatred of verbal improvisation, frequent Latin or Greek citations, a conceptual way of thinking, use of French classics, excessive abstraction, and so forth.« (Kauppi 1996: 21). Es ist zu betonen, dass die entscheidende Prägung des *normalien*-Habitus während der Vorbereitungsklassen erfolgt, denn haben sie die Aufnahmeprüfung, den *concours*, einmal bestanden, genießen die neuen *normaliens* weitgehende Freiheit; die einzige Anforderung, die sie dann noch erfüllen müssen, ist die Absolvierung der *agrégation*.

Diese Elite-Schüler zeichnen sich durch ein hohes schulisches Kapital aus, das in Kombination mit dem Symbol- und Sozialkapital und dem durch die Institution verliehenen Habitus, Ambitionen und Selbstbewusstsein mehr oder minder günstige Karrierealternativen an den Universitäten eröffnet. Das hohe Prestige und das schulisches Kapital prädestinieren sie auch für Positionen in anderen Felder. Dieser Weg der „großen Tür“ (Bourdieu 1989: 198ff.) erlaubt es, die für die höchsten und exponiertesten Positionen notwendigen Ressourcen verschiedener Disziplinen und Felder zu akkumulieren, was somit gerade die Absolventen der

„intellektuellsten“ dieser *Ecoles*, der ENS, zu den chancenreichsten Kandidaten für Positionen in den *grands établissements* in Paris macht. In welchen Regionen des akademischen Subfelds positionieren sich die *normalien*-Absolventen in den sechziger und siebziger Jahren? Der *normalien* kann eine klassische Karriere in den kanonischen Disziplinen anstreben – *agrégation*, Philosophie-Lehrer am Gymnasium, Lehrstuhl an der Sorbonne – und sich in den eher „weltlichen“ Regionen der intellektuellen Disziplinen positionieren. „Normalwissenschaftlich-disziplinäre“ Produzenten sind auf ihre spezifischen akademischen Institutionen und Netzwerke oft in hohem Ausmaß und auf langfristiger Basis verpflichtet. Das Ziel ist hier weniger, in großen intellektuellen Öffentlichkeiten zu intervenieren als die institutionell-bürokratischen Spitzenpositionen der jeweiligen Disziplinen, Kommissionen und Produktionskreisläufe zu erreichen. Gerade für die kanonischen Disziplinen, die wie die etablierte Philosophie auf eine lange institutionelle Tradition zurückblicken können, sind die entsprechenden Lehrstühle der „akademischen Institutionen“ (der „Sorbonne“ bzw. der anderen Pariser Universitäten) von großer Bedeutung. Die Produzenten, die diese Positionen erreichen, zeichnen sich oft weniger durch symbolisches als durch institutionelles Kapital aus, das langfristig gewachsen ist und sich nicht ohne weiteres in andere Kapitalien konvertieren lässt. Die akademische Persönlichkeit, die in dem System „normalwissenschaftlich-disziplinärer“ Reproduktion tendenziell dominiert, ist weniger „brillant“ und „charismatisch“ als „handwerklich“ und „solide“, mit einer Neigung für formale Genauigkeit und Projekte, deren akademische Profite kalkulierbar sind. Auch in dieser Region des Felds dominieren die Absolventen der ENS, und zwar oft gerade diejenigen, die mit der institutionellen Rolle der Schule stark verwachsen sind, ihre pädagogische Ideologie personifizieren oder dem „weltlichen“ Pol des intellektuellen Felds näher stehen. Sowohl unter reproduktiven als auch unter produktiven Produzenten, unter *lectores* wie unter *auctores*, vermögen die *normaliens* sich zu behaupten. Schon im 19. Jahrhundert treiben die republikanischen Reformen einige *normaliens*, die in der Mehrheit den Weg der *lectores*-Produzenten beschreiten<sup>128</sup>, »à une véritable « fuite en avant » [...]. Ce double rôle ambigu, tantôt foyer de conservatisme, marquera toute l’histoire ultérieure de l’Ecole Normale Supérieure.«<sup>129</sup> (Karady 1986: 322).

<sup>128</sup> Nach Karady sind die Karrierestrategien der *Normaliens* des 19. Jahrhunderts in der Regel konservativ geprägt: »Axées sur la recherche de la rentabilité maximum de leurs investissements scolaires, ce qui se fait au mieux dans les matières où [...] il y a une forte continuité dans les critères de réussite depuis le baccalauréat et la classe préparatoire jusqu’à l’agrégation et au doctorat, ou encore dans des institutions comme les facultés (et non les établissements d’érudition, tels le Collège de France ou l’Ecole Pratique), les carrières normaliennes tendant à s’accomplir au sein des disciplines les plus classiques et les plus « nobles » et dans des réseaux d’établissements dont la Sorbonne occupe le sommet.« »Indem die Karrieren der *normaliens* an maximalen Rentabilitätskriterien für ihre schulischen Investitionen orientieren, was am besten in den Bereichen gelingt, wo es eine starke Kontinuität in den Erfolgskriterien, angefangen mit Abitur und Vorbereitungsklassen bis hin zur Agrégation und zum Doktorat, gibt, oder auch noch in den Institutionen wie den Fakultäten (und nicht in den gelehrten Institutionen wie dem *Collège de France* oder der *Ecole Pratique*), neigen sie dazu, sich in den klassischsten und „edelsten“ Disziplinen und in den Netzwerken, in denen die Sorbonne die Spitze besetzt, zu realisieren.« (Karady 1986: 319f.)

<sup>129</sup> »geradewegs zu einer „Flucht nach vorne“ [...]. Diese ambivalente doppelte Rolle, einmal als Herd des

Der *normalien*-Produzent kann sich aber auch von der kanonischen Philosophie und Geisteswissenschaft verabschieden und den „kulturellen“ Pol der neuen Disziplinen ansteuern, und in den fünfziger Jahren entscheiden sich viele der *normaliens*, die später zu den Stars der *sciences humaines* werden sollten, für diese Positionierung in den „modernen“ Regionen des Felds. Für die symbolische Nachfrage, die im Zuge der *sciences humaines*-Konjunktur entsteht, kommen gerade den *normaliens* der *Rue d’Ulm* einige Fähigkeiten zu, die die intellektuelle Überlegenheit gegenüber ihren Konkurrenten im Feld begründen, und zwar der generalistische Problemzugang, ihre improvisatorische Kapazität, die effiziente und output-orientierte Arbeitsweise, der intellektuelle Ehrgeiz und ihr unumstrittenes akademisches Prestige. Da sich viele Produzenten des Felds in einer Situation des Umbruchs befinden – sei es, weil nun viele neue Produzenten in das Feld eintreten, oder weil die etablierten Produzenten sich rasch auf die neue Situation einstellen müssen –, besteht ein umfassender theoretischer, politischer und hochkultureller Orientierungsbedarf, und v.a. die jungen Elitephilosophen der ENS können die daraus entstehende Nachfrage nach intellektuellen Gesamtprojekten bedienen. Vermutlich verstehen es gerade die disziplinär wenig gebundenen Ex-Philosophen der *Ecole*, sich flexibel auf neue intellektuelle Strömungen einzustellen und in interdisziplinären Öffentlichkeiten zu agieren. Der aus ihrer philosophischen Schulung herrührende generalistischer Zugriff auf die theoretischen Probleme der *sciences humaines* erlaubt es ihnen, ein Gespür für die Vielzahl unterschiedlicher Nachfragetendenzen der jeweiligen Subfelder zu entwickeln und durch die Antizipierung der Wirkung ihrer Projekte auf unterschiedliche Öffentlichkeiten verschiedene Profitstrategien zu kombinieren: »The incredible success of the human and social sciences in France from the late 1950s to the early 1970s has to do with the fact that the dual-culture philosophers could appeal to a large audience, become cultural heroes, and monopolize the highest positions; whereas those trained in specific areas remained “dry” academics, slow and conservative in their movements and thoughts.« (Kauppi 1996: 88). Den philosophischen Hegemonien stellen sie ihr relativ szientifisches Theorieverständnis gegenüber (vgl. Pinto 1987: 77) und gebrauchen eine marginal-subversive Rhetorik, ohne die modernistischen und philosophischen Hintergründe vieler Produzenten aus dem Blick zu verlieren. Damit tragen sie sowohl dem neuen Imperativ rigoroser und systematischer Forschung Rechnung als auch den beginnenden politischen Verwerfungen im akademischen Subfeld. Nach Pinto charakterisiert sich die Distinktionslogik der symbolischen Produktion dieser Intellektuellen durch »une logique de distinction qui consiste, pour l’essentiel, à opposer l’originalité singulière du novateur sans précédent à la routine professorale. Ainsi, la production philosophique est présentée comme une série de ruptures et de dépassements d’autant plus

---

Konservatismus, wird die gesamte folgende Geschichte der *Ecole Normale Supérieure* prägen.«

méritoires qu'il fallu les conquérir contre la tradition.«<sup>130</sup> (Pinto 1987: 205). Die „Brillanz“, der „visionäre“ Gestus und die „subversiv-revolutionäre“ Positionierung gegenüber Tradition und Macht verleiht diesen neuen theoretisch-neoavantgardistischen Produzenten eine prophetisch-charismatische Aura, die auch für Interventionen und die Akkumulation symbolischer Profite im medial-journalistischen Subfeld genutzt werden kann<sup>131</sup>. Die durch das rasche Wachstum der Positionen ausgelöste temporäre Krise akademischer Traditionen und Hierarchien erlaubt es ihnen, von einigen wenigen „peripheren“ Positionen aus den intellektuellen Diskurs der Zeit zu hegemonialisieren, hohe symbolische Profite zu akkumulieren und die intellektuellen Pontifikate der *sciences humaines*-Konjunktur aufzubauen.

Während der ersten drei Jahrzehnte nach 1945 erlebt der intellektuelle Glanz von ENS-Intellektuellen seinen Höhepunkt. Nie ist der öffentliche Einfluss der *normaliens* größer als während der beiden spätmodernistischen Hochkonjunkturen des Existenzialismus und der *sciences humaines*. Sartre, Beauvoir, Lévi-Strauss, Althusser, Foucault, Derrida, Deleuze führen die entsprechenden Bewegungen an; sie profitieren von dem Prestige ihrer *Ecole*, und die *Ecole* profitiert von dem Prestige ihrer ehemaligen Schüler. Die Karrieren von symbolischen Produzenten wie Sartre, Foucault und Bourdieu – den ENS-Graduierten, denen es schließlich gelingt, die drei großen intellektuellen Pontifikate nach dem zweiten Weltkrieg aufzubauen – zeigen, welche wichtige Voraussetzung die unumstrittene Anerkennung akademischer Leistungen für den Erfolg in der allgemeinen intellektuellen Öffentlichkeit dieser Zeit ist.

### 3.4.3 „Akademische“ und „periphere“ Institutionen des akademischen Subfelds

Im Folgenden wird die institutionelle Konstellation des intellektuellen Felds zu untersuchen sein, die es in den sechziger Jahren einer kleinen Anzahl symbolischer Produzenten in der relativen Peripherie des akademischen Subfelds erlaubt, sich als eine Fraktion von Avantgarde-Theoretikern zu behaupten und den intellektuellen Diskurs zu hegemonialisieren. Ich betrachte zunächst die längerfristigen Tendenzen und die institutionelle Ordnung des

---

<sup>130</sup> »eine Unterscheidungslogik, die im Wesentlichen darin besteht, die singuläre, nie dagewesene Originalität des Neuerers der professoralen Routine gegenüberzustellen. Auf diese Weise wird die philosophische Produktion als eine Serie von Brüchen und Überwindungen dargestellt, die umso verdienstvoller sind, als sie gegen die Tradition zu erringen waren.«

<sup>131</sup> Dazu bemerkt Pinto: »L'effet de nouveauté apparaît surtout comme le produit de la mise en relation des deux univers, jusque-là séparés, de la rhétorique journalistique et de l'orthodoxie universitaire. Celle-ci a l'avantage d'être plus familière aux journalistes que les audaces de l'avant-garde, et aussi d'être, surtout dans la forme généraliste de la culture philosophique, aisément monnayable en topos pour survols de prestige.« »Der Neuheitseffekt erscheint v.a. als ein Produkt der Inbeziehungsetzung zweier bis dato geschiedener Universen, der journalistischen Rhetorik und der universitären Orthodoxie. Diese hat den Vorteil, den Journalisten vertrauter zu sein, als die Kühnheiten der Avantgarde und sich auch, v.a. in der generalistischen Form der philosophischen Kultur, leicht mit Blick auf Überfliegerthemen rentabilisieren zu lassen.« (1991: 96).

akademischen Subfelds, deren Krise für die Konjunktur der *sciences humaines* eine so entscheidende Rolle spielen sollte. Formal-bürokratische Beziehungen und Märkte dominieren auch bestimmte Regionen des medial-journalistischen und ästhetisch-hochkulturellen Subfelds. Gerade Journalisten befinden sich oft in formalen lohnabhängigen Arbeitsverhältnissen (z.B. in Medienkonzernen, Fernseh- und Rundfunkanstalten, Redaktionen). Aber in keinem Subfeld sind die Beziehungen zwischen den Produzenten so vollständig von formal-bürokratischen Prinzipien durchdrungen wie im akademischen Subfeld. So zeichnen sich seit dem 19. Jahrhundert akademische Märkte symbolischer Produktion durch einen hohen Formalisierungs- und Bürokratisierungsgrad aus, wie dies etwa an der Bedeutung staatlicher Qualifikationszertifikate (Abitur, Doktorat), bürokratisch definierten Hierarchien sowie professioneller Verbindungen, Riten und Traditionen (Standesvertretungen, Corpsbildung) abzulesen ist. Schon bald nach der Revolution (Dekret vom 17. Mai 1808) setzt der französische Staat in den Bereichen von Bildung, Unterricht und Forschung einen weit reichenden „Monopole d’Etat“ durch, das die Macht ständischer Korporationen (z.B. der *facultés*) und der klerikalen Erziehungseinrichtungen unterlaufen soll. Nur der französische Staat hat demnach das Recht, Bildungseinrichtungen zu etablieren, deren Zwecke zu bestimmen, formale Abschlussgrade für die Rekruten des öffentlichen Sektors anzuerkennen und zu genehmigen, Lehrer und Professoren zu ernennen, *concours* zu organisieren und die Lehrinhalte zu definieren (Gruson 1968: 43; vgl. Karady 1986).

Weil die Übernahme von Bildungsaufgaben durch den republikanischen Staat die überkommene Struktur von vielen der alten Institutionen, z.B. kirchlichen Gymnasien und ständischen Fakultäten, nicht antastet, wird der seit dem Ausgang des Mittelalters bestehende Gegensatz von „akademischen“ und „peripheren“ Institutionen fortgesetzt. Diese institutionelle Grundkonstellation, die sich bis heute erhalten hat, fußt auf der Koexistenz alter und neuer Institutionen, durch die die Ungleichzeitigkeit von Tradition und Innovation in die institutionelle Struktur des Felds eingeschrieben ist. Um den sich wandelnden Anforderungen der Zeit zu genügen, gründet die Zentralmacht immer wieder neue Einrichtungen, die als „periphere Institutionen“ in Konkurrenz zum traditionellen Machtpol des akademischen Felds, der Universität von Paris, treten und auf spezifische Weise in die Kräfteverhältnisse zwischen den Produzentenfraktionen eingreifen. Für Koppetsch veranlasste »[d]ringender Bedarf der an hochschulmäßig ausgebildeten Experten [...] die Gründung von jeweils auf diese konkreten Berufe hin ausgerichteten Spezialanstalten« (2000: 94). Die disziplinäre Ausdifferenzierung von Wissenschaft bzw. die Entstehung neuer Forschungszweige ging in Frankreich somit nicht von den Universitäten und Fakultäten aus, sondern »wurde über die Differenzierung einer Mehrzahl wissenschaftlicher Einrichtungen lanciert« (2000: 71, im Original kursiv). Als der Renaissancekönig François der Erste 1530 das *Collège de France* gründet, entsteht eine Konkurrenzinstitution zur *Sorbonne*, der es die Zentralmacht nicht mehr

zutraut, die besten und fortschrittlichsten Köpfe des Reichs zu versammeln. Die *Ecole Normale Supérieure* wird während der Revolution (1794) gegründet, um den ständischen *facultés* und den klerikalen Bildungseinrichtungen die Ausbildung der neuen republikanischen *professeurs de lycée* zu nehmen<sup>132</sup>. Und die *Ecole Pratique des Hautes Etudes* wird 1868 aus der Taufe gehoben, um den vermeintlichen Bildungs- und Forschungsrückstand des französischen *faculté*-Systems gegenüber dem deutschen Nachbarn wettzumachen. Die symbolischen Produzenten können diese institutionelle Differenzierungslogik zwischen „etablierten Zentrum“, repräsentiert durch die ehrwürdige *Université de Paris*, die etablierten Akademien und den *facultés* der Provinz, und „peripheren Institutionen“ wie *Collège* und *Ecoles* nicht ignorieren; der mal mehr, mal weniger schwelende Konflikt zwischen den „etabliert-traditionellen“ und den „marginal-revolutionären“ Produzentenfraktionen, zwischen intellektuellen „Etablierten“- und „Außenseiter“-Subjektivitäten wird durch diese institutionelle Struktur des Felds gestützt.

Die Unterscheidung nach einem akademischen und einem peripheren Pol akademischer Institutionen im akademischen Feld geht in der Regel weniger mit einem Gefälle des objektiven Kapitalvolumens als mit unterschiedlichen Zusammensetzungen der Kapitalarten einher. Die Macht der symbolischen Produzenten „akademischer Institutionen“ basiert tendenziell in höherem Maße auf der Möglichkeit, Einfluss auf die Positionen anderer Produzenten im akademischen Feld auszuüben, etwa durch die Besetzung von Stellen, die Führung von Laboratorien, die Einrichtung von Studiengängen, die Rekrutierung von Nachwuchs, wohingegen die Produzenten in „peripheren Institution“ tendenziell stärker hohes symbolisch-kulturelles Kapital aufweisen. Während „periphere Institutionen“ wie das *Collège de France* oder die *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales* (bis 1975 *Ecole Pratique des Hautes Etudes*), die »force de frappe intellectuelle« Frankreichs (Hamon und Rotman 1985: 40), über höheres wissenschaftlich-symbolisches Prestige verfügen als „akademische Institutionen“ wie etwa die weniger bedeutenden Pariser Universitäten, geschweige denn die Fakultäten der Provinz, sind „grands établissements“ wie das *Collège* jedoch in einem Punkt klar benachteiligt: Die Produktion und Reproduktion des akademischen Nachwuchses konzentriert sich auf die „akademischen Institutionen“, die die akademische Qualifikationen – von der *maîtrise* (Diplom-, Magisterabschluss) über die *thèse* (Promotionen) zur *thèse d’Etat* (Habilitation) bzw. *habilitation* – vergeben und damit die Reproduktion des akademischen Nachwuchses kontrollieren.

Produzenten, die wie viele Vertreter der theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion kaum eine institutionelle Basis in den Universitäten und ihren Zirkeln haben, bleiben die Türen in der Regel verschlossen. In der Tat gelingt es diesen Produzenten zu keinem

---

<sup>132</sup> Für die Geschichte des französischen Bildungssystems bis zum ersten Weltkrieg vgl. Weisz (1983: 18-29), Schriewer (1972: 20-95), Moody (1978).

Zeitpunkt, sich in den Universitäten zu etablieren. Ihre intellektuelle Hegemonie geht fast ausschließlich von nicht-universitären Positionen aus, besonders von den großen Forschungseinrichtungen wie der *Ecole Pratique des Hautes Etudes*, dem *Collège de France* oder der experimentellen Universität *Vincennes*. Diese Positionen gewinnen in den sechziger Jahren angesichts der Wachstumskrise pädagogischer Beziehungen ein relativ hohes symbolisches Gewicht, und eine kleine Gruppe von Produzenten vermag das intellektuelle Feld von diesen „peripheren“ Positionen aus zu hegemonialisieren. Diese singulären Einrichtungen, allen voran das *Collège de France* und die *Ecole Pratique des Hautes Etudes*, die sich primär der Forschung widmen und für die Konjunktur der *sciences humaines* eine so entscheidende Rolle spielen, sollen im Folgenden dargestellt werden.

Seit seiner Gründung sollte das *Collège* den besten Geistern Frankreichs die Freiheit garantieren, ihren Forschungsinteressen unabhängig von pädagogischen Verpflichtungen nachzugehen, und das auf Lebenszeit. In dieser Freiheit von pädagogischen Zwängen – die Professoren des *Collège* müssen lediglich eine ihre aktuellen Forschungsinteressen reflektierende Vorlesung pro Jahr anbieten – liegt aber auch die eigentümliche Schwäche gegenüber den Konkurrenten der Sorbonne begründet: Das *Collège* vergibt keine Abschlüsse, jede frei werdende Stelle muss neu geschaffen werden, und es können sich keine Schulen bilden. Die Vorlesungen der Professoren richten sich zwar an ein breites öffentliches Publikum, nicht aber an einen eigenen Nachwuchs, der Diplome erwerben und das intellektuelle Projekt des Meisters fortführen könnte. Sicher ist einigen ihrer Vertreter der Aufbau eines eigenen akademischen „Stalls“ gelungen, doch nur infolge der Akkumulation verschiedener anderer Positionen, die die Möglichkeit, die akademischen Qualifikation des eigenen Nachwuchses zu zertifizieren, einschließen. Anders als die Universitäten, die ihren Nachwuchs autonom reproduzieren können, schließt die spezifische Rekrutierungspraxis des *Collège* die Entstehung von Generation zu Generation verfestigter „Erbhöfe“ faktisch aus, und zwar, weil jeder neue *Collège*-Professor von der Gesamtheit der anderen Professoren kooptiert werden muss. So muss der mit dem Ausscheiden eines Professors vakant gewordene Lehrstuhl mit jeder Ausschreibung inhaltlich neu definiert werden. Die Professoren müssen sich in einem ersten Wahlgang auf die thematische Ausrichtung des neu zu gründenden Lehrstuhls einigen – eine Entscheidung, die allerdings immer schon mit Blick auf die zur Wahl stehenden Kandidaten gefällt wird. Dieser Rekrutierungsmechanismus, die interdisziplinäre Zusammensetzung des *Collège* und der Zwang zur inhaltlichen Neudefinition jedes freigewordenen Lehrstuhls bedeuten, dass die „Platzhirsche“ der stärker disziplinar organisierten Universitätskultur nicht notwendigerweise die größten Chancen haben müssen. Es kommen gerade auch diejenigen zum Zuge, deren Projekte eine gewisse interdisziplinäre und auch öffentlichkeitswirksame Breitenwirkung aufweisen (z.B. Claude Lévi-Strauss, Michel Foucault, Roland Barthes, Pierre Bourdieu), was wenn auch nicht

notwendige, so doch latente Konflikte zwischen dem *Collège* und den mandarinal organisierten Disziplinen der Universitäten nahe legt.

Wie im *Collège de France* werden auch in der *Ecole Pratique des Hautes Etudes* (deren berühmte VIe section 1975 in *Ecoles des Hautes Etudes en Sciences Sociales*, EHESS, umbenannt wird) hohe symbolische Anerkennung mit relativ geringer *institutioneller* Macht verbunden – eine Beobachtung, die jedoch angesichts des *cumul* vieler Produzenten, der Häufung von Positionen in verschiedenen Institutionen, mit vielen Ausnahmen einhergeht<sup>133</sup>. Die „peripheren“ Institutionen sind „marginal“ nur mit Blick auf die Kontrolle ihrer eigenen pädagogischen Reproduktion<sup>134</sup>. Mit Blick auf die Rekrutierungsmöglichkeiten der EHESS stellt Revel fest: »La souplesse de ses conditions de recrutement lui permet en outre de faire librement appel à des spécialistes dont le cursus et la forme des travaux ne correspondent pas toujours aux règles académiques communes.«<sup>135</sup> (Revel 1996: 23). Wegen der relativen Bedeutungslosigkeit pädagogischer Reproduktionsaufgaben sind diese Institutionen in der Phase ihrer Expansion gegenüber externen Produzenten relativ offen und eignen sich insbesondere als Ort der Ausbildung „marginaler“, „brillanter“ und „innovativer“ akademischer Subjektivitäten. »Because they were the only ones that permitted reconciliation of intellectual radicality with academic respectability« (Kauppi 1996: 138), beheimaten diese peripheren Institutionen viele der Produzenten, die in der *sciences humaines*-Hochkonjunktur des spätmodernistischen Repräsentationsregimes intellektuelle Pontifikate errichten sollten. Lévi-Strauss, Foucault, Barthes, Eco, Bourdieu sind Professoren am *Collège de France*; Barthes, Kristeva, Eco, Genette, Greimas, Bourdieu, Derrida, Certeau finden zeitweise ihre Heimat an der *Ecole des Hautes Études*; Althusser, Foucault, Derrida, lehren als Tutoren bzw. *caïmans* an der *Ecole Normale Supérieure*, die Mitte/Ende der sechziger Jahre auch Lacans Seminar beherbergt. Dazu bemerkt Pavel, dass »la vague structuraliste a beaucoup dû à la rivalité qui opposait ces institutions à l'Université.«<sup>136</sup> (Pavel 1993: 12). Zu diesen peripheren Regionen des akademischen Felds können auch die neuen experimentellen Universitäten von Vincennes<sup>137</sup> und Nanterre gezählt werden, wo politisch und theoretisch radikalisierte Denker

---

<sup>133</sup> Nach Revel ist 1966 ein Drittel der *directeurs d'études* der EHESS »cumulants«, wenn auch mit abnehmender Tendenz (Revel 1996: 22). Ein ähnliches Phänomen gilt sicher auch für das *Collège*.

<sup>134</sup> Mit Blick auf die 6. Sektion der EHESS verdeutlicht Kauppi die Konsequenzen dieser Inszenierung akademischer Marginalität für die Ausbildung intellektueller Netzwerke: »What does it [the term "marginal"] mean in this context? To start with, no degrees were required at this time in order to attend lectures at the *École Pratique des Hautes Études*, on contrast with the dominant University of Paris. Then we take into account the importance in France of the para-academic intellectual and artistic circles and the various and the various cliques, salons, journals, and so on where the cultural heroes of the moment are born, we can say that the section was structurally positioned in such a way that it favored face-to-face contacts between academics and writers, bridging the gap between academic and literary networks.« (Kauppi 1996: 72).

<sup>135</sup> »Die Flexibilität ihrer Rekrutierungsmöglichkeiten erlaubt ihr darüber hinaus, sich um Spezialisten zu bemühen, deren Studium und Qualifikationen nicht immer den normalen akademischen Regeln entsprechen.«

<sup>136</sup> »die strukturalistische Welle zu einem erheblichen Ausmaß der Rivalität geschuldet war, die diese Institutionen und die Universität gegenüberstellte.«

<sup>137</sup> Vincennes ist die einzige französische Universität, die kein Abitur verlangt. Sie galt Ende der sechziger Jahre

wie Deleuze, Baudrillard, Foucault, Lyotard und ein großer Teil der Lacan-Schule akademische Positionen besetzen. In diesen von klassischen personal-pädagogischen Beziehungen und formalen Zertifizierungen weniger dominierten Regionen des Felds können sich profilierte, charismatische und eigenständige Schöpfersubjektivitäten leichter ausbilden und halten als einflussreiche Wissenschaftsmanager, Lehrbuchschreiber oder Exegeten und Verwalter vergangener Werke.

Was die Beziehungen zwischen den symbolischen Produzenten noch stärker markiert als die Unterscheidung von *Ecoles* und Fakultäten bzw. Universitäten, ist das starke Gefälle zwischen der Hauptstadt und dem Rest des Lands. Kein symbolischer Produzent kann die Bedeutung von Paris als die Kulturmetropole schlechthin ignorieren. In Paris konzentrieren sich die wichtigsten Institutionen und Positionen, die das Feld symbolischer Produktion in Frankreich insgesamt ausrichten. Die Positionen in Paris sind besonders begehrt (und besonders knapp), und es kam (und kommt) vor, dass untergeordnete Positionen an Pariser Gymnasien Lehrstühlen in der Provinz vorgezogen werden, weil letztere keinen wirklichen Zugang zum intellektuellen, politischen und kulturellen Geschehen der Zeit erlaubten (Karady 1986: 320). Die Zentralisierung des französischen Geisteslebens geht soweit, dass bis 1968 in Paris praktisch alle universitären Einrichtungen in dem kleinen Areal des *Quartier Latin* konzentriert waren, wo sich die *Sorbonne*, das *Collège de France*, die ENS und viele andere *Ecoles*, die Akademie, die EPHE, die Internate *Henri-IV* und *Louis-le-Grand*, sowie die wichtigsten Verlage, Bibliotheken, Buchläden, Zeitungen, Galerien, Kulturschaffenden und Künstler befinden. Hamon und Rotman weisen daher darauf hin, dass »[l]’intelligentsia est parisienne. La concentration dans la capitale de toutes les activités qui commandent la production et la circulation des idées incite les intéressés à y élire domicile. Seulement 4 des personnes interrogées vivent en province, 77 habitent Paris, et 19 la proche banlieue.«<sup>138</sup> (Hamon und Rotman 1985: 276). Auf kleinster Fläche zusammengedrängt befinden sich die symbolischen Produzenten in andauerndem Kontakt, der einen erhöhten Rhythmus der Abfolge von Moden und Trends diktiert und auf Grund der harten Konkurrenz und der gegenseitigen Exponiertheit zu permanenten Distinktionskämpfen führt.

So gruppieren sich die Einrichtungen des Systems der akademischen Institutionen um eine hierarchische Spitze, die „Sorbonne“ bzw. nach 1970 die Pariser Universitäten: »La Sorbonne représentait la clé de voûte de l’ensemble, dont dépendait la carrière des professeurs comme des étudiants : la plupart des disciplines étaient gouvernées par un mandarin, tel Ernest Labrousse pour l’histoire économique, qui régents les postes d’enseignement et de

---

als besonders radikal, weshalb sie zunächst geschlossen und dann wieder aufgebaut wurde.

<sup>138</sup> »die Intelligentsia ist aus Paris. Die Konzentration aller Aktivitäten, die die Produktion und Verbreitung der Ideen beherrschen, der Hauptstadt veranlassen die Interessierten, dort ihr Domizil zu wählen. Nur vier der befragten Personen leben noch in der Provinz, 77 leben in Paris und 19 in den Vororten.«

recherche et les affectait en fonction de ses choix idéologiques et de ses goûts personnels.«<sup>139</sup> (Baverez 1993: 295). An der Spitze eines in hohem Maße disziplinar ausdifferenzierten Systems akademischer Institutionen stehen einige wenige Pariser Lehrstühle, von denen aus ganze Disziplinen nicht selten entscheidend beeinflusst werden können. Nur die Pariser Spitze kann weitreichenden Einfluss auf die Disziplinen ausüben und wirkt bisweilen auch an der Besetzung von Positionen in der Provinz mit. Die Lehrstuhlinhaber Pariser Universität(en) sind in den Agregations- und Promotionskommissionen des Landes überdurchschnittlich vertreten und können auf Karriereverläufe anderer Produzenten einwirken: »The rigorous demands of the academic system rewarded those able and willing to fulfill its norms. Having climbed the ladder to the top and been appointed to a chair the chaired professors had unique privileges. They enjoyed power in matters of appointment and dispensation of research funds, and they ruled over the rest of the professors in their field. They were the mandarins of the university, raised in the French tradition of education and upholding the system with its labyrinths of examinations and *concours*.« (Cohen 1978: 70). Der administrative Einfluss dieser „Mandarine“, kombiniert mit dem Recht auf die Vergabe akademischer Zertifikate und den Möglichkeiten der Gestaltung mittel- und langfristig angelegter pädagogischer Beziehungen, unterstützt die Ausbildung eines patronalen Systems mehr oder minder expliziter gegenseitiger Loyalitäten und Abhängigkeiten, das ein Beobachter folgendermaßen beschrieben hat:

Within each discipline, only the small number of posts at the University of Paris possessed prestige so that there was little competition within disciplines. Instead, disciplines were organized into groups or clusters, consisting of patrons who were the current occupants of the prestigious posts at the Sorbonne, surrounded by their disciples and followers. Other members of the cluster were located in less important institutions, such as provincial universities, *lycées*, or research institutes. These individuals depended for advancement, and often for the means to do their research, upon the patron and his influence in the system. Thus a few powerful patrons influenced affairs not only within their own departments but also in their disciplines and in the surrounding network of laboratories, research institutes, journals, government advisory boards, and fund-granting committees. As a result, they could effectively control the activities and the opportunities to produce innovative work of virtually all other members of their disciplines. (Frank 1977: 263f.)

Für eine erfolgreiche Karriere müssen neue Produzenten in existierende Netzwerke eintreten und sich ggf. aktiv um nützliche Beziehungen kümmern, die für die Erlangung höherer Positionen behilflich sein können. Die patronal-pädagogische Ökonomie des Systems

---

<sup>139</sup> »Die Sorbonne repräsentierte den Lebensnerv der Gesamtheit, von dem die Karriere von Professoren wie Studenten abhing. Die Mehrzahl der Disziplinen wurden von einem Mandarin regiert, so z.B. Ernest Labrousse für die Wirtschaftsgeschichte, der die Stellen in Forschung und Lehre beherrschte und diese je nach ideologischer Wahl und persönlichem Geschmack zuwies.«

akademischer Institutionen zeichnet sich durch die große Bedeutung personaler Beziehungen und Hierarchien aus, die ein Netz gegenseitiger Verpflichtungen schafft, das nicht selten auch durch die gewerkschaftliche Organisation der Produzenten gestützt wird<sup>140</sup>. Das Patronsystem bindet die Pariser Universität mit den Fakultäten in der Provinz zusammen. Bis weit ins 20. Jahrhundert sind die provinziellen *facultés* semi-universitäre Einrichtungen, in denen die Kandidaten eine *license* oder andere Zertifikate relativ geringen akademischen Werts erwerben, ohne ein strukturiertes, universitäres Kurs- und Vorlesungsprogramm zu genießen. Auf die Fakultäten für Medizin und Recht trifft diese Zustandsbeschreibung nicht zu, denn obwohl deren akademische Autonomie relativ gering ist, sind sie von hoher Bedeutung für die Reproduktion der „liberalen Professionen“. Die geisteswissenschaftlichen Fakultäten (*lettres*) vermögen dagegen weder die Lebensgrundlage des qualifikationsabhängigen Bürgertums zu sichern, noch ermöglichen sie autonome akademische Produktion und Reproduktion. Der Übergang zu den Gymnasien ist fließend, und lange Zeit gilt das *baccalauréat* als der wichtigere Abschluss. Im 19. Jahrhundert lehren viele *faculté*-Lehrstuhlinhaber gleichzeitig an den Gymnasien, und meistens bleiben sie auch nach ihrer Berufung im Sekundarbildungsbereich tätig. Die Dominanz der Gymnasiallehrer in den Fakultäten hat eine Reihe von Konsequenzen, die der Ausbildung einer autonomen, akademischen Produktionslogik entgegenstehen: Weder können die *facultés* die eigene Reproduktion autonom steuern und regeln, noch entsteht ein eigener autonomer Markt symbolischer Produkte (etwa integrierte Theorie- und Forschungstraditionen), die sich an die Koproduzenten des eigenen Felds richten und unabhängig von den Nachfragestrukturen nichtakademischer Öffentlichkeiten bestehen, wie etwa des Sekundarbildungssystems oder bildungsbürgerlicher Schichten. Besonders nach dem verlorenen Krieg von 1870 verschärft sich daher ein gewisses Gefühl der Konkurrenz bzw. Unterlegenheit gegenüber den Universitäten jenseits des Rheins, die sich seit den Humboldt'schen Universitätsreformen zu

---

<sup>140</sup> Vgl. Bourdieus Analyse der Prozesse und Mechanismen der Ausbildung patronaler Verhältnisse: »Dans toutes les situations où le pouvoir est peu ou pas institutionnalisé, l'instauration de relations d'autorité et de dépendance durables repose sur l'attente comme visée intéressée d'une chose à venir qui modifie durablement – c'est-à-dire pendant tout le temps que dure l'expectative – la conduite de celui qui compte sur la chose attendue ; et aussi sur l'art de *faire attendre*, au double sens de susciter, d'encourager ou d'entretenir l'espérance, par des promesses ou par l'habileté à ne pas décevoir, démentir ou désespérer les anticipations en même temps que par la capacité de freiner et de contenir l'impatience, de faire supporter et accepter le délai, la frustration continue des espérances, des satisfactions anticipées, inscrites comme quasi présentes dans les promesses ou les propos encourageants des garants, et indéfiniment reculées, différées, suspendues.« »In allen Situationen, wo die Macht wenig oder gar nicht institutionalisiert ist, beruht die Begründung von Herrschaftsbeziehungen und *dauerhaften* Abhängigkeitsbeziehungen auf der *Erwartung* als interessegeleitetes Wollen einer zukünftigen Sache, die das Verhalten desjenigen, der mit der erwarteten Sache rechnet, dauerhaft – d.h. während der ganzen Zeit, die das Hoffen dauert – modifiziert; und auch auf der Kunst des *Wartenlassens*, im doppelten Sinn des Hervorrufens, der Bestärkung und der Aufrechterhaltung einer Hoffnung, und zwar durch Versprechungen und durch das Geschick, die Antizipationen nicht zu enttäuschen, zu widerlegen und verzweifeln zu lassen, sowie durch die Fähigkeit, die Ungeduld zu bremsen und einzugrenzen, die Verzögerung, die andauernde Frustration von Hoffnungen auszuhalten und zu akzeptieren, von antizipierter Befriedigung, die als quasi anwesend in den Versprechungen und ermutigenden Äußerungen der Garanten eingeschrieben sind und unendlich verzögert, verschoben und aufgehoben werden.« (1984: 112ff.).

weitgehend autonomen Produktionsstätten akademischer Forschung und Lehre entwickelt hatten. Die französischen Fakultäten sollten erst sehr viel später, nämlich im Zuge der Geschehnisse des Mai 1968, die relativ autonome akademische Struktur der „modernen“ Humboldt’schen Universität annehmen.

Das Patronsystem mit seinen langfristigen, personalen Abhängigkeiten und die enge Verflechtung der Universitäten mit dem Sekundarsystem der Gymnasien befestigt einen besonderen Typ symbolischer Produktion: Statt eigenständiger Forschungsprojekte dominieren symbolische Produkte mit einer gewissen pädagogischen Orientierung. Handbücher, Nachschlage- und Überblickswerke, die primär der qualifizierten Reproduktion der akademischen Produzenten dienen und keinen Anspruch auf selbständige wissenschaftliche Produktion erheben, spielen in den *lettres* lange Zeit eine große Rolle. Der reproduktive, pädagogische Gestus, der mit dieser akademischen Orientierung einher geht, erklärt sich besonders in der Philosophie<sup>141</sup> durch den relativ hohen Anteil von Lehre gegenüber Forschung bei den universitären Produzenten und die Bedeutung der *agrégation* gegenüber dem Doktorat.

Die Agregation ist eine Art Staatsexamen, das den erfolgreichen Bewerbern direkt eine Lehrposition, sei es im Sekundarbereich, sei es in Forschung und Lehre, verschafft. Mit der Umwandlung und Zusammenfassung der *facultés* zu Universitäten (1968) sinkt die Bedeutung der Agregation, die keine selbständigen produktiven Forschungsleistungen verlangt, sondern allein einen breiten Überblick über die kanonischen Werke einer Disziplin abfragt. Doch gerade in den geisteswissenschaftlichen Bereichen mit langer akademischer Tradition (Philosophie, Literatur, alte Sprachen) werden auch heute noch eine signifikante Anzahl an Positionen qua Agregation zugewiesen. Die Agregation erfordert in der Regel eine lange, intensive Vorbereitung, in der der Kandidat sich das kanonische Wissen einer Disziplin aneignet und dieses prüfungsgerecht zu präsentieren lernt. Die beste Vorbereitung auf die Agregation ermöglichen einmal mehr bestimmte Einrichtungen der Hauptstadt, deren Repräsentanten in den entsprechenden Kommission überdurchschnittlich vertreten sind. Die Wissenschaftler, die den Weg der Agregation beschreiten, zeichnen sich in der Regel weniger durch Forschungs- als durch Lehrorientierungen aus. Wie das deutsche Staatsexamen prüft die Agregation in erster Linie mehr oder minder kanonisiertes Wissen; eigenständige Forschungsleistungen werden nicht belohnt.

Doch können sich entsprechend (in der Regel durch Promotion) qualifizierte Kandidaten auch direkt auf bestimmte akademische Positionen bewerben. Auch diese Positionen sind fest in pädagogische Beziehungen und patronale Reproduktionslogiken

---

<sup>141</sup> Vgl. Fabiani: »L’univers philosophique est entièrement organisé autour de la classe de philosophie, qui trouve sa place lors de la dernière année d’études secondaires; l’enseignement supérieur a pour mission essentielle de reproduire le corps professoral des lycées et collèges.« »Das philosophische Universum ist vollständig um die Philosophieklasse herum organisiert, die im letzten gymnasialen Jahr ihren Platz findet; die akademische Lehre

eingebettet. Obgleich der Rekrutierungsprozess vordergründig über die Mitwirkung nationaler Ausschüsse (wie dem *Comité Consultatif des Universités* bzw. dem *Conseil National des Universités*) höchst formalisiert ist und personale Loyalitäten so gut wie ausgeschlossen scheinen, setzt sich letztendlich meist die „lokale“ Ebene durch, das heißt, der *patron* und sein *cercle*, die ihren Nachwuchs zu reproduzieren versuchen. Bessert-Nettelbeck weist auf den entscheidenden Einfluss lokaler Entscheidungen hin: »Die kritische Schwelle ist die Wahl durch die Kollegen in der jeweiligen Universität, selbst wenn die Kandidatensuche die führenden Vertreter der Disziplin einbezieht. [...] In Provinzuniversitäten dagegen oder in Universitäten, in denen die jeweilige Disziplin eine geringe Rolle spielt, kann das CCU [*Comité Consultatif des Universités*, JA] einen größeren Einfluß haben.« (Bessert-Nettelbeck 1981: 222). Der hohe Einfluss lokaler Entscheidungen begünstigt die Entstehung von Netzwerken, für die das spezifische soziale Kapital der Mitglieder (Kontakte, Bekanntschaften, Loyalitäten, persönliche Verpflichtungen) eine wichtige Rolle spielt. Clark beschreibt die Funktionsweise dieser Zirkel (*cercles*), die von ein, zwei etablierten Professoren (*patrons*) geleitet werden und die die Karriere ihrer Mitglieder entscheidend befördern können:

Le cercle, qui ne revêtait aucun titre officiel, comprenait une douzaine de personnes qui partageaient un fond d'idées communes sur leur travail et qui s'étaient associées afin de faire progresser la recherche et l'enseignement dans un domaine particulier. A travers et par cette collaboration les membres du cercle espéraient aussi faire avancer leurs propres carrières. [...] Organisés autour d'un ou deux titulaires de chaires centrales – les « patrons » – soit à la Sorbonne, soit, mais plus rarement, au Collège de France, les autres membres du cercle poursuivaient leurs travaux dans un cadre bien moins prestigieux que celui où régnait le maître.<sup>142</sup> (Clark 1971: 21)

Auch nach der Abschaffung des Lehrstuhlsystems Ende der sechziger Jahre beruht dieses relativ geschlossene und patronal geprägte Reproduktionssystem der Universitäten auf Rekrutierungsmechanismen, die den etablierten Produzenten mit hohem administrativ-institutionellem Kapital große Einflussmöglichkeiten auf die Positionen und Karrieren der neu ins Feld eintretenden Produzenten geben.

Die mandarinale Wahl beruht auf der universitären Macht einzelner Professoren, die das Milieu ihrer Disziplin repräsentieren, meist ältere

---

hat als wesentliche Aufgabe, den Lehrkörper der Gymnasien zu reproduzieren.« (1988: 9).

<sup>142</sup> »Der Zirkel, der keinen offiziellen Titel trug, umfasste etwa ein Dutzend Personen, die einen gemeinsamen Ideenhintergrund bezüglich ihrer Arbeit teilten und die sich zusammenfanden, um die Forschung und Lehre in einem bestimmten Bereich voranzubringen. Über und durch diese Kooperation hofften die Mitglieder dieses Zirkels außerdem, ihre eigenen Karrieren zu befördern. [...] Die Mitglieder, die sich um einen oder zwei wichtiger Lehrstuhlinhaber, entweder an der Sorbonne, oder, seltener, am *Collège de France* – die „Patrone“ – organisierten, verfolgten ihre Arbeiten in einem deutlich weniger prestigereichen Rahmen als in dem, über den der Meister herrschte.«

Hochschullehrer, die die traditionellen Werte ihres Fachs verkörpern. Oder um die am häufigsten verwendeten Begriffe zusammenzutragen: Die „mandarins“ oder „patrons“ ziehen ihre „poulains“ (Fohlen) auf, die zusammen ihre „écurie“ (Stall) für das Rennen auf die Stellen und universitären Einfluß bilden. Mit gleichgesinnten Kollegen und deren Anhang, der „clientèle“, bilden sie eine „chapelle“, die darum kämpft, „l'élite“ zu sein. (Bessert-Nettelbeck 1981: 300)

Produzenten mit hohem kulturell-symbolischen, aber wenig sozial-institutionellem Kapital haben in diesem System wenig Chancen. Als 1971/72 die Rekrutierung des akademischen Nachwuchses mit einem Mal aufhört, wird es für externe Kandidaten so gut wie unmöglich, universitäre Karrieren anzustreben; gerade für die wenigen verbleibenden freien Posten werden „lokale“ Kriterien nun noch wichtiger (Bessert-Nettelbeck 1981: 227). Personale Loyalitäten und Abhängigkeiten nehmen nun wieder zu, und das akademische Subfeld findet im Laufe der Zeit wieder zu seiner alten Ordnung, den eingelebten Hierarchien und Traditionen und seiner disziplinären Verfassung zurück.

Der typische Karriereweg an akademischen Institutionen verläuft somit weitgehend innerhalb relativ geschlossener Zirkel, Institutionen und Disziplinen. Nicht nur die Reproduktion der Produzenten, auch die Produktion symbolischer Produkte orientiert sich in hohem Maße an den spezifischen Anforderungen der geschlossenen Ökonomie akademischer Institutionen. Für akademische Produzenten gibt es wenig Anreize, Profite außerhalb ihres institutionellen Kontexts zu sammeln. Die weitgehend geschlossene Produktions- und Reproduktionsökonomie der Universitäten, formal-bürokratisch definierte und personalpädagogisch verinnerlichte Hierarchien zwischen den universitären Positionen sowie disziplinäre Kodierungen und Exklusionen bedingen eine weitgehende Abhängigkeit der Produzenten von ihrer jeweiligen Institution und dem spezifischen sozialen Kapital, das sie als Mitglied bestimmter Netzwerke haben<sup>143</sup>. Die von ihren Produzenten akkumulierten Profite sind in hohem Maße ausschließlich mit den auf dem Markt akademischer Institutionen zirkulierenden symbolischen Gütern kompatibel, und die Position dieser Produzenten im Feld

---

<sup>143</sup> Vgl. Bourdieus Beschreibung des „weltlichen“ Machtpols des akademischen Felds: »Dominants temporellement – et économiquement – les occupants des positions de pouvoir les plus strictement fondées sur l'institution et limitées à l'institution, comme les jurys de grands concours ou le Comité consultatif, sont dominés du point de vue de la consécration proprement universitaire et surtout du point de vue de la notoriété intellectuelle (ils ne sont pratiquement pas traduits) ; couverts de lauriers scolaires (ils sont souvent lauréats du concours général, caciques de concours d'École normale ou d'agrégation), ils sont les produits accomplis de la dialectique de la consécration et de la reconnaissance qui attirait au cœur du système les plus inclinés et les plus aptes à le reproduire sans altération.« (»Als weltlich – und ökonomisch – Dominierende sind diejenigen, die die am strengsten durch die Institution begründeten und auf die Institution beschränktesten Machtpositionen besetzen, wie die Jurys der großen concours oder der Wissenschaftsrat, vom Gesichtspunkt eigentlich universitärer Weihung dominiert und v.a. mit Blick auf die öffentliche intellektuelle (sie werden praktisch nicht übersetzt). Als »Einserschüler« (sie sind oft die Sieger im allgemeinen concours, stehen oben auf dem concours der Ecole normale oder der Agregation) sind sie die vollendeten Produkte der Dialektik der Weihung und der Anerkennung, die diejenigen in das Herz des Systems anzieht, die am geneigtesten und am fähigsten sind, es ohne Änderung zu reproduzieren.«, Bourdieu 1984: 112).

fällt weitgehend mit ihrer formalen Stellung in ihrer jeweiligen Institution zusammen. Die Produkte, die in diesen Institutionen zirkulieren, dienen in der Regel zunächst der Erfüllung der in der Institution geltenden Reproduktionsvoraussetzungen („Qualifikationsarbeiten“, „Verlängerung der Publikationsliste“). Gerade auch diejenigen, die nicht durch Qualifikationsarbeiten wie der *thèse*, sondern durch eine Art Staatsexamen (*agrégation*) ihre Positionen erreichen, sind gehalten, sich auf die kanonisierten Traditionen der Institution einzulassen. Eine wichtige Rolle für die Schließung der Produktions- und Reproduktionsökonomie des Systems akademischer Institutionen spielt die Ausbildung einer disziplinär organisierten Arbeitsteilung. Die Ziehung disziplinärer Grenzen hilft den beteiligten Produzenten, für ihre Karrieren relevante von irrelevanten Produkten bzw. konkurrierende von nichtkonkurrierenden Produzenten zu unterscheiden. Disziplinen entstehen oft weniger als Konsequenz inhaltlicher Notwendigkeiten; wichtiger ist oft der Zusammenhang eines Pool universitärer Positionen, die eine kontinuierliche Versorgung des von den jeweiligen Inhabern reproduzierten Nachwuchses ermöglichen. Die Produzenten akademischer Institutionen sind in hohem Maße auf ihr spezifisches disziplinäres Subfeld verpflichtet und stellen ihre symbolische Produktion in der Regel nicht auf disziplinfremde Öffentlichkeiten ein.

#### 3.4.4 Die Krise der „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Theoriepontifikate

Im Laufe der siebziger Jahre werden die Anzeichen für das abnehmende Prestige der Propheten immer unübersehbarer. Mit dem abrupten Ende der Vermehrung der Positionen an den Hochschulen Mitte der siebziger Jahre setzt eine bürokratische Verfestigung und Reetablierung der akademischen Produktionsverhältnisse ein, und es trocknet der Markt freischaffender (Hoch-)Kulturproduzenten aus, was auf längere Sicht die Macht der FMS-Propheten untergräbt. Deren Strategie, durch die Kurzschließung einer komplexen, tripolaren Öffentlichkeitsstruktur des intellektuellen Felds symbolische Profite zu monopolisieren, geht in einer sich entdifferenzierenden Öffentlichkeit immer weniger auf. Die modernistischen und spätmodernistischen Repräsentationsregime werden schwächer und von einem „nach-modernistischen“ Repräsentationsregime abgelöst, das auf einer bipolaren Struktur zweier wieder stärker separierter Subfelder beruht, in denen sich „nach-modernistische“ Normalwissenschaftler einerseits und Journalisten, Berater und Technokraten andererseits gegenüberstehen.

Die Gründe, die in der Nachkriegszeit zu dem breiten öffentlichen Erfolg von einigen ihrer Absolventen geführt hatten, schlagen nun in ihr Gegenteil um: Die enorme Ausweitung des Hochschulsystems eröffnete den generalistischen Ex-Philosophen der ENS nur am Anfang, in der Zeit der tiefgreifenden Neuorientierung des Felds, den Erfolg in großen

Öffentlichkeiten und hohe öffentliche Profilierungsmöglichkeiten; mit der Durchsetzung systematischer, arbeitsteilig organisierter Forschung und der Reetablierung einer normalwissenschaftlichen Reproduktionsökonomie geht die Nachfrage nach intellektuellen Projekten mit umfassendem Orientierungsanspruch zurück. Nach der Abschwächung der Expansionsraten des akademischen Systems Ende der sechziger Jahre ist es nur eine Frage der Zeit, bis sich wieder die disziplinären Grenzen, Hierarchien und Ordnungen im akademischen Feld etablieren. Auch die Demokratisierungsbestrebungen der sechziger Jahren erweisen sich nicht als ein dauerhaftes Phänomen: »With few partisans for the reform law in either the university or at the ministry, it was easy for the university to lapse into its traditional mould [...] In the university, the mandarin system returned; although the old mandarins were ousted in 1968, a new set emerged in the decade that followed. The chair system, which was severely attacked in 1968, also returned, as did the *cours magistraux*, even though both systems were abolished by the 1968 law.« (Cohen 1978: 168f.).

Die Rekrutierung neuer symbolischer Produzenten im akademischen Subfeld reißt ab; bis 1986 sinkt etwa der Anteil der unter 35jährigen unter den Hochschullehrern in Philosophie auf unter 1%, der der unter 45jährigen auf 19,5% (Pinto 1987: 142). Ab Mitte der siebziger Jahre beginnt sich der Markt symbolischer Produkte wieder verstärkt an den Anforderungen und Rhythmen von disziplinär ausdifferenzierten „Normalwissenschaften“ zu orientieren. Im Laufe der siebziger Jahre, endgültig nach Mitterands Wahlsieg, werden die in den sechziger Jahren rekrutierten *assistants* und *mâitres assistants* zu Beamten auf Lebenszeit, und die Kategorie der befristet angestellten Nachwuchswissenschaftler läuft aus. Gleichzeitig tritt das ästhetisch-hochkulturelle Subfeld gegenüber den beiden anderen Subfeldern zurück, denn nicht nur das Gewicht des theoretisch-akademischen Subfelds erhöht sich; auch das medial-journalistische Subfeld verzeichnet durch die boomende Bild- und Massenkultur (Werbung, Fernsehen, Video, später Internet) dauerhafte Expansionsraten. Der Kollaps des ästhetisch-hochkulturellen Subfelds zieht für die intellektuellen Pontifikate den Verlust der modernistischen Referenzen nach sich: Während die modernistischen Reminiszenzen, die über die Startheoretiker in das akademische Feld Eingang gefunden hatten, allmählich verschwinden<sup>144</sup>, richten sich die ästhetischen Strömungen des medial-journalistischen Subfelds bald an dem Vorbild amerikanischer bzw. multinationaler Konzerne aus, die das modernistische Modell verdrängen<sup>145</sup>.

---

<sup>144</sup> Für Hamon und Rotman stellt sich diese Situation nach dem Ende von Existenzialismus und Strukturalismus folgendermaßen dar: Der Intellektuelle »se recroqueville, se replie sur l'institution, s'enferme dans la revue de sa caste, de sa spécialité, de son rang. Raymond Aron, dont Sartre et ses proches pourfendaient le quiétisme libéral, tient sa revanche.« (»duckt sich, zieht sich in seine Institution zurück, schließt sich in der Zeitschrift seiner Kaste, seines Spezialgebiets, seines Rangs ein. Raymond Aron, an dem Sartre und seine Freunde das liberale Duckmäusertum kritisierte, übt Revanche.«, Hamon und Rotman 1985: 207).

<sup>145</sup> Anders als in den USA gibt es in Frankreich in den Geisteswissenschaften keine abgrenzbare postmoderne Strömung; die postmoderne Wende beschränkt sich in Frankreich in der Regel auf den Bereich der Massenkultur.

Schon 1968, als die kurze aber heftige Effervescenz des Strukturalismus<sup>146</sup> ein abruptes Ende findet, scheint sich die Krise der neoavantgardistischen Theoriepontifikate erstmals anzukündigen. Außer Jean-François Lyotard und Gilles Deleuze hatten sich die meisten Vertreter der Fraktion theoretischer Neoavantgardisten Saussures Modell der strukturalen Linguistik in der einen oder anderen Form zu eigen gemacht, das nun angesichts der politischen Verwerfungen des Felds als zu nüchtern und technokratisch gilt (vgl. etwa die Einschätzung Croziers 1963: 540). Nach einer kurzen Renaissance der Sartre'schen Praxisphilosophie gelingt es der FMS-Fraktion Anfang der siebziger Jahre noch einmal, die intellektuelle Hegemonie im Feld wieder zurückzuerobern. Statt den „kartesianischen“ Richtungen der strukturalen Linguistik, dominieren nun jedoch „spontaneistische“ Tendenzen<sup>147</sup>, etwa die *philosophies du désir* von Lacan, Lyotard und Deleuze wie sie dann auch von *Tel Quel* verbreitet werden. Vormalis strukturalistische Theorie-Propheten versuchen nun ihre Assoziierung mit dem Strukturalismus zu lösen. Foucault wendet sich in seinen Werken und Interviews ab 1969 scharf gegen jede Identifizierung mit strukturalistischen Strömungen und führt eine stärker phänomenologisch inspirierte Machttheorie ein (vgl. 1969); Derrida ändert seinen Zungenschlag, indem er die strukturalismuskritischen Potentiale seiner hyperstrukturalistischen Dekonstruktions-Philosophie herausarbeitet (vgl. die Kritik Benvenistes in 1972a: 209ff.) und sich literarischen Produktionsformen (1974) annähert; Barthes vollzieht mit *S/Z* (1970) einmal mehr eine theoretische Wende und propagiert nun die Instabilität und Flüchtigkeit des Texts.

Doch mit der allmählichen Entdifferenzierung des Felds von einer tripolaren Struktur von theoretisch-akademischen, ästhetisch-hochkulturellen und medial-journalistischen Kreisläufe zu einer zweipoligen Struktur eines akademischem und eines journalistischen Kreislaufs wird die hegemoniale Position der FMS-Fraktion im Laufe der siebziger Jahre immer fragiler. So weist Régis Debray auf den Autonomieverlust intellektueller Produktion hin, der sich aus der Entdifferenzierung des intellektuellen Felds ergibt: »La recomposition interne du champ intellectuel renvoie d'abord à une nouvelle position du champ lui-même dans ses rapports avec les autres. Si son autonomie n'a jamais été absolue, son autonomie relative a considérablement diminué, en ce qu'il ne porte plus en, et ne produit plus par lui-même, ses instances de consécration.«<sup>148</sup> (Debray 1979: 120) An die Stelle unternehmerischer

---

<sup>146</sup> Besonders die drei Jahre 1965-1967 sehen eine Blüte bedeutender symbolischer Produkte, die die Methoden von Linguistik und Semiotik auf den Bereich der *sciences humaines* anwenden: Foucaults *Les Mots et les choses* (1966), Derridas *De la Grammatologie* (1967), Althusser's *Lire le capital* (1965), Benvenistes *Problème de linguistique générale* (1966), Bourdieus *Champ intellectuel et projet créateur* (1966), Greimas' *Sémantique structurale* (1966), Machereys *Pour une théorie de la production littéraire* (1966). In dieser Zeit beginnen auch die Mitschriften von Lacans Seminar zu zirkulieren. Kurze Zeit später folgen noch Baudrillards *Le système des objets* (1968) und Pêcheux's *Analyse automatique du discours* (1969).

<sup>147</sup> Vgl. zu diesem wiederkehrenden Gegeneinander dieser »deux archétypes [...] d'attitudes, de valeurs, de comportement« (Clark 1971: 30).

<sup>148</sup> »Die innere Umordnung des intellektuellen Felds bedeutet zunächst eine neue Position des Felds selbst in seinem Verhältnis zu den anderen. Seine Autonomie war niemals absolut, und seine relative Autonomie ist

„Selbständiger“ mit eigenständigem symbolischem Gesamtprojekt treten lohnabhängige „Profis“, d.h. Berater, Projektarbeiter und Technokraten, die über spezialisiertes, applizierbares Expertenwissen verfügen. Der avantgardistische Prophet und charismatische Generalist mit Allzuständigkeits- und Orientierungsanspruch wird nun kaum mehr nachgefragt. Die Krise spätmodernistischer Intellektualität erreicht Anfang der achtziger Jahre ihren Höhepunkt, als fast alle Startheoretiker der Nachkriegszeit in wenigen Jahren aus dem Feld ausscheiden: Der Großteil stirbt, so z.B. Sartre, Lacan, Barthes, Foucault, etwas später Deleuze; andere geraten in persönliche Probleme (z.B. Althusser, der seine Ehefrau ermordet) oder geben ihre neoavantgardistischen Subjekt-Positionen auf: Philippe Sollers wendet sich wieder dem Schriftstellertum zu; die Althusser-Schüler etablieren sich als akademische Produzenten; Tzvetan Todorov gibt die Produktion avantgardistischer Theorieprojekte auf.

Die Elitestudenten der ENS erleben ab Mitte der siebziger Jahre nicht nur einen öffentlichen Prestigeverlust; sie haben auch zunehmend Schwierigkeiten, akademische Positionen zu erringen: »There is no doubt that Normale is now going through a major crisis. The school's traditional *raison d'être* – the training of lycée professors – is more and more being questioned. Gone, it seems, are the days when graduates of the caliber of a Bergson or a Sartre were content to spend many years as lycée professors.« (Suleiman 1978: 38). Die Hegemonie der ENS wird jedoch auch von anderer Seite bedroht, und zwar seitens der *Ecole Nationale d'Administration* (ENA), die seit ihrer Gründung 1945 zu einer immer schärferen Konkurrentin für die ENS wird. Die Studenten der ENA werden in einem intensiven Kursus v.a. in Staats- und Verwaltungswissenschaften unterrichtet und zu technokratischen Führungskräften ausgebildet, die ohne philosophischen oder geisteswissenschaftlichen Hintergrund auskommen. Der Niedergang der ENS zeigte sich schon in dem massiven Konversionsdruck in den fünfziger und sechziger Jahren, der dazu führt dass eine ganze Generation von *normaliens* der Philosophie ihren Rücken kehrt. Mit dem Aufstieg der ENA verliert die ENS jedoch auch noch viele der besten Studenten, die sich nach ihrer *agrégation* um Aufnahme bei der ENA bemühen (Suleiman 1978: 38) oder sich gar nicht mehr für die ENS bewerben. Mitte der achtziger Jahre konstatieren Hamon und Rotman: »la République des normaliens est devenue celle des énarques.«<sup>149</sup> (Hamon und Rotman 1985: 32). Durch diesen Bedeutungsverlust im akademischen Sektor kehrt die ENS wieder zu der Funktion zurück, für die sie ursprünglich gegründet wurde, nämlich Philosophielehrer für das *lycée* hervorzubringen. Und angesichts der zunehmenden Stellenunsicherheit im akademischen Sektor und der zurückgehenden Bedeutung der Philosophie als Unterrichtsfach an *lycées* und Universitäten kann die Aufnahme an die ENS keinen beruflichen Erfolg und automatischen Aufstieg mehr garantieren.

---

erheblich gesunken, insofern als es nicht mehr von seinen Legitimierungsinstanzen abhängt und diese nicht mehr selbst hervorbringt.«

Schließlich wird die Hegemonie der klassischen ENS-Produzenten von dem Boom des medial-journalistischen Subfelds eingeholt und von dem neuen Typ des „Medien-Intellektuellen“ bedroht. Auch der Intellektuelle des „klassischen“ Typs zeigt hohe Präsenz im medial-journalistischen Feld, ergreift aber in der medialen Öffentlichkeit erst das Wort, wenn die akademische Legitimität zweifelsfrei erreicht ist (vgl. Pinto 1992: 100). Die intellektuellen Karrieren Sartres, Foucaults und Bourdieus belegen diesen Vorrang akademischer Legitimität in auffälliger Regelmäßigkeit: keiner dieser Produzenten gilt vor Vollendung des 40. Lebensjahrs als besonders politisch interessiert, geschweige denn politisiert; die Politisierung der intellektuellen Projekte beginnt erst, wenn es darum geht, in den großen Öffentlichkeiten des medial-journalistischen Subfelds Position zu beziehen. Die Positionierung als öffentlicher Intellektueller mit politisch-moralischer Sprachrohrfunktion schaltet die Bedeutung des erworbenen akademischen Kapitals dabei nicht aus, denn die medial-journalistischen Interventionen, die die symbolischen Profite dieser Intellektuellen z.T. enorm nach oben treiben, müssen vor dem Hintergrund der Autonomie gesehen werden, die ihnen ihre akademische Legitimität verleiht. Ihre öffentliche Wirkung als „Intellektuelle“ setzt voraus, dass sie im Namen wissenschaftlich-intellektueller Autonomie auftreten. Anders dagegen die „Medien-Intellektuellen“: Seit den siebziger Jahren gehen immer weniger Produzenten den Umweg über solide akademische Karrieren und wenden sich nach dem Vorbild Bernard-Henri Lévys direkt zu Medien und Journalismus. Louis Pinto nennt diesen neuen Typ intellektueller Produzenten »mass-media-intellectuals«, die »have gone so far as to invert the usual order of the phases completely, beginning their careers as journalists or essaysists and becoming academics later«. Diese »‘mass media intellectuals’ are characterized by a reshuffling of the different phases in the process of accumulation of cultural capital and by placement in highly visible positions in journalism and major public debates.« (Pinto 1992: 100f.). Anders als in den ersten beiden Jahrzehnten nach dem Krieg bieten sich intellektuellen Produzenten im medial-journalistischen Feld nun immer weniger Chancen und Gelegenheiten, um im Namen intellektueller Autonomie zu intervenieren. Debray unterstreicht diesen Autonomieverlust für intellektuelle Produzenten im medial-journalistischen Feld, indem er für die Periode seit 1968 („le cycle média“) die folgenden zwei Tendenzen ausmacht: »1) les diffuseurs de la pensée sont dissociés des producteurs, 2) les diffuseurs déterminent non seulement le volume mais la nature de la production.«<sup>150</sup> (Debray 1979: 136). Für intellektuelle Karrieren bedeutet dies, dass der langfristige Erwerb akademischer Legitimation gegenüber dem schnellen Zugang zu großen Öffentlichkeiten, wie er Journalisten offen steht, an Attraktivität verliert. Dazu bemerken Hamon und Rotman:

---

<sup>149</sup> »die Republik der *normaliens* ist jene der *énarques* geworden«

<sup>150</sup> »1) diejenigen, die das Denken verbreiten, sind von den Produzenten getrennt, 2) diejenigen, die es verbreiten, bestimmen nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität der Produktion.«

[i]l n'est guère étonnant que cette orientation soit de nature à séduire des jeunes universitaires qui, bien que munis des sésames indispensables (l'agrégation), n'éprouvent aucune inclination pour le cursus rituel (la thèse). Nombre d'entre eux lorgnent les filières marginales, qui paraissent les condamner au *statu quo*. Ils compensent cette audience faible dans l'institution par une expression publique que *le Nouvel Observateur* est seul – *le Monde* n'accueille alors que les plus établis d'entre eux – à leur offrir. On doit donc souligner l'antériorité de l'accointance entre l'hebdomadaire et eux sur l'infléchissement puis l'accélération de leur carrière. Les « amis de l'*Obs* » ne sont pas un groupe de caciques qui ont prolongé par la pénétration dans un journal leur hégémonie universitaire. Ce sont des gens qui ont bénéficié « par surcroît », postérieurement à leurs choix initiaux, de l'expansion des sciences humaines et de l'excentration de l'Universitisation de pointe.<sup>151</sup> (Hamon und Rotman 1985: 233)

Auch die zunehmende Dominanz der Bildmedien (Fernsehen, Video, Werbung, Unterhaltungs- und Massenkultur etc.) untergräbt die Macht der intellektuellen Pontifikate von Modernismus und Spätmodernismus, deren Autonomie in der Regel auf einer hohen akademischen Legitimität beruht. Mit der Umstellung von Print- auf Bildmedien verlieren langfristige erworbene klassische Bildung sowie hochkulturelle und akademische Legitimität ihren Stellenwert – eine Entwicklung, die Gilles Deleuze, ein Vertreter der Startheoretikerfraktion, als »réaction fâcheuse« (»schreckliche Reaktion«) bezeichnet hat. Laut Deleuze »[l]es rapports de force ont tout à fait changé, entre journalistes et intellectuels. Tout a commencé avec la télé, et les numéros de dressage que les interviewers ont fait subir aux intellectuels consentants. Le journal n'a plus besoin du livre. [...] Les journalistes devenaient les nouveaux auteurs, et les écrivains qui souhaitaient encore être des auteurs devaient passer par les journalistes, ou devenir leurs propres journalistes.«<sup>152</sup> (Deleuze 1977: (4)). Die politische Petition, der moralische Aufruf, die intellektuelle Reflexion auf aktuelle politische Ereignisse (vgl. Sartre), spielt im Fernsehen nur noch eine kleine Rolle. Das Fernsehen verlangt vom symbolischen Produzenten eher rhetorische und präsentative Fähigkeiten als ausgefeilte Theoriegebäude und hochkulturelle Werke. Das Fernsehen nimmt

---

<sup>151</sup> »es ist kaum überraschend, dass diese Orientierung die jungen Akademiker verführt, die keinerlei Neigung für den rituellen Karriereweg (die Promotion) verspüren, obgleich sie mit unverzichtbaren Pfründen (die Agregation) ausgestattet sind. Zahlreiche unter ihnen sind auf die marginalen Zweige scharf, die sie zum *status quo* verurteilen. Sie machen dieses kleine Publikum in der Institution durch eine öffentliche Wirkung wett, den ihnen nur *le Nouvel Observateur* bieten kann – *le Monde* lässt damals nur die etabliertesten von ihnen zu. Man muss also betonen, dass die Nähe zwischen dem Magazin und ihnen der Beugung und dann der Beschleunigung ihrer Karriere vorausgeht. Die „Freunde des *Obs*“ sind keine Gruppe von Klassenbesten, die ihre universitäre Hegemonie durch die Wirkung in einem Magazin verlängert haben, sondern Leute, für die die Ausdehnung der *sciences humaines* und die ausufernde Akademisierung das Sahnehäubchen war, von dem sie profitieren, und zwar nach ihren ursprünglichen Karriereentscheidungen.«

<sup>152</sup> »haben sich die Kräfteverhältnisse zwischen Journalisten und Intellektuellen total geändert. Alles hat mit dem Fernsehen angefangen und den Ausstellungsnummer, die die Interviewer den Intellektuellen, die dies mitgemacht haben, zugemutet haben. Die Zeitung braucht nicht mehr das Buch. Die Journalisten wurden die neuen Autoren, und die Schriftsteller, die noch Autoren sein wollten, mussten an den Journalisten vorbei oder ihre eigenen Journalisten werden.«

weniger als Zeitungen (*Le Monde, Nouvel Observateur*) und insbesondere weniger als Zeitschriften (z.B. *Esprit, Tel Quel*) Rücksicht auf spezielle Teilöffentlichkeiten der intellektuellen Debatte; die akademische Legitimität der Produzenten kommt im Fernsehen nicht zur Geltung; ihre öffentliche Wirkung unterscheidet sich nicht von der von journalistischen Kommentatoren, Experten und Moderatoren.

Mit dem Sieg von Fernsehen und ENA öffnen sich symbolischen Produzenten schnelle Karrieren und große Öffentlichkeiten, ohne dass eine langfristig erworbene kulturelle und theoretische Bildung noch eine unumgängliche Bedingung für die Behauptung im intellektuellen Feld darstellt. Die *Nouveaux philosophes* – jenes intellektuelle Medienphänomen, das Mitte der siebziger Jahre den Beginn der Enttheoretisierung und Entpolitisierung des französischen Diskurses einleitet – und die zunehmende Bedeutung von akademisch legitimierten Politikberatern und journalistischen Experten zeugen von der Rückkehr zu einer zweipoligen Struktur des Felds, in der ein normalwissenschaftlich geordnetes akademisches Subfeld und ein großindustriell organisiertes Subfeld der Massenmedien wieder friedlich koexistieren. Nun dominieren neoliberale Theoretiker die intellektuelle Szene (vgl. Winock 1985a: 32), die mit den theoretischen Inhalten, der politischen Positionierung und dem intellektuellen Gestus der vorhergehenden Generation brechen. Indem sie sich auf liberale Humanisten wie Raymond Aron berufen, wird Respekt vor der freiheitlichen Grundordnung und der Unverletzbarkeit des Individuums eingefordert. Luc Ferry, der 2002 in einem liberal-konservativem Kabinett Minister für Jugend, Erziehung und Forschung wird, und Alain Renaut charakterisieren die gewandelte Stimmungslage folgendermaßen: »Chacun le perçoit aujourd’hui, l’esprit du temps (›les années quatre-vingt‹, comme on dit) se plaît à redécouvrir les vertus de la ›subjectivité‹: qu’il s’agisse du consensus retrouvé autour de la morale des droits de l’homme, ou de la revendication croissante, même à gauche, d’une autonomie de l’individu ou de la société face à l’État, tout semble témoigner actuellement du renouveau d’un certain nombre de valeurs qui, en apparence, pourraient sembler à l’opposé de 68.«<sup>153</sup> (Ferry und Renaut 1985: 16). In den achtziger Jahren rechnen jüngere Philosophen wie Ferry und Renaut mit den als „unverantwortlich“, „sektiererisch“ und „irrational“ empfundenen Projekten der sechziger und siebziger Jahre ab. Vermutlich hat der Wirbel, den die „Entdeckung“ von Heideggers Nazivergangenheit (Farias 1987; Ferry und Renaut 1988) auslöst, nicht unwesentlich mit den Versuchen zu tun, Theorie-Propheten wie Derrida, Foucault und Lacan zu disqualifizieren, die als Heideggerschüler gelten.

Mit dem endgültigen Kollaps des freischaffend-hochkulturellen Subfelds ist das Goldene Zeitalter modernistischer und spätmodernistischer Intellektueller zu Ende:

---

<sup>153</sup> »Jeder merkt es heute, der Zeitgeist (›die achtziger‹, wie man sagt) entdeckt die Tugenden der ›Subjektivität‹ wieder: sei es den wiedergefundenen Konsens um die Moral der Menschenrechte herum, sei es die zunehmende Forderung, sogar auf der Linken, nach der Autonomie des Subjekts oder der Gesellschaft gegenüber dem Staat. Alles scheint gegenwärtig die Wiederkehr einer bestimmten Anzahl von Werten zu bezeugen, die offensichtlich

Depuis 1980 environ, une conjonction de faits nous invite à considérer qu'un chapitre de l'histoire des intellectuels s'est achevé. [...] on doit prendre la mesure d'une série de nouvelles données qui ont concouru à mettre fin à l'âge d'or des « grands intellectuels »: le déclin de la littérature puis des sciences humaines au profit des sciences exactes et des savoirs techniques ; l'abaissement du prestige universitaire au bénéfice des nouveaux talents de communication (spectacle d'abord!) ; d'une manière générale la submersion de la culture écrite par les *mass media*. Bref la technocratie et le culte des images ont contribué à désacraliser les *mandarins*.<sup>154</sup> (Winock 1985a: 22).

Aber es gibt weitere Gründe, die ab Mitte der siebziger Jahre die Krise der spätmodernistischen Theorie-Pontifikate auslösen:

- 1) Nouveaux philosophes und Entmarxifizierung des intellektuellen Diskurses. Die Veröffentlichung der französischen Übersetzung von Solschenitsins *Archipel Gulag* (1974) läutet die Verabschiedung der französischen Linken von der marxistischen Hegemonie ein. Einer Gruppe von Essayisten unter Führung eines jungen *normalien* (Bernard-Henri Lévy), der ohne jeden akademischen Umweg direkt ins mediale Subfeld eintritt, gelingt es, die mediale Aufmerksamkeit (vermittelt über Fernsehsendungen wie *Apostrophes*) für eine Reihe von Essays über die einsetzende Desillusionierung der Linken zu fesseln. Der Erfolg dieser akademisch unterlegitimierten Produzenten ruft die spontane Ablehnung theoretisch-neoavantgardistischer Produzenten wie Deleuze hervor: »leur pensée est nulle. [...] Ils ont une nouveauté réelle, ils ont introduit en France le marketing littéraire ou philosophique, au lieu de faire une école.«<sup>155</sup> (Deleuze 1977: k.S.). Die sich abzeichnende Neuordnung des intellektuellen Felds lässt sich insbesondere an dem abrupten politischen Stimmungswechsel ablesen, für den besonders die von Philippe Sollers geführte Gruppe um die Zeitschrift *Tel Quel* als untrügliches Barometer fungiert. Nach einer Allianz mit der Kommunistischen Partei Ende der sechziger Jahre und der schwärmerischen Verehrung von Maos China Anfang bis Mitte der siebziger Jahre verabschiedet sich die Zeitschrift nun unvermittelt von der einst radikalen

---

auf der anderen Seite von 68 stehen.«

<sup>154</sup> »Seit etwa 1980 müssen wir auf Grund eines Zusammenspiels von Fakten davon ausgehen, dass ein Kapitel der Geschichte der Intellektuellen geschlossen wurde. [...] Man muss sich über die Reihe neuer Tatsachen klar werden, die zusammengekommen sind, um das goldene Zeitalter der „großen Intellektuellen“ zu beenden: der Niedergang der Literatur, dann der *sciences humaines* zugunsten der exakten Wissenschaften und des technischen Wissens; der Verfall des universitären Prestiges zugunsten neuer Kommunikationstalente (v.a. Spektaktel!); allgemein gesagt die Verdrängung der Schriftkultur durch die Massenmedien. Kurz gesagt haben die Technokratie und der Kult der Bilder dazu beigetragen, die *Mandarine* zu entweihen.« Hourmant beschreibt diese Entwicklung seit den siebziger Jahren als ein »basculément en profondeur qui vit disparaître une figure, celle de l'intellectuel maître-à-penser, et une attitude, le prophétisme politique.« (»tiefgreifender Umsturz, der die Figur des intellektuellen Meisterdenkers und die Haltung der politischen Prophetie verschwinden sieht.«, Hourmant 1997: 7).

<sup>155</sup> »ihr Denken ist nichts. [...] Sie weisen eine wirkliche Neuheit auf, sie haben das literarische oder philosophische Marketing in Frankreich eingeführt anstatt eine Schule zu gründen.«

politischen Rhetorik. Das Themenheft zu Amerika zeigt den Abschied von einer Ära an, in der politische Radikalität und theoretischer Neoavantgardismus Hand in Hand gehen, in der auf der einen Seite Derrida und Lacan als unumstrittene intellektuelle Autoritätsfiguren, auf der anderen Seite emblematische Führer der Linken wie Mao und Lenin gefeiert werden.

- 2) *Umbrüche im Publikationswesen*. Das Erscheinen von *Tel Quel* wird 1980 von Sollers eingestellt, nachdem die Auflage dieser Zeitschrift von 8 000 (1968) auf 5 000 (1980) gesunken war – bestimmte Hefte hatten Anfang der siebziger Jahre sogar eine Auflage von bis zu 20 000 erreicht. Der Einbruch der Verkaufszahlen für intellektuelle Publikationen zeigt sich aber auch an den etablierteren intellektuellen Periodika wie *Esprit* und *Les Temps modernes*, deren Auflagen im genannten Zeitraum von 12 000 auf 10 500 bzw. 10 000 auf 7 000 zurückgehen (Kauppi 1990: 82). Der Buchmarkt insgesamt, besonders der der *sciences humaines*, erleidet ebenfalls herbe Einbrüche<sup>156</sup>; die Verlage können an die in die Hunderttausende gehenden Auflagen von Lacans *Ecrits* und Foucaults *Les Mots et les choses* nicht mehr anschließen. In den *sciences humaines* fallen die Durchschnittsauflagen akademischer Monographien von 2 200 auf 700 (A.L. 1999). Selbst Institutionen wie *Presses Universitaires de France* haben seit den neunziger Jahren mit ernststen finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine Titel der Reihe *Que sais-je?* kann nur noch mit etwa 4 100 verkauften Exemplaren rechnen, was einem Rückgang um fast ein Drittel in wenigen Jahren gleichkommt (Crignon 1999). Bourdieu weist überdies auf die Konzentration und die zunehmend kurzfristigen, rentabilitätsorientierten Kriterien der Branche hin, die mit den langfristigen Erfolgsstrategien von Autoren mit Avantgarde-Anspruch nicht kompatibel sind: »Il reste que, de façon générale, la concentration s'accompagne d'une réduction du nombre et de l'autonomie littéraire des lieux de décision et qu'elle tend à livrer à des responsables financiers, peu portés à favoriser les investissements à

---

<sup>156</sup> Vgl. Das Interview mit Pierre Nora im *Nouvel Observateur*: »N.O. - Quel public vos collections avaient-elles, en 1970 ? P. Nora. - Double : universitaire et plus général. Les deux sont en voie de disparition. C'est surtout le socle culturel sur quoi reposait la réunion de ces deux publics qui s'est fracturé. Des disciplines entières sont revenues à leur isolement, comme la linguistique ou même la psychanalyse. D'autres se sont évanouies, comme la sociologie, mis à part le phénomène Bourdieu. L'histoire résiste, mais une discipline aussi classique en France que la critique littéraire a sombré corps et biens : hors de Starobinski, Bénichou, Fumaroli, point de salut. On aurait pu croire que la "fin des idéologies" aurait libéré les esprits ; elle les a refermés. Elle s'est d'ailleurs accompagnée d'un déclin très net des autorités intellectuelles au profit de personnalités qu'on n'attendait pas.« »N.O. – Welches Publikum hatten ihre Buchreihen 1970? P. Nora – Ein doppeltes: ein universitäres und ein allgemeineres. Beide sind dabei zu verschwinden. Der kulturelle Sockel, auf dem sich die beiden Öffentlichkeiten vereinigte, ist zerbrochen. Ganze Disziplinen sind wieder in Isolierung verfallen wie die Linguistik und sogar die Psychoanalyse. Andere sind verschwunden, wie die Soziologie, außer das Phänomen Bourdieu. Die Geschichte widersteht, aber eine in Frankreich so klassische Disziplin wie die Literaturwissenschaft ist mit Mann und Maus untergegangen: außer Starobinski, Bénichou, Fumaroli keine Überlebenden. Man hätte glauben können, dass das „Ende der Ideologien“ die Gemüter befreit hätte; es hat sie eingeschlossen. Es wird überdies von einem sehr deutlichen Niedergang intellektueller Autoritäten zugunsten von Persönlichkeiten, die man nicht erwartete, begleitet.« (Nora 1999: 132-134).

long terme d'une politique littéraire d'avant-garde, la gestion financière des ouvrages à cycle long aussi bien que des ouvrages à cycle court, favorisant ainsi [...] le triomphe progressif des produits à faible teneur littéraire et à large diffusion, sorte d'*universel littéraire* qui s'engendre, à la longue du temps, dans les échanges internationaux.«<sup>157</sup> (Bourdieu 1999: 22)

- 3) *Eine neue neoliberale Hegemonie*. Die umfassende Neuordnung des intellektuellen Felds lässt sich an der „silence des intellectuels“ festmachen – jener Serie in *Le Monde*, die im Sommer 1983 die politische Sprachlosigkeit der intellektuellen Elite zu dokumentieren versucht. Sicher markiert der Beginn der achtziger Jahre einen Einschnitt in der Geschichte intellektueller Produzenten in Frankreich; aber es handelt sich nicht um einen generellen Verlust intellektueller Macht. Denn mit dem Abstieg der theoretisch-literarisch-politischen Großpontifikate geht der Aufstieg eines neuen technokratischen Berater- und Expertentums einher. Vor allem Sozialwissenschaftler und Ökonomen bedienen nun nach dem Ende der spätmodernistischen Konjunkturen die steigende Nachfrage nach angewandtem Spezialistenwissen in staatlicher Planung und Verwaltung sowie in den Massenmedien. Im intellektuellen Feld schlägt sich diese Konstellationsverschiebung in dem Aufschwung neoliberaler Strömungen wieder, die mit Ferry/Renauts Attacke auf die als „68er-Ideologen“ bezeichneten „Anti-Humanisten“ (Foucault, Althusser, Derrida, Lacan, Bourdieu/Passeron, Deleuze) einsetzt (Ferry und Renaut 1985). Auch die Debatte um die „Enttarnung“ von Heideggers Nazi-Vergangenheit (Farias 1987; Ferry und Renaut 1988) ist vor diesem Hintergrund eines umfassenden Legitimitätsverlusts der intellektuellen Projekte der sechziger und siebziger Jahre zu verstehen. Eines der publizistischen Flaggschiffe dieser neuen Liberalen, die intellektuell vormals dominierte Produzenten wie Raymond Aron wiederentdecken, wird die 1980 von Pierre Nora gegründete Zeitschrift *Le Débat*. In der manifestartigen Einleitung der ersten Ausgabe konstatiert Nora den gewandelten Charakter intellektueller Macht: »L'intellectuel n'est plus un oisif, un rentier, il est devenu un fonctionnaire, un expert, un potentat administratif, libre même de ne pas utiliser son pouvoir, plutôt qu'un grand seigneur ou un bon bourgeois. Sa légitimité venait autrefois de rien devoir à l'État, c'est l'inverse aujourd'hui.«<sup>158</sup> (Nora 1980: 6). Den prophetischen, dogmatischen und grandiosen

---

<sup>157</sup> »Es bleibt, dass die Konzentration von einer allgemeinen Verringerung der Zahl und der *literarischen Autonomie* der Entscheidungsorte begleitet wird und dass sie dazu tendiert, sich den Finanzmanagern anzuliefern, die wenig geneigt sind, die langfristigen Investitionen einer literarischen Avantgarde, die finanzielle Regelung der lange und kurz zirkulierenden Werke zu unterstützen. Sie unterstützen dadurch den zunehmenden Triumph von Produkten mit schwachem literarischem Wert und großer Verbreitung, von einer Art *literarischen Universal*, das langfristig in den internationalen Handelsströmen entsteht.«

<sup>158</sup> »Der Intellektuelle ist kein Müßiggänger mehr, ein Rentier, er ist eher Beamter geworden, ein Experte, ein administrativer Potentat, der sogar die Freiheit hat, seine Macht nicht zu benutzen, als ein großherrschaftlicher Aristokrat oder ein guter Bourgeois.«

Projekten der Vergangenheit stellt Nora die „Verantwortlichkeit“, „Offenheit“ und „Konstruktivität“ der neuen liberalen Intellektuellen gegenüber. Die politische Funktion der Intellektuellen bestehe nicht mehr darin, geschlossene „Sekten“ zu gründen und verantwortungslose Fundamentalkritik zu üben, sondern sich auf die „ethischen“ Grundlagen liberaler Gesellschaften zu berufen.

- 4) *Der Erfolg der akademischen Philosophie in den Medien.* Die Dominanz liberaler politischer Theorien seit den achtziger Jahren findet auch in den Medien ihren Widerhall. Doch haben sich die Bedingungen für den medialen Erfolg theoretisch-akademischer Produkte gewandelt. Dominieren in den sechziger und siebziger Jahren allodoxe Projekte – jene, die den Bruch mit dem „großen Anderen“ (dem „bürgerlichen Mainstream“, den „etablierten Mächten“ etc.) inszenieren – finden nun v.a. besonders orthodoxe akademische Philosophien Eingang in die mediale Öffentlichkeit, insbesondere ethisch-moralphilosophische und liberal-politiktheoretische Produkte. Pinto weist hier auf das (scheinbare) Paradox hin, dass »le succès médiatique tend à renforcer l’académisme en favorisant les biens les plus conformes à la logique interne de reproduction scolaire, ceux-là mêmes que produisent et transmettent les membres les plus conformes de l’enseignement secondaire : pour parler avec recul de l’actualité, n’est-il pas profitable de mobiliser les ressources sûres et largement partagées de cette discipline scolaire?«<sup>159</sup> (Pinto 1994: 38). Die zunehmende Bedeutung von Moral und Ethik und die Retraditionalisierung der Philosophie lässt sich auch an der Entwicklung der Abiturthemen ablesen, die die Retablierung klassisch philosophischer Fragestellungen anzeigen: Der Anteil der Fragen, die klassische Autoren (Platon, Descartes, Kant) behandeln, steigt von 29,7% (1972) über 35,7% (1975) auf 40% (1980). Im selben Zeitraum sinkt der Anteil der Fragen im Bereich Naturwissenschaften/Epistemologie von 10,6% über 8,3% auf 1,1% und im Bereich *sciences humaines* von 7,4% über 8,3% auf 2,2% (Pinto 1987: 23). In dieser Entwicklung scheint sich das Bedürfnis der massenmedialen Öffentlichkeit nach „gesicherten“ moralisch-ethischen Fundamenten zu äußern: Die Philosophie wird wieder als erbauliche Ratgeberin gesucht.
- 5) *Das intellektuelle Pontifikat Bourdieus.* Auch der umfassende intellektuelle Erfolg Pierre Bourdieus, des Antipoden neo-liberalistischer Theorien, spricht für die These einer Entdifferenzierung des Felds von einer tripolaren zu einer bipolaren Struktur. Zwar kann Bourdieu nach Michel Foucaults Tod (1984) mit einer eigenen Zeitschrift (*Actes de la recherche en sciences sociales*) und einer großen *clientèle* gleichgesinnter Schüler und Forscher am ehesten beanspruchen, das vakant gewordene Pontifikat der

---

<sup>159</sup> »der mediale Erfolg tendiert dazu, den Akademismus zu befestigen, und zwar weil die Güter bevorzugt werden, die der internen Reproduktionslogik

theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion zu übernehmen. Doch fehlen Bourdieu trotz seiner Nähe zu Foucault und den Strukturalisten die modernistischen bzw. ästhetisch-hochkulturellen Referenzen, die die Fraktion der theoretisch-neoavantgardistischen Starproduzenten bis Ende der siebziger Jahre aufwiesen. Im Bereich des akademischen Subfelds repräsentiert den „nach-modernistischen“ Intellektuellen wohl kein Produzent besser als Pierre Bourdieu, der zwar wie Sartre und Foucault aus der *ENS* und der strukturalistischen Bewegung hervorgegangen ist, aber jede Anbindung an die modernistischen Ideologien des ästhetisch-hochkulturellen Subfelds gekappt hat. So markiert Bourdieu den endgültigen Übergang von dem Typus des einsamen, umfassend gebildeten (Privat-)Gelehrten mit spekulativen Tendenzen und literarischen Ansprüchen zu einem Produzententyp, der in großen, systematischen und kollektiven Forschungszusammenhängen arbeitet und auf die Hervorbringung empirisch erarbeiteten Wissens zielt. Anders als seine beiden Vorgänger Foucault und Sartre dirigiert Bourdieu eine große Mannschaft von ForscherInnen bzw. „Freunden“, für die er die theoretischen Linien entwirft, die es in der praktischen empirischen Arbeit anzuwenden gilt. Das Verhältnis von Bourdieu zu diesem Stab von universitären bzw. akademischen Mitarbeitern ist damit wesentlich stärker bürokratischen Mechanismen unterworfen als bei Foucault und erst recht bei Sartre, die keinen Wert auf die Bildung akademischer Schulen legten. Es ist wenig überraschend, dass Bourdieus Verankerung in den langfristigen Beziehungsstrukturen des akademischen Felds mit einer wesentlich höheren Kontinuität der theoretischen Linien einhergehen als im Falle eines „Mode“-Theoretikers wie Barthes. Indem Bourdieu nach seinem Eintritt in das *Collège de France* (1982) die seit der Dreyfus-Affäre wiederkehrende Strategie dominanter französischer Intellektueller fortsetzt, durch die Kreuzung von unterschiedlichen Produktionskreisläufen und Öffentlichkeiten die symbolischen Profite im intellektuellen Feld exponential nach oben zu treiben, ist er vielleicht der letzte Produzent des Felds, der einen pontifikalen Status im intellektuellen Feld erringt. Anders als in der Zeit um 1900 handelt es sich bei Bourdieu jedoch nicht um einen freischaffenden Literaten, sondern um einen akademischen Forscher und Theoretiker ohne jeden ästhetischen Orientierungsanspruch.

- 6) *Die internationale Bedeutung der FMS-Bewegung.* Doch auch wenn die Theorien der spätmodernistischen Theoriepropheten Ende der siebziger Jahre im intellektuellen Frankreich einen allgemeinen Wert- und Bedeutungsverlust erleben, beginnt nun ihr Aufstieg auf dem amerikanischen und internationalen Markt akademischer Güter. Die Reaktion Sollers' Anfang der achtziger Jahre auf die Neuordnung des intellektuellen Felds, seine ästhetische Rekonversion zu einem „respektablen“ Schriftsteller, wurde

schon erwähnt. Einen anderen Weg beschreitet seine Frau Julia Kristeva, die sich zunehmend an internationalen Märkten, v.a. der angloamerikanischen Welt, orientiert und schließlich eine Gastprofessur an *Columbia* erhält. Während in Paris die Konjunktur des theoretisch-neoavantgardistischen Felds Mitte der siebziger Jahre ihren Zenit überschritten hat, beginnt im amerikanischen Kontext die Konjunktur von (*French*) *Theory*. Barthes, Derrida, Lacan, Genette, Lévi-Strauss etc. treten erstmals 1966 auf dem französisch-amerikanischen Kolloquium der *Johns Hopkins University* vor einem amerikanischen Publikum auf, und ab Mitte der siebziger Jahre setzt eine breite Importbewegung der symbolischen Produktion dieser Starproduzenten in die amerikanischen *Literatur-Departments* ein, die in den achtziger Jahren ihren Höhepunkt erlebt. Zunächst erlebt Derrida einen kometenhaften Aufstieg durch seine Verbindung mit den sogenannten *Yale Critics* um Paul de Man, der Derridas Dekonstruktions-Philosophie in den literaturwissenschaftlichen Diskurs einführt. Dann folgt Ende der siebziger Jahre eine breite Rezeption Foucaults, der zu einer theoretischen Referenzgröße für die Etablierung der neuen Felder von Postkolonialismus, Kulturstudien und *Gay and Lesbian Studies* wird. Schließlich wird Lacan entdeckt und seit den achtziger Jahren von amerikanischen oder von für den amerikanischen Diskurs wichtigen Theoretikern wie Butler, Jameson, Bhabha, Laclau, Žižek u.a. rezipiert. Kristeva profitiert von diesem massiven Interesse an bestimmten französischen Theoriediskursen, die dazu beitragen, die amerikanischen *humanities* von einer geisteswissenschaftlichen auf eine text-, später kulturwissenschaftliche Orientierung umzustellen. So können einige der FMS-Propheten – wie Derrida (zunächst an *Yale University*, später an der *University of California, Irvine*), Foucault (u.a. *University of California, Berkeley*), Certeau (*University of California*) – die Auswirkungen der Krise des theoretisch-neoavantgardistischen Felds in Frankreich durch die rechtzeitige Umstellung ihrer symbolischen Produktion auf den amerikanischen Markt abfedern und sich dadurch von den Schwankungen ihres Heimatmarkts unabhängig machen. Die relative Unabhängigkeit gegenüber den Zwängen französischer Universitätsbürokratien, die große internationale Erfahrung (Foucault, Certeau) bzw. die nichtfranzösische Herkunft (Kristeva) erleichtern dieser Produzentenfraktion den dauerhaften Erfolg und die Kanonisierung ihrer Produkte auf dem internationalen Markt.

Diese Darstellung von Struktur und Geschichte des intellektuellen Felds in Frankreich konnte wichtige Aspekte nur streifen, so etwa die zahlreichen intellektuellen Trends und Moden in dem Jahrzehnt um 1970, die komplexe Geschichte der einzelnen Institutionen und die spezifischen Projekte der dominanten Produzenten des Felds. Doch soll diese Arbeit nicht als eine Geschichte des intellektuellen Felds in Frankreich verstanden werden; sie interessiert

sich in erster Linie für das diskursanalytische Problem der Artikulation von Feld und symbolischem Produkt, dem ich mich nun zuwende. Bevor die spezifischen hegemonialen Artikulationen des intellektuellen Diskurses der Zeit betrachtet werden können, müssen jedoch die Grenzen von Bourdieus Feldtheorie für die Diskursanalyse reflektiert werden. Indem mit Hilfe von Ernesto Laclaus Diskurs- und Hegemonietheorie die irreduzible Kontingenz des Diskurses hervorgestrichen wird, soll Bourdieus objektivistisches Struktur- und Feldverständnis hinterfragt werden und ein nichtdeterministisches Diskursmodell vorgestellt werden.

### 3.5 Die Grenzen des Objektivismus: von der Homologie der Strukturen zur Kontingenz hegemonialer Praxis

In diesem Abschnitt werden zunächst die Probleme aufgezeigt, die das Homologiepostulat und der objektivistische Strukturbegriff in Bourdieus Feldtheorie für die Diskursanalyse aufwerfen (3.5.1). Eine feldtheoretisch inspirierte Diskursanalyse kann das Feld nicht als eine „objektive“ Struktur von Positionen betrachten; sie muss jede Position vielmehr als das diskursiv stabilisierte Produkt diskursiver Ereignisse verstehen. Indem die Diskursanalyse die diskursive Konstitution des Felds thematisiert, verliert das Feld, mit Laclau gesprochen, den Charakter einer geschlossenen Struktur und wird zu einem konstitutiv offenen System von Differenzen. So soll ausgehend von Laclau und Mouffe begründet werden, inwiefern die Artikulation von Struktur und Ereignis auf der irreduziblen Kontingenz diskursiver Praktiken beruht (3.5.2). Während Bourdieu von der Kontingenz diskursiver Artikulationen abstrahiert, indem er mit vernähten Strukturen arbeitet, löst die Diskursanalyse die feldtheoretisch vernähten Strukturen des Diskurses wieder auf, indem sie die Spezifität der enunziativen Akte und diskursiven Positionsnahmen im Feld hervorhebt.

#### 3.5.1 Homologiepostulat und Strukturobjektivismus – die Feldtheorie und die Grenzen der strukturalen Logik

Die Stärke von Bourdieus Feldtheorie liegt in der differenztheoretischen Reartikulation des Problems sozialer Ungleichheit. So zielt Bourdieu auf eine Kartierung der Beziehungen zwischen den symbolischen Produzenten des Felds und deren Verortung in sozialstrukturellen und historischen Strukturen. So scheint Bourdieus Theorie symbolischer Produktion auf den ersten Blick mit der „französischen Schule der Diskursanalyse“ durchaus kompatibel zu sein, impliziert die Feldtheorie doch 1) einen differenztheoretischen Gegenstandsbezug, 2) die Kritik an Handlungs- und Subjekttheorien, 3) die Privilegierung großflächiger, institutioneller

Strukturen und Konfigurationen, 4) den kritischen, entmystifizierenden Gestus gegenüber den edlen und „interesselosen“ Werken symbolischer Produzenten und 5) einen reflexiven Wissenschaftsbegriff, der die sozialen Zwänge auf die symbolische Produktion von Wissenschaftlern und Intellektuellen betont.

Wie Saussure (vgl. 1962: 155ff.) konzeptualisiert Bourdieu das Feld als ein geschlossenes System von Differenzen. Angesichts der strukturalistischen Welle, die den Wiederaufbau der französischen Sozialwissenschaften in den sechziger Jahren begleitet, kann Bourdieus Nähe zum strukturalistischen Paradigma kaum überraschen. Wie der mittlere Barthes und der frühe Baudrillard gehört Bourdieu zu der Generation von Theoretikern, die das Modell der formal-strukturalen Linguistik zum Leitbild von Kultur- und Sozialwissenschaftlern erhoben haben. Wie Saussure plädiert Bourdieu für das »Primat der Relationen« und gegen das »Denken in Substanzen« (Bourdieu 1994: 10). Bourdieus Theoriegebäude führt das differenztheoretische Prinzip aus, wonach kein Element außerhalb der Unterscheidungen, die es definieren, Bedeutung trägt. Ein Element, das gleichsam selbstgenügsam für sich existiert, ohne in Differenz zu anderen Elementen zu treten, ist entweder unmöglich oder nur metaphysisch möglich. Es gilt das Prinzip der strukturalen Linguistik, dass »il n'y a que des différences sans termes positifs«<sup>160</sup> (Saussure 1962: 166).

Doch mit Blick auf eine feldtheoretische Unterfütterung der Diskursanalyse stellt sich die Frage, wie sich die Ebene des Felds und die des symbolischen Produkts artikulieren. Bourdieu löst dieses Problem, indem er eine Homologie von sozialen Positionen, individuellen Habitus und symbolischen Positionsnahmen postuliert und die Struktur des Felds wie einen Code objektiver Relationen betrachtet, aus dem die „objektive“ Signifikanz des symbolischen Produkts abgeleitet werden muss:

Armée de l'hypothèse de l'homologie entre les deux structures [des Raums von sozialen Positionen und des Raums der Werke, JA], la recherche peut, en instaurant un va-et-vient entre les deux espaces et entre les informations identiques qui s'y trouvent proposées sous des apparences différentes, cumuler l'information que livrent *à la fois* les œuvres lues dans leurs interrelations et les propriétés des agents, ou de leurs positions, elles aussi appréhendées dans leurs relations objectives : telle stratégie stylistique peut ainsi fournir le point de départ d'une recherche sur la trajectoire de son auteur et telle information biographique inciter à lire autrement telle particularité formelle de l'œuvre ou telle propriété de sa structure.<sup>161</sup> (Bourdieu 1992: 325)

---

<sup>160</sup> »es nur Differenzen ohne positive Terme gebe«

<sup>161</sup> »Mit Hilfe der Homologiehypothese der zwei Strukturen [des Raums von sozialen Positionen und des Raums der Werke, JA] kann die Forschung, indem sie ein Hin-und-Her zwischen den beiden Räumen und zwischen den identischen Informationen, die dort unter verschiedenen Deckmänteln geäußert werden, betreibt, Information anhäufen, die *zugleich* die gelesenen Werke in ihren Querverbindungen und den Merkmalen der Agenten liefern, oder ihrer Positionen, die ebenfalls in ihren objektiven Beziehungen erfasst werden: eine bestimmte stilistische Strategie kann somit den Ausgangspunkt für eine Erforschung des Weges ihres Autors und eine bestimmte biographische Information kann dazu anregen, eine bestimmte formale Besonderheit des Werks oder ein bestimmtes Merkmal seiner Struktur zu lesen.«

Aus diskursanalytischer Sicht ist das Homologiepostulat der Feldtheorie problematisch, weil es die Kontingenz diskursiver Produktion als individuelle Abweichungen und Zufälle theoriesystematisch ausschalten muss. Das Problem, das Bourdieus Feldtheorie für die Diskursanalyse aufwirft, besteht in einem reduktionistischen Symbol- bzw. Diskursverständnis. Der Bourdieu'sche Artikulationsbegriff basiert nicht auf der Kontingenz diskursiver Ereignisse, sondern postuliert die Homologie der Strukturen von Feld und Symbol. Die Struktur des Felds ist demnach objektiv; sie scheint gleichsam unabhängig von den artikulatorischen Praktiken, die sie konstituieren, zu existieren. Die Produktion symbolischer Güter kann die Strukturen des Felds, in dem produziert wird, nur bestätigen und wiederholen.

Dass die Verortungen, Positionsnahmen und Versubjektivierungen der Produzenten im Feld *spezifische* Aneignungen des sozialen Raums darstellen, darüber ist sich Bourdieu sehr wohl im Klaren, steht doch gerade der konkrete Gebrauch von Strukturen im Mittelpunkt der Habitus- und Praxistheorie. Die diskursanalytischen Möglichkeiten, die sich aus der Öffnung des Saussure'schen Modells für die pragmatischen Dimensionen von Ereignis und Gebrauch ergeben, nutzt Bourdieu indes nicht. Bourdieu unterstellt dem Raum sozialer Positionen eine vorsymbolische Objektivität, die unabhängig von den die Struktur des Felds konstituierenden diskursiven Ereignissen existiert. Wenn der einzelne Produzent aber schon durch seine soziale Position im Feld objektiv und erschöpfend definiert wird, wozu kann die Diskursanalyse dann noch gut sein? Wie muss Bourdieus Feldtheorie rekonzeptualisiert werden, um für die diskursanalytische Betrachtung fruchtbar zu sein? Wie können Bourdieus Homologie- und Widerspiegelungspostulate ausgehebelt werden und der Kontingenz artikulatorischer Praxis Rechnung getragen werden, ohne auf Bourdieus soziohistorische Repräsentationsangebote zu verzichten?

Die diskurstheoretische Problematisierung des Objektivismus der Feldtheorie orientiert sich nicht an dem Standardeinwand, Bourdieu berücksichtige die „Handlungsfreiheiten“ gesellschaftlicher Subjekte nicht ausreichend und mache die Subjekte zu Marionetten in einem deterministischen System sozialer Zwänge<sup>162</sup>. Diese Kritik, die dem Objektivismus Bourdieus mit handlungstheoretischen Freiheitspostulaten zu begegnen sucht, geht an der strukturalistischen Theorielogik Bourdieus vorbei, der es nicht um die

---

<sup>162</sup> Vgl. etwa die Bemerkungen Certeaus: »Ces textes de Bourdieu fascinent par leurs analyses et agressent par leur théorie.« [»Diese Texte von Bourdieu faszinieren durch ihre Analysen und stoßen durch ihre Theorie ab.«] Die Theorie postuliere » une réalité mystique, l'*habitus*, destinée à les ranger sous la loi de la reproduction. Les descriptions subtiles des tactiques béarnaises ou kabyles débouchent soudain sur des vérités assénées, comme s'il fallait à une complexité si lucidement poursuivie le contrepoint brutal d'une raison dogmatique.« (»eine mystische Realität, den Habitus, der dazu gedacht ist, sie (die Praktiken, JA) unter das Gesetz der Reproduktion zu stellen. Die subtilen Beschreibungen der béarnschen oder kabilischen Taktiken münden plötzlich in schwarzweißmalerische Wahrheiten, als ob auf eine so luzid durchgehaltene Komplexität der brutale Kontrapunkt eines dogmatischen Verstands nötig wäre.«, Certeau 1990: 94).

handlungstheoretische Dialektik von rigider Struktur vs. freiem Handeln geht, sondern um die Unterscheidung von Struktur vs. Differenz, für die das Subjekt („Freiheit“, „Kreativität“, „Intentionen“ etc.) eine notwendig metaphysische Kategorie darstellt. Das Problem liegt woanders, und zwar in der am klassischen Strukturalismus angelehnten Methodologie, wonach das einzelne Element als das Produkt eines Codes, einer Grammatik bzw., um Bourdieus Terminologie zu verwenden, eines Habitus fungiert. Wie die strukturelle Linguistik sprachlich individuelle Akte als Produkte einer transzendental-grammatikalischen Instanz (Langue) betrachtet, so begreift auch Bourdieu die sociosymbolische Praxis der Produzenten als das Produkt übergreifender Regelapparate. Bourdieus Objektivitätsanspruch gründet in der Postulierung eines solchen übergreifenden Codes, der vermittelt durch den Habitus Feld- und Symbolebene miteinander verkoppelt. Muss sich Bourdieu aus diesem Grund – also nicht, weil er die Freiheit des Handelnden nicht berücksichtigt, sondern weil er sich am Modell der formal-strukturalen Linguistik orientiert – das Etikett des Objektivismus gefallen lassen?

Bourdieu versucht der Skylla und Charybdis von Objektivismus und Subjektivismus mit Hilfe einer praxeologischen Erweiterung des Strukturalismus, der Habitusstheorie, zu entgehen. So kritisiert er an der Saussure'schen Linguistik und Semiologie, »le terrain par excellence de l'objectivisme«<sup>163</sup> (Bourdieu 1972: 164), dass sie »la langue comme objet autonome [konstituiert, JA], distinct de ses actualisations dans la parole, pour mettre au jour les présupposés implicites de tout mode de connaissance qui traite les pratiques ou les œuvres en tant que faits symboliques qu'il s'agit de *déchiffrer* et, plus généralement, en tant qu'œuvres faites plutôt qu'en tant que pratiques.«<sup>164</sup> (Bourdieu 1972: 167). Demnach ignoriert der Objektivismus die tatsächliche Praxis oder fasst sie als eine bloße Realisierung einer vorgegebenen Valenz:

l'objectivisme construit une théorie de la pratique (en tant qu'exécution) mais seulement comme un sous-produit négatif ou, si l'on peut dire, comme un déchet, immédiatement mis au rebut. [...] Bref, faute de construire la pratique autrement que de manière négative, c'est-à-dire en tant qu'exécution, l'objectivisme est condamné soit à laisser entière la question du principe de production des régularités qu'il se contente alors d'enregistrer, soit à réifier des abstractions, par un paralogisme consistant à traiter les objets construits par la science, qu'il s'agisse de la ›culture‹, des ›structures‹, des ›classes sociales‹, des ›modes de production‹, etc. comme des réalités autonomes, douées d'une efficacité sociale, capables d'agir en tant que sujets responsables d'actions historiques ou en tant que pouvoir capable de contraindre les pratiques.<sup>165</sup> (Bourdieu 1972: 169-171).

<sup>163</sup> »dem Terrain des Objektivismus schlechthin« (Bourdieu 1979a: 151).

<sup>164</sup> »die Sprache als autonomes, von seinen Aktualisierungen im Sprechen unterschiedenes Objekt entwirft, um die Voraussetzungen offenzulegen, die in einen jeden Erkenntnismodus eingehen, bei dem die Praktiken und Werke als symbolische Tatsachen, die es zu *entschlüsseln* gilt, und allgemeiner, mehr als fertige Werke denn als Praxisformen behandelt werden« (Bourdieu 1979a: 154).

<sup>165</sup> Wohl entwirft der Objektivismus eine Theorie der als Ausübung begriffenen Praxis, freilich nur als ein

Während Saussure die Parole als eine bloße Ausführung der Langue betrachtet und den individuellen Akt zu einem Zufallsprodukt der individuellen Aneignung herabstufte, betont Bourdieu »la parole [...] comme la condition de la langue«<sup>166</sup> (Bourdieu 1972: 168) und unterstreicht, dass »la langue ne peut être appréhendée en dehors de la parole, que l'apprentissage de la langue se fait par la parole et que la parole est à l'origine des innovations et des transformations de la langue«<sup>167</sup> (Bourdieu 1972: 168). Indem Bourdieu die in den Bereich der Parole abgeschobenen Phänomene gegenüber der Langue aufwertet, betont er den *situierten* Charakter einer Ausführung und den Zwang, eine Regel *spezifisch* anzuwenden. Während Saussures Langue-Modell von universal austauschbaren Lokutoren und Situationen ausgeht, rückt Bourdieu den „praktischen Sinn“<sup>168</sup>, das alltägliche Anwendungswissen der sozialen Akteure in den Blick. So steht der soziale Akteur in jeder Situation vor einem neuen, in seiner Spezifität unbekanntem Problem, das nur durch die praktische Applizierung von Praktiken der Vergangenheit und deren Übertragung auf eine neue Situation gelöst werden kann. Bourdieu konstatiert, dass die Anwendung von Saussures Modell einer transzendental-grammatikalischen Langue auf das soziale Leben in »son utilisation dans une certaine *interaction socialement structurée*«<sup>169</sup> (Bourdieu 1972: 168) seine Grenze findet<sup>170</sup>. So vermittelt der Habitus zwischen den objektiven determinierenden Strukturen des Felds und den Handlungsanforderungen spezifischer Situationen:

les structures qui sont constitutives d'un type particulier d'environnement [...] et qui peuvent être saisies empiriquement sous la forme des régularités

---

sogleich beiseite gelegtes Abfallprodukt seiner Konstruktion von Systemen objektiver Relationen. [...] Kurz, der Objektivismus ist, da er die Praxis nicht anders denn negativ, d.h. als *Ausübung/Ausführung* zu entwerfen vermag, dazu verdammt, entweder die Frage nach dem Erzeugungsprinzip gänzlich fallen zu lassen und sich mit deren Bestandsaufnahme zu begnügen, oder aber verdinglichte Abstraktionen dank eines Fehlschlusses hervorzubringen, der darin besteht, die von der Wissenschaft konstruierten Objekte wie ›Kultur‹, ›Struktur‹, ›soziale Klassen‹, ›Produktionsweisen‹ usw. wie autonome Realitäten zu behandeln, denen gesellschaftliche Wirksamkeit eignet und die in der Lage sind, zu handeln als verantwortliche Subjekte historischer Aktionen oder als Macht, die fähig ist, auf die Praxis Zwang auszuüben.« (Bourdieu 1979a: 157-159).

<sup>166</sup> »das Sprechen als Bedingung der Sprache« (Bourdieu 1979a: 154).

<sup>167</sup> »die Sprache nicht jenseits des Sprechens begriffen werden kann, das Erlernen der Sprache sich durch das Sprechen vollzieht und dieses sich auch am Ursprung der Innovationen und Transformationen der Sprache befindet« (Bourdieu 1979a: 155.).

<sup>168</sup> Vgl. (Bourdieu 1980).

<sup>169</sup> »der spezifischen Verwendung innerhalb einer besonderen, *sozial strukturierten Interaktion*« (Bourdieu 1979a: 155).

<sup>170</sup> So führt Bourdieu aus, dass »die bloße Kenntnis des *Codes* allein die praktisch vollzogenen Interaktionen nur mangelhaft zu beherrschen gestattet; tatsächlich hängt [...] die Bedeutung eines linguistischen Elements zumindest ebenso von außer- wie innerlinguistischen Faktoren ab, d.h. vom *Kontext* und von der Situation, in denen es zur Anwendung kommt: Alles hat den Anschein, als ob aus der Klasse der Signifikate, die abstrakt einer Phonie entsprechen, der Empfänger jenes ›auswählte‹, das ihm mit den von ihm spezifisch wahrgenommenen Umständen kompatibel erscheint. Womit gesagt ist, daß die Rezeption – aber zweifellos auch die Emission – zu einem wesentlichen Teil von der objektiven Struktur der Interagierenden abhängt (etwa Beziehungen der Konkurrenz oder eines objektiven Antagonismus, Macht- und Autoritätsbeziehungen usw.), von einer Struktur also, die die Form der unter spezifischen Umständen beobachteten Interaktionen vorschreibt [...].« (Bourdieu 1979a: 156)

associées à un environnement socialement structuré, produisent des *habitus*, systèmes de *dispositions* durables, structures structurées prédisposées à fonctionner comme structures structurantes, c'est-à-dire en tant que principe de génération et de structuration de pratiques et de représentation qui peuvent être objectivement ›régliées‹ et ›régulières‹ sans être en rien le produit de l'obéissance à des règles, objectivement adaptées à leur but sans supposer la visée consciente des fins et la maîtrise expresse des opérations nécessaires pour les atteindre et, étant tout cela, collectivement orchestrées sans être le produit d'un chef d'orchestre.<sup>171</sup> (Bourdieu 1972: 174f.)

An die Stelle einer transzendental-grammatikalischen Code-Langue (des „Dirigenten“) tritt der praxeologische Begriff des Habitus. Der Habitus repräsentiert das praktische Anwendungswissen, das es dem sozialen Individuum erlaubt, zwischen den objektiven Strukturen des sozialen Raums und den spezifischen Problemen konkreter Situationen zu vermitteln und für die je neuen Probleme der Situation „angemessene“ Lösungen zu finden. Die Kritik am Code-Modell, die Privilegierung von Sprechen gegenüber Sprache, die Betonung von Kontext und Situation mögen auf den ersten Blick als Indiz für eine pragmatische Fundierung von Bourdieus Feld-Habitus-Theorie erscheinen. Doch wird das Code-Modell wirklich in Frage gestellt? Sicher gelingt es Bourdieu, indem er die praktische Anwendung des Codes thematisiert, seinen Analyserahmen für die spezifischen Bedingungen einer Situation und eines Kontexts zu sensibilisieren und die Grenzen eines alles überwölbenden und transzendentalen sozialen Codes aufzuzeigen. Die Strukturierungsleistung eines übergreifenden Codes wird dadurch aber nicht in Frage gestellt; es wird ihm lediglich eine zweite Ebene kontextsensitiver Praxis zur Seite gestellt, die die spezifische Anwendung der durch den Code objektiv geregelten Strukturen regelt. Bourdieus praxeologische Erweiterung des Code-Modells kann somit analog zu Benvenistes Öffnung und Erweiterung der struktural-semiotischen um eine semantische Bedeutungsdimension verstanden werden. Auch Benveniste erweitert das klassische Modell der formal-strukturalen Linguistik um die Dimension von Kontext und „praktischer Anwendung“ („Enunziation“), ohne die Fundierung der Sprachwissenschaften in der Langue aufzugeben. Man kann daher kaum von einer „Überwindung“ des Saussure'schen Modells sprechen, läuft Bourdieus Habitus-Theorie doch lediglich auf dessen Erweiterung und Ergänzung hinaus, ohne die objektivistische Basis des klassisch-strukturalistischen Modells in Frage zu stellen. Dass Bourdieus praxeologisch differenzierte Habitus-Feld-Theorie weiter der objektivistischen, die

---

<sup>171</sup> »Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen [...], die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeiten gefaßt werden können, erzeugen *Habitusformen*, d.h. Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit andern Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ›geregelt‹ und ›regelmäßig‹ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein; die objektiv ihrem Zweck angepaßt sein können, ohne das bewußte Anvisieren der Ziele und Zwecke und die explizite Beherrschung der zu ihrem Erreichen notwendigen Operationen vorauszusetzen, und die, dies alles gesetzt, kollektiv abgestimmt sein können, ohne

Kontingenz soziosymbolischer Produktion unterlaufenden Theorielogik Saussures verpflichtet ist, zeigt sich an seiner Diskussion sozialer Bedeutung bzw. Signifikanz, die wie im klassischen Strukturalismus das „Entziffern“ bzw. „Entschlüsseln“ eines objektiven Codes voraussetzt. Für Saussure

Le médium véritable de la communication entre deux sujets n'est pas le discours comme donnée immédiate considérée dans sa matérialité observable, mais la langue comme structure de relations objectives qui rend possible et la production du discours et son déchiffrement [...] La ›compréhension‹ immédiate suppose une opération inconsciente de déchiffrement qui n'est pas parfaitement adéquate que dans le cas où la compétence qu'engage dans sa pratique ou dans ses œuvres l'un des agents ne fait qu'un avec la compétence qu'engage objectivement l'autre agent dans sa perception de cette conduite ou de cette œuvre ; c'est-à-dire dans le cas particulier où le chiffrement comme transformation d'un sens en une pratique ou une œuvre coïncide avec l'opération symétrique de déchiffrement.<sup>172</sup> (Bourdieu 1972: 165f.)

Über die Angleichung der Dispositionen kehrt das Modell eines transindividuellen Codes wieder, ein die Auseinandersetzung zwischen den symbolischen Produzenten organisierendes, gleichsam von unsichtbarer Hand geschaffenes Regelwissen. Diese über den Umweg der praxeologischen Habitus-Theorie erreichte Bestätigung des struktural-semiotischen Sinnverständnisses führt dazu, dass das Feld von der Kontingenz diskursiver Produktion freigehalten und als eine geschlossene Struktur objektiver Relationen verstanden werden muss. Die Verdrängung der Kontingenz soziosymbolischer Produktion, die Qualifizierung des irreduzibel Neuen eines Produkts als sozial insignifikante Praxis bzw. akzidentell-individuelle Parole, vereint Bourdieus Praxis-Habitus-Struktur-Theorie mit Saussures transzendental-grammatikalischem Langue-Parole-Modell.

Die Probleme, die sich aus Bourdieus Affinität zum strukturalistischen Theoriemodell ergeben, äußern sich auch in seiner Symboltheorie. Wenn für Bourdieu das symbolische Produkt eine Investition ist, von dessen Einsatz sich der symbolische Produzent bestimmte Profite verspricht, dann hängt der Wert des Produkts von den Ressourcen ab, die für ihre

---

das Werk der planenden Tätigkeit eines ›Dirigenten‹ zu sein.« (Bourdieu 1979a: 164f.).

<sup>172</sup> »ist das wirkliche Medium der Kommunikation zwischen zwei Subjekten nicht die Rede als die in ihrer sinnlichen Materialität betrachteten unmittelbare Gegebenheit, vielmehr die Sprache als Struktur objektiver Relationen, die gleichermaßen das Hervorbringen der Rede wie deren Entschlüsselung möglich macht [...]. Das unmittelbare ›Verstehen‹ setzt ein unbewußtes Verfahren der Entschlüsselung voraus, dem nur dort voller Erfolg beschieden ist, wo die Kompetenz beider: desjenigen, der sie in seiner Wahrnehmung dieses Handelns oder dieses Werkes objektiv einsetzt, zur Deckung kommt; mit anderen Worten dann, wenn die Verschlüsselung als Transformation eines Sinns in eine Praxis oder in ein Werk mit dem symmetrischen Verfahren der Entschlüsselung zusammenfällt.« Die deutsche Ausgabe fährt an dieser Stelle folgendermaßen fort: »Möglich und wirklich vollzogen wird das Verstehen, dieser Akt der Entschlüsselung, der sich als solcher erkennt, nur dort, wo der historisch geschaffene und fortbestehende Schlüssel, der den – unbewußten – Entschlüsselungsakt möglich macht, unmittelbar und vollständig vom wahrnehmenden Individuum (in Form kultivierter Disposition) beherrscht wird und im weiteren mit dem Schlüssel verschmilzt, der (in seiner Eigenschaft als kultivierte Disposition) das Hervorbringen des wahrgenommenen Verhaltens oder Werkes einst ermöglicht hat.« (Bourdieu

Produktion notwendig sind, und daher gründet die soziale Signifikanz des symbolischen Produkts in der „objektiven“ Struktur des Felds. Um die symbolischen Produkte eines Felds zu lesen bzw. zu „verstehen“, muss ihre soziale Signifikanz entschlüsselt werden: »la compréhension dans les formes resterait formelle et vide si elle n’était souvent le masque d’une compréhension plus profonde et plus obscure à la fois qui s’édifie sur l’homologie plus ou moins parfaite des positions et l’affinité des habitus«<sup>173</sup> (Bourdieu 1988: 110).

Inwiefern kann die soziale Signifikanz, die ein symbolisches Produkt angesichts der objektiven Relationen des Felds aufweist, aber *diskursiv* wirksam werden? Ist Bourdieus feldtheoretische Fundierung des symbolischen Produkts mit einer diskursanalytischen Problematik kompatibel? Das Problem an Bourdieus Symbolbegriff ist seine direkte Anbindung an die „objektive“, vorsymbolische Realität des Felds. Bourdieu geht von der objektiven Realität des Felds aus, von einer institutionell-ökonomischen „Infrastruktur“ von objektiv geregelten Beziehungen. Für Bourdieu existiert das Feld als eine Realität objektiver sozialer Positionen, und zwar ohne dass der spezifische diskursive Akt in seiner Ereignishaftigkeit reflektiert werden muss. Bourdieu geht es wie Saussure um Strukturen von Differenzen, Beziehungen und Relationen, um Strukturen, denen, wie Bourdieu immer wieder betont, eine „objektive“ Signifikanz zukommt: »En construisant l’ensemble fini et complet des propriétés qui fonctionnent comme des pouvoirs efficients dans la lutte pour les pouvoirs [...], le sociologue produit un espace objectif, défini de manière méthodique et univoque (donc reproductible) et irréductible à la somme de toutes les représentations partielles des agents«<sup>174</sup> (Bourdieu 1984: 30). In dieser Hinsicht weisen Bourdieus Kritiker in der Tat auf einen problematischen Punkt hin. Aus diskursanalytischer Sicht ist jedoch ein Modell problematisch, das den symbolischen Manifestationen eine stumme, objektive Realität vorsymbolischer Tatbestände gegenüberstellt. Für die Diskursanalyse sind das Soziale und das Symbolische zwei Ebenen, die unauflösbar miteinander verschränkt sind.

Indem Bourdieu die spezifische symbolische Manifestation einer in sich geschlossenen, vorsymbolischen sozialen Objektivität gegenüberstellt, setzt Bourdieu ein sozialwissenschaftliches Vorurteil mit langer Tradition fort. Schon Durkheim begreift das Symbol als die kollektive Sublimierung einer sozialen Objektivität<sup>175</sup>, aus der das Symbol

---

1979a: 152).

<sup>173</sup> »das Verständnis der Formen bliebe formal und leer, wenn es nicht oft die Maske eines zugleich tiefgreifenderen und obskureren Verständnisses wäre, das auf der mehr oder minder perfekten Homologie der Positionen und der Affinität der Habitus aufbaute.«

<sup>174</sup> »Indem er die endliche und vollständige Gesamtheit der Eigenschaften konstruiert, die als wirksame Kräfte in dem Kampf um die Kräfte funktionieren, [...] produziert der Soziologie einen objektiven Raum, der methodisch und eindeutig (also reproduzierbar) definiert wird und sich nicht auf die Summe aller Teilrepräsentationen der Akteure reduzieren lässt.«

<sup>175</sup> »In der Tat haben wir gesehen, daß das kollektive Leben, wenn es einen bestimmten Intensitätsgrad erreicht hat, das religiöse Denken erweckt, weil es einen Gärungszustand erregt, der die Bedingungen der physischen Tätigkeit verändert. [...] Um sich über diese außergewöhnlichen Eindrücke Rechenschaft zu geben, die er empfindet, verleiht er den Dingen, mit denen er in engster Beziehung steht, Eigenschaften, die sie nicht haben,

seine signifizierende Kraft bezieht. Laut Durkheim ist es die Funktion des Symbols, zwischen dem Profanen und dem Heiligen zu vermitteln. Es verbindet eine Welt des Geistig-Religiösen mit den irdischen-realen Verhältnissen, von der die symbolische Welt ihre soziale Signifikanz erhält. Aber wenn die materiale Ausdrucksgestalt des Symbols einen mehr oder minder fiktiven Charakter aufweist, muss sie dann nicht auf die Realität, die sie symbolisch spiegelt, objektiv zurückgeführt werden<sup>176</sup>? Muss der sozialwissenschaftlichen Tradition, die mit diesem Symbolbegriff arbeitet, dann nicht der Einwand entgegengehalten werden, sie stelle den Repräsentationen der Ideologie die Objektivität der wissenschaftlichen Erkenntnis gegenüber? Insofern auch Bourdieus Symboltheorie die Unterscheidung einer objektiven vorsymbolischen Realität und eines fiktiven symbolischen Ausdrucks aufrecht erhält, muss sie nicht von einem transzendentalen Wahrheitsbegriff ausgehen? Wenn sich wissenschaftliche Repräsentationen „realitätsadäquat“ abbilden müssen, wird der wissenschaftliche Beobachter dann nicht als ein Subjekt des Wissens und der Wahrheit installiert? Wenn jedoch das diskursive Ereignis selbst ein Bestandteil der Realität ist, die es darstellt und die Objektivität des Sozialen an der Kontingenz diskursiver Produktion ihre Grenze findet, kann man dann die vorsymbolische Ebene einer objektiven sozialen Realität weiter von jeder symbolischen Repräsentation freihalten? Um gleich einem Missverständnis vorzubeugen: Die Kritik an Bourdieus Objektivismus soll nicht auf eine Leugnung der Realität bzw. Objektivität gesellschaftlicher Ungleichheit hinauslaufen. Es geht vielmehr darum, das diskursive Ereignis, seine spezifische Temporalität, Kontextualität und Kontingenz als einen Tatbestand des Felds zu begreifen, als einen Fakt, über den sich das Feld notwendig konstituiert. Diese paradoxe Funktion des Diskurses als sowohl Akt wie auch als Fakt des Sozialen ist, was Bourdieus geschlossenen Strukturbegriff für die Diskursanalyse problematisch macht.

Doch ungeachtet der praxeologischen Bestätigung des formal-strukturalen Modells kommt auch Bourdieus Feldtheorie nicht ohne eine Reflexion der Enunziation und der Kontingenz des Diskurses aus<sup>177</sup>. So arbeitet Bourdieu in seinen späteren feldtheoretischen

---

Ausnahmekräfte, Tugenden, die die Gegenstände der täglichen Erfahrung nicht besitzen. Mit einem Wort: der wirklichen Welt, in der er sein profanes Leben lebt, stülpt er eine andere über, die gewissermaßen nur in seinem Denken existiert, der er aber, gegenüber der ersteren, eine Art höherer Würde zumißt. Sie ist also in doppeltem Sinn eine ideale Welt.« (vgl. Durkheim 1994: 565).

<sup>176</sup> Vgl. »comme le réel, le texte littéraire livre la structure, mais en la voilant et en la volant au regard. Par opposition, la science tente de dire les choses comme elles sont, sans euphémismes, et demande à être prise au sérieux, même lorsqu'elle analyse les fondements de cette forme tout à fait singulière d'*illusio* qu'est l'*illusio* scientifique.« (Bourdieu 1992: 458)

<sup>177</sup> Gerade Bourdieus Auseinandersetzung mit Austins Sprechakttheorie scheint die transzendental-grammatikalische Fundierung von Bourdieus Theorie symbolischer Produktion zu bestätigen. Indem Bourdieu den Sprechakten (bzw. Enunziationen) die sozialen „Bedingungen“ der Möglichkeit ihrer Ausübung gegenüberstellt, werden die „illokutionären“ Effekte der Enunziation auf den sozialen Kontext zurückgeführt: »La recherche du principe proprement linguistique de la ›force illocutionnaire‹ du discours cède ainsi la place à la recherche proprement sociologique des conditions dans lesquelles un agent singulier peut se trouver investi, et avec lui sa parole, d'une telle force.«<sup>177</sup> (Bourdieu 1982: 73).

Untersuchungen wie *Les Règles de l'art* mit einer Unterscheidung, die die Kontingenz des symbolischen Produkts anzuerkennen scheint: »Aux différentes *positions* [...] correspondent des *prises de positions* homologues, œuvres littéraires ou artistiques évidemment, mais aussi actes et discours politiques, manifestes et polémiques, etc. – ce qui impose de récuser l'alternative entre la lecture interne de l'œuvre et l'explication par les conditions sociales de sa production ou de sa consommation.«<sup>178</sup> (Bourdieu 1992: 321f., Hervorh. v. PB). Diese terminologische Umstellung auf die Unterscheidung von Position und Positions*nahme* kommt dem pragmatischen Grundsatz entgegen, wonach in der konkreten Praxis ein vorgängiger Code oder Regelapparat nie nur ausgeführt, sondern immer auch spezifisch angewandt wird. Indem Bourdieu die Akthaftigkeit der symbolischen Positions*nahme* hervorstreicht, kann das symbolische Produkt dann noch vorgegebene Valenzen realisieren? Wenn die symbolische Positions*nahme* etwas irreduzibel Neues in eine gegebene Beziehungsstruktur einführt, muss Bourdieus Festhalten am Homologiepostulat die Kontingenz symbolischer Produktion nicht unterlaufen? Wie können der Raum der Positionen, die differenzielle Struktur des Felds, und die Positions*nahme*, die je spezifische Hervorbringung von etwas *Neuem*, homolog sein?

### 3.5.2 Laclaus Diskurs- und Hegemonietheorie und die Kontingenz der Artikulation von Struktur und Ereignis

Die Probleme von Bourdieus Theorie symbolischer Produktion, die die Strukturen und Praktiken des Felds auf einen Code objektiver Relationen zurückzuführen sucht, können umgangen werden, wenn die sozialen und die symbolischen Ebenen eines Felds nicht im Sinne einer Homologie geschlossener Beziehungssysteme begriffen werden. Laclaus Diskurstheorie läuft darauf hinaus, die Verkopplung von Diskurs und Gesellschaft als ein Problem kontingenter artikulatorischer Praxis zu fassen.

Ernesto Laclaus Diskurstheorie ist in der kritischen Auseinandersetzung mit den objektivistischen Ansprüchen marxistischer Gesellschaftstheorien entstanden. An der orthodoxen marxistischen Tradition kritisiert Laclau das teleologische Geschichtsverständnis, das geschlossene Gesellschaftsbild und den ökonomischen Reduktionismus des Basis-Überbau-Modells. Indem Laclau die Kontingenz des Diskurses in den Mittelpunkt seiner gesellschaftstheoretischen Überlegungen rückt, wird soziale Praxis als eine *je spezifische* Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Formation gefasst. Die diskurstheoretische Überprüfung des marxistischen Projekts führt Laclau zu der Einsicht, dass die Gesellschaft

---

<sup>178</sup> »Den verschiedenen *Positionen* entsprechen homologe *Positionsnahmen*, namentlich literarische oder künstlerische Werke, aber auch politische Handlungen und Reden, Manifeste und Polemiken etc. – was dazu anleitet, die Alternative zwischen einer internen Lektüre des Werks und einer Erklärung durch die sozialen Bedingungen seiner Produktion und seines Konsums zurückzuweisen.«

kein in sich geschlossenes System darstellt, das objektiv, d.h. unabhängig von der Kontingenz artikulatoischer Praxis existiert. Mit Blick auf das von Bourdieu aufgeworfene Problem der Artikulation von objektiven Positionen und symbolischen Positionsnahmen, von Feld und Symbol, von Gesellschaft und Repräsentation bietet Laclau eine Lösung an, die die Kontingenz des Diskurses unterstreicht. Laclau unterläuft die Kontingenz soziosymbolischer Produktionen weder durch Bourdieu'sche Homologiepostulate noch durch einen deterministischen Kontextbegriff, der die Performanz des Diskurses in den Bedingungen symbolischer Produktion auflöst und den diskursiven Akt in einem vorgängig gegebenen objektiven Kontext aufgehen lässt.

Am Beginn von Laclaus Überlegungen steht die strukturalistische Einsicht in die notwendig differenzielle Konstitution sprachlicher, kultureller und sozialer Objekte und Identitäten. Wie Bourdieu begreift Laclau jede sprachlich, kulturell und sozial signifikante Erscheinung als ein Produkt von Differenzen und Relationen, die „inhärente“, „vorgängig gegebene“ Qualitäten und Essenzen als Illusion ausweisen. Doch Laclau geht einen Schritt weiter als Bourdieu, indem er die konstitutive Unmöglichkeit unterstreicht, die institutionelle Struktur des Sozialen, das „System von Differenzen“, zu schließen. Eine Schließung des Systems würde jedes Element als das Produkt einer transzendental-grammatikalischen Notwendigkeit konstituieren. Laclau lehnt einen solchen Strukturaessentialismus ab, der die vorgängige „Wahrheit“ eines Elements der Struktur in den objektiven Differenzen und Relationen, die es hervorbringen, unterstellen muss, und führt den Hegemonie- und Diskursbegriff ins Feld. Für Laclau ist Gesellschaft „diskursiv“ in dem Sinn, dass 1) jedes Element des Sozialen durch ein System von Differenzen und Relationen bestimmt wird und 2) dieses System nicht geschlossen werden kann und einen Überschuss bereit halten muss. Anders als Foucault, der diskursive und nicht-diskursive Praktiken unterscheidet, begreift Laclau Diskurs in einem weiten Sinn. Soziale Praktiken sind demnach grundsätzlich diskursiv, was einen ausschließlich sprachlich definierten Diskursbegriff zu eng erscheinen lässt<sup>179</sup>. Eine Gesellschaft ist insofern diskursiv verfasst, als nicht alle ihre Elemente und Akte Produkte reiner Notwendigkeiten darstellen. Gerade heutige Gesellschaften zeichnen sich durch einen immer größeren Bereich aus, in dem die Produktion neuer Positionen und Elemente an keine Notwendigkeiten mehr gebunden sind und jeweils *spezifisch* gelöst werden muss. In dieser Situation einer wachsenden Region nichtnotwendiger Beziehungen und Produktionen positionieren sich die diskursiven Produzenten *hegemonial*. Die Abgrenzungen,

---

<sup>179</sup> »The great advance carried out by structuralism was the recognition of the relational character of any social identity; its limit was its transformation of those relations into a system, into an identifiable and intelligible object (i.e., into an essence). But if we maintain the relational character of any identity and if, at the same time, we renounce the *fixation* of those identities in a system, then the social must be identified with the infinite play of differences, that is, with what in the strictest sense of the term we can call *discourse* – on the conditions, of course, that we liberate the concept of discourse from its restrictive meaning as speech and writing.« (Laclau 1990: 90)

Allianzen und Fraktionierungen einer hegemonial verfassten Gesellschaft sowie die Subjekt-Positionen, die der Diskurs hervorbringt, basieren auf kontingenten Artikulationen, die weder theoretisch-geschichtsphilosophisch hergeleitet noch auf eine kausal-determinierende Instanz zurückgeführt werden können.

Nach Laclau müssen die Elemente eines sozialen Systems von Differenzen *artikulierte* werden; kein System kann sich zu einer Struktur in sich notwendiger Beziehungen schließen. Oder präziser gesagt: Die Schließung bzw. Objektivität eines Systems von Differenzen reicht nur bis diesseits der Grenze, die das System von seinem konstitutiven Außen trennt: »But if objectivity is discursive, if an object *qua object* constitutes itself as an object of discourse, in that case there will always be an ‘outside’, an ungraspable margin that limits and distorts the ‘objective’, and which is, precisely, the real.« (Laclau 1990: 185). Diese Grenze zum Außen, das Lacan'sche Reale, das der Repräsentation durch das System von Differenzen widersteht, bezeichnet Laclau als den „Antagonismus“, der die Objektivität eines Systems von Differenzen konstituiert. Aber gleichzeitig findet die Objektivität des Systems am Antagonismus eine Grenze; das System wird vom Antagonismus notwendig überschritten. »The crucial point is that antagonism is the *limit of all objectivism*. This should be understood in its most literal sense: as the assertion that antagonism does not have an objective meaning, but is that which prevents the constitution of objectivity itself.« (Laclau 1990: 17). Der Antagonismus macht die Gesellschaft zu einem begrenzt objektiven System von Differenzen. Begrenzt objektiv heißt weder, dass das Soziale nur in der Einbildungskraft deutender Subjekte existiert, noch dass das System von Differenzen, die institutionelle Konstitution von Gesellschaft, eine Erfindung des wissenschaftlichen Beobachters ist. Ein System von Differenzen ist begrenzt objektiv, weil das Reale und das Symbolische zwei gegenseitig exklusive Dimensionen darstellen. Das Soziale definiert sich demnach durch eine Grenze zu seinem realen Außen, die gleichzeitig auch die Grenze seiner Objektivität ausmacht und das Modell von Gesellschaft als einer vernähten, abgeschlossenen Totalität problematisch macht. »The incomplete character of every totality necessarily leads us to abandon, as a terrain of analysis, the premise of ‘society’ as a sutured and self-defined totality. ‘Society’ is not a valid object of discourse. There is no single underlying principle fixing – and hence constituting – the whole field of differences.« (Laclau und Mouffe 1985: 111).

Welche Konsequenzen können aus Laclaus Diskurstheorie für das Problem der Artikulation von Position und Positionsnahme, von Feld und symbolischem Produkt gezogen werden? Wenn das Soziale konstitutiv offen ist, können die sozialen Praktiken keine identitären Strukturen wiederholen. Jede Verhandlung mit dem System der Differenzen muss neue, spezifische Lösungen hervorbringen, und diese unhintergehbare Notwendigkeit, etwas Neues zu schaffen, bezeichnet Laclau mit dem Begriff der Artikulation: »Now, if, as we have shown, antagonism is the ‘constitutive outside’ that accompanies the affirmation of all

identity, in that case all social practice will be, in one of its dimensions, *articulatory*.« (Laclau 1990: 183)<sup>180</sup>. Anders als Bourdieus praxeologisches Habitus-Strukturmodell, das die Strukturen des Sozialen als eine vorgängige Objektivität begreift, ist Laclaus System von Differenzen das Produkt von „artikulatorischer Praxis“, von Entscheidungen, die notwendig kontingente Lösungen in ein System von Differenzen einführen: »[W]e will call *articulation* any practice establishing a relation among elements such that their identity is modified as a result of the articulatory practice.« (Laclau und Mouffe 1985: 105). Insofern als das Soziale auf artikulatorischer Praxis basiert, muss sich jeder Akt, jede Positionnahme den transzendentalen Ansprüchen einer sozialen Ontologie entziehen und mit der irreduziblen Kontingenz seiner Hervorbringung zurechtkommen<sup>181</sup>. »Every social practice is therefore – in one of its dimensions – articulatory. As it is not the internal moment of a self-defined totality, it cannot simply be the expression of something already acquired, it cannot be *wholly* subsumed under the principle of repetition; rather, it always consists in the construction of new differences. The social *is* articulation insofar as ‘society’ is impossible.« (Laclau und Mouffe 1985: 113f). Jede Praxis, jede Repräsentation, jedes symbolische Produkt muss sich mit einem System von Differenzen auseinandersetzen, ohne dass *a priori* Lösungen vorgesehen sind. »By articulation we understand the creation of something new out of a dispersion of elements.« (Laclau 1990: 183). Eine artikulatorische Praxis kommt nicht umhin, *neue* Differenzen hervorzubringen und in dem System von Differenzen, in das sie sich einfügt, bestimmte Wirkungen zu provozieren. Indem Laclau die sozialwissenschaftlichen Semantiken von Struktur und Handlung, von Objektivität und Subjektivität sprengt und auf die diskurstheoretische Unterscheidung von System vs. artikulatorische Praxis umstellt, vermeidet er ein subjektiv-voluntaristisches Verständnis von Diskurs, Kontingenz bzw. sozialem Wandel, und zwar ohne die Existenz institutioneller Strukturen zu unterschlagen:

Indeed, institutions are fully present in our approach: they are what we have called *systems of differences*. Faced with the affirmation that there are structures on one side and practices on the other, we have asserted that social

---

<sup>180</sup> Eine Artikulation wird hegemonial, wenn es ihr gelingt, ein bestehendes System von Differenzen umzudefinieren und dessen „realen Mangel“ zu schließen. »It is this act of ‘taking up’ a task from the outside, of completing it and filling the gap which has opened up in the ‘objectivity’ of the structure, that characterizes the hegemonic relation.« (Laclau 1990: 212). Doch anders als der orthodoxe Hegemoniebegriff, der an der Teleologie eines Sinns der Geschichte oder der Objektivität eines Klassensubjekts festgemacht wird, ist bei Laclau jede Artikulation, sei sie hegemonial oder nicht, kontingent. Hegemonie »means the contingent articulation of elements around certain social configurations – historical blocs – that cannot be predetermined by any philosophy of history and that is essentially linked to the concrete struggles of social agents. By *concrete* I mean *specific*, in all their humble individuality and materiality, not insofar as they incarnate the dream of intellectuals about a ‘universal class’.« (Laclau 1990: 184)

<sup>181</sup> Die Artikulation, gleiches gilt für die Enunziation und die semiotische Operation, arbeitet mit einem Regelbegriff, der sich von dem des Code-Modells durch die Reflexivität ihres spezifischen Gebrauchs unterscheidet. »if for Wittgenstein every instance of a rule’s use *modifies* the rule as such, it cannot be said that a rule is being applied, but that it is being constantly constructed and reconstructed. In other words, between an abstract rule and the instance of its use in a particular context, it is not a relationship of *application* that occurs, but a relationship of *articulation*.« (Laclau 1990: 208f.). Keine Artikulation kann vollkommen „verregelt“ sein.

agents are *partially* internal to the institutions, thus forcing both the notion of ‘agency’ and ‘institution’ to be deconstructed. Regarding agency, our conception of the decentred subject means that there is a plurality of subject positions – or differential positions – which are thus internal to institutions. To assert that social practices take place in an institutional vacuum would be to deny the institutional nature of subject positions and to refer their unity back to the subjectivity of the agent itself. (Laclau 1990: 223).

Laclaus Problematisierung des strukturalistischen Modells geht also weiter als Bourdieus praxeologische Erweiterungen. Insofern Bourdieu das Feld als ein objektiv gegebenes und geschlossenes System von Differenzen konzeptualisiert, müssen die diskursiven Artikulationen und die spezifischen Positionsnahmen als „individuelle“ Abweichungen analytisch ausgeschlossen werden. Und in diesem Sinne kann Laclau den geschlossen-objektiven Gesellschaftsbegriff der objektivistischen Sozialwissenschaft »as an extension of metaphysical thought« (Laclau 1990: 183) qualifizieren. Wenn man Laclaus Einwand Rechnung tragen will, kann das feldtheoretische Problem der Artikulation von sozialer Ungleichheit und symbolischem Produkt, von Position und Positionsnahme einer neuen Lösung zugeführt werden. Jedes symbolische Produkt fungiert demnach als eine notwendig kontingente Lösung für die Repräsentationsdilemmata, die sich aus der konstitutiven Offenheit eines Systems von Differenzen ergeben. Eine soziale Struktur hält immer einen nicht repräsentierbaren Rest des Realen bereit, der durch symbolische Artikulationen (dem sogenannten „empty signifier“) nur vorläufig vernäht werden kann. Jedes in einem Feld hervorgebrachte symbolische Produkt ist radikal kontingent, und zwar in dem spezifischen Sinn, dass kein vorhergehendes Ereignis einfach wiederholt wird oder eine gegebene Struktur sich ungebrochen reproduziert. Jede artikulatorische Praxis führt etwas *notwendig* Neues in ein System von Differenzen ein. Position und Positionsnahme bezeichnen daher Ebenen, die nie zu einer homologen Deckung gebracht werden können.

Die Frage ist nun nicht mehr, was das Soziale repräsentiert. Sie lautet: *Wie* wird das Soziale vernäht, artikuliert, repräsentiert<sup>182</sup>? Auch Bourdieus eigene Analysen können als Repräsentationen begriffen werden, die das Feld als ein konstitutiv offenes System von Differenzen zu vernähen suchen. Über die Transformation von Positionsnahmen, artikulatorischer Praxis, Enunziationen des Diskurses in wiederhol- und erzählbare Texte und symbolisch stabilisierte Subjekt-Positionen werden Repräsentationen generiert, durch die das Feld zu einer in sich abgeschlossenen Objektivität vernäht wird. Doch das Soziale kann nicht

---

<sup>182</sup> Alle Repräsentationen des Sozialen sind demnach »overdetermined in the constitution of social imaginaries, and mythical spaces – which compete for the hegemonization of the imaginaries – articulate demands in various ways. In turn, the role of those spaces and imaginaries in transforming dislocations into demands is absolutely central. There is thus no longer any room for the base/superstructure dichotomy: any social level – if we can speak of levels to refer to something that is essentially non-spatial – can be the location of mythical re-articulations and imaginary aggregations. Society, then, is ultimately unrepresentable: any representation – and thus any space – is an attempt to constitute society, not to state what it is.« (Laclau 1990: 82).

vernäht werden, ohne einen paradoxen Rest zu hinterlassen, der weitere diskursive Ereignisse und Vernähungen notwendig macht.

#### 4 Von Feld- zu Diskurstheorie: Positionierung, Enunziation, Subjektivität

Das vorhergehende Kapitel behandelt die Strukturen des intellektuellen Felds symbolischer Produktion, ohne die diskursive Ebene – die Kontingenz und Spezifität diskursiver Ereignisse – in den Blick zu nehmen. Die Aufgabe dieses Kapitels ist es, eine diskursanalytische Methodologie zu umreißen. Wenn die Positionen den Produzenten nicht objektiv gegeben sind, dann müssen sie je neu „gefunden“ werden, und zwar in dem spezifischen Akt ihrer Aneignung. Indem sich die Produzenten „ihre“ Subjekt-Positionen aneignen treten sie als „sprechende“ bzw. „präsenste“ Subjekte – sei es als „Prophet“, sei es als „Humanist“ – in das intellektuelle Feld ein. Ausgehend von einer „nicht-subjektivistischen Theorie der Subjektivität“, wie sie von der „französischen Schule der Diskursanalyse“ gefordert und im Anschluss an Lacan und Althusser entworfen wird (4.1), kann der Eintritt der Produzenten in das Feld als ein Problem diskursiver Positionierung im Feld betrachtet werden, die mit der „Versubjektivierung“ des Produzenten zu einem intellektuellen „Subjekt“ einhergeht. Im weiteren Verlauf dieses Kapitels (4.2) werde ich mich dem sprachwissenschaftlichen Vokabular zuwenden, das es erlaubt, die Ausbildung diskursiver Subjektivitätseffekte als die deiktischen Reflexionen der Enunziation zu beschreiben. So können die intellektuellen „Subjektivitäten“ der „neoavantgardistischen Propheten“ und der „liberalen Humanisten“ als spezifische Programme betrachtet werden, deren Gebrauch deiktisch auf die Enunziation des Produzenten verweist. Je nachdem, wie die Enunziation der Produzenten durch enunziative Subjektivitätsprogramme deiktisch reflektiert wird, richten sich die Produzenten zueinander aus und schaffen eine vorläufig stabilisierte Struktur intellektueller Subjekt-Positionen.

##### 4.1 Eine „nichtsubjektivistische Theorie der Subjektivität“ und die „französische Schule der Diskursanalyse“

Wenn das Feld eine konstitutiv offene Struktur darstellt, dann muss das diskursanalytische Vokabular die spezifischen Positionsnahmen beschreiben, mittels derer die symbolischen Produzenten in das Feld eintreten und dessen Struktur von Positionen diskursiv stabilisieren. Das diskursive „Programm“, das die Stabilisierung und Aneignung der Positionen im Feld organisiert, wird im Folgenden (prophetische, humanistische) „Subjektivität“ genannt. Der enunziative Gebrauch einer „Subjektivität“ projiziert ein imaginäres Universum, über das sich der Produzent gegenüber den anderen Produzenten des Felds positionieren kann. Im Gegensatz zu Theorien der Identität und Sozialisation geht eine solche »(nicht-subjektivistische) Subjektivitätstheorie«, wie sie Pêcheux für die Diskursanalyse eingefordert

hat (»théorie (non subjectiviste) de la subjectivité«, 1975: 120, Hervorhebung von MP), nicht von einem situationsübergreifenden und stabilen „Ich-Kern“ ausgebildeter „kohärenter“ Normen, Werte und Ziele, dauerhafter Handlungsdispositionen, geschweige denn von einem intentionalen (Un-)Bewusstsein des Produzenten aus. Die analytische Trennung der Ebenen von Produzent und Subjekt-Position impliziert, dass der Produzent zwischen den verschiedensten und widersprüchlichsten Subjekt-Positionen hin und her springen kann, ohne die geringste „Brucherfahrung“ oder innere „Verletzung“ zu erleiden – wie ein Individuum, das im Supermarkt ein Käufer, im Auto ein Autofahrer und zu Hause ein Familienmitglied ist. Um den Abstand zu den subjektivistischen Subjekttheorien von Identitäts-, Sozialisations- und Handlungstheorien zu unterstreichen, sollte daher präziser von „diskursiven Subjektivitätseffekten“ gesprochen werden. Das „freie“, „sprechende“ und „intendierende“ Subjekt ist für die Diskursanalyse das Produkt bestimmter Diskursereignisse und -strukturen, deren diskursive Regeln es unabhängig von den Diskursträgern zu beschreiben gilt.

Die Bedeutung von Jacques Lacans Psychoanalyse für die Entstehung der „französischen Schule der Diskursanalyse“ lässt sich kaum unterschätzen. Es ist Lacan, der die entscheidenden Anstöße für die diskursanalytische Reflexion der diskursiven Konstitution von Subjekt, Institution und Macht gibt. Lacan geht davon aus, dass das Subjekt zunächst nichts weiter als einen amorphen, ozeanischen, ich-losen Zustand markiert. Das Ich entsteht in den oszillierenden Identifikationen des Subjekts mit dem anderen. In diesem Bereich des Imaginären identifiziert es sich mit dem Bild des anderen und projiziert dieses auf sich zurück. Nach Lacans Theorie des Spiegelstadiums gewinnt das Kleinkind »die wundersame Einheit« (*le mirage d'une unité*) (Lacan 1978: 233) dadurch, dass es das, was es in seiner Außenwelt (im „Spiegel“) sieht, als das eigene Ich (*Moi*) identifiziert. Im Prozess dieser imaginären Spiegelungen zwischen dem Subjekt, das wie ein ozeanisches Plasma zunächst nichts als ein undifferenziertes Fließen des Begehrens markiert, und seinem anderem entsteht ein Ich, dessen imaginärer Ursprung im äußeren Bild des anderen liegt. Die Illusion von Subjektivität entsteht infolge der Identifikation mit dem anderen, dem Objekt „da draußen“, dessen Ich aber nie mehr als den ephemeren, instabilen Status einer »imaginären Oszillation« (*oscillation imaginaire*)« bzw. von »flüchtigen Beziehungen« (*rappports évanouissants*) (Lacan 1978: 230, 233) erreicht. Erst auf Basis dieser imaginären Beziehungen, die sich nicht fixieren lassen<sup>183</sup>, kann die Subjektbildung konstitutive Unterscheidung von „dort“ und „hier“ getroffen werden und die Illusion subjektiver Einheit in der Gegenüberstellung von dem „anderen da draußen“ und dem „Subjekt hier innen“ hervorgebracht werden. Mit Lacan kann man auch die Asymmetrie von gut und böse, auf die imaginäre Grundunterscheidung von da,

---

<sup>183</sup> Vgl. »la danse de zigzag à partir de la relation qui s'établit entre lui-même et l'image.« (»Der Zickzackanz, von dem aus die Beziehung zwischen ihm selbst und dem Bild hergestellt wird.«, Lacan 1975: 217).

dort, draußen (der „andere“) und hier, innen (das „Subjekt“) zurückführen<sup>184</sup>. Die „ethische“ Unterscheidung von gut und böse ist also keine Opposition, die ausschließlich im Rückgriff auf ein textuales Spiel von Differenzen erklärt werden kann. Sie reflektiert immer auch den imaginären Ursprung subjektiver Einheit, die durch die indexikale Ordnung der Enunziation repräsentiert werden kann.

Lacans zweite Ebene, die des Symbolischen, führt zur Ebene des Texts zurück. Das Symbolische bezeichnet eine ursprungslose Ordnung von Differenzen, die jedem Subjekt als ein objektives Gefüge fest normierter Unterscheidungen von Präsenzen und Absenzen gegeben ist. Das Subjekt kann die Illusion subjektiver Einheit erst verfestigen, wenn es in das „Gesetz“ der symbolischen Ordnung eintritt und dieses als Unbewusstes eines im Hintergrund verbleibenden Möglichkeitshorizonts sprachlicher Differenzen annimmt. Der entscheidende qualitative Umschlag tritt in dem Moment ein, in dem das Subjekt in die symbolische Ordnung eintritt.

La nomination constitue un pacte, par lequel deux sujets en même temps s'accordent à reconnaître le même objet. Si le sujet humain ne dénomme pas [...] les espèces majeures d'abord, si les sujets ne s'entendent pas sur cette reconnaissance, il n'y a aucun monde, même perceptif, qui soit soutenable plus d'un instant.<sup>185</sup> (Lacan 1978: 234)

Nun wird mit einem Male der oszillierende Fluss imaginärer Beziehungen symbolisch fixiert. Der Eintritt in die symbolische Ordnung bedeutet nicht, dass das Subjekt das Spiel der Differenzen nun kontrolliert. Jedes Signifikant, das es benutzt, verweist auf eine zusätzliche Bedeutung, die daher rührt, dass die Signifikanten der symbolischen Ordnung gegenseitig austauschbar sind und eine Kette bilden, auf der von einem zum anderen Signifikanten in einer unendlich Bewegung immer weiter gegangen werden kann.

Indem Lacan mit jeder vorgängigen Bestimmung eines subjektiven Wesens oder Potentials aufräumt, kann die Ich-Konstitution als ein Produkt der Identifikation des Subjekts mit den Personen und Gegenständen der Welt begriffen werden. Das Subjekt kann sich demnach erst als Einheit begreifen, nachdem es sich mit einem anderen identifiziert hat. Durch den Eintritt des Subjekts in die symbolische Ordnung friert die Oszillation der imaginären Bewegung in einem synchronen Unterscheidungssystem von Signifikanten gleichsam ein. Das Symbolische, Saussures Langue, ist das „Gesetz“, eine von außen

---

<sup>184</sup> Vgl. »The Imaginary may thus be described as a peculiar spatial configuration, whose bodies primarily entertain relationships of inside/outside with one another, which is then traversed and reorganized by that primordial rivalry and transitive substitution of images, that indistinction of primary narcissism and aggressivity, from which our later conceptions of good and evil derive.« (Jameson 1989a: 87).

<sup>185</sup> »Die Benennung konstituiert einen Pakt, durch den zwei Subjekte sich darüber verständigen zu gleicher Zeit das gleiche Objekt anzuerkennen. Wenn das menschliche Subjekt [...] die wichtigsten Arten zunächst nicht anerkennt, wenn die Subjekte sich nicht über diese Anerkennung verständigen, gibt es keine Welt, nicht einmal eine perzeptive, die länger als einen Augenblick aufrecht erhalten werden kann.«

gegebene Ordnung, in die das Subjekt eintritt. Dem Subjekt bleibt nichts anderes übrig, als sich dem Symbolischen zu unterwerfen, und gerade dadurch, dass es sich die symbolische Ordnung aneignet und beginnt, seine Welt zu benennen, wird es ihm möglich, sich selbst von der Position des anderen aus zu betrachten: In der differenziellen Struktur des symbolischen Zeichens ist das oszillierende Hin- und Her aufgehoben.

Zu den drei „Registern“ von Lacans Theorie gehört neben dem Symbolischen, Saussures Langue, und dem Imaginären, dem „Ursprung“ der Ich-Konstitution, schließlich noch das „Reale“. Anders als die beiden anderen Register, die sich auf eine bestimmte Art und Weise immer gegenseitig überlagern, bezeichnet das „Reale“ das, was sich der (symbolischen) Repräsentation grundsätzlich entzieht. Das Reale ist weder präsent noch absent; es ist nicht das, was sich hinter dem „Schleier“ von Diskurs und Worten verbirgt, sondern das, was außerhalb des Symbolischen bleibt. Das Zusammenspiel der drei Register verdeutlicht Lacan anhand des sogenannten Zwei-Spiegel-Schemas bzw. des Modells des umgedrehten Blumenstraußes (Lacan 1975: 125). Man stelle sich folgende experimentelle Aufstellung vor: Eine nach unten gerichtete Vase wird unter einem Halter angebracht und darüber ein Blumenstrauß befestigt. Dann bringe man hinter dieser Konstruktion einen ebenen Spiegel und davor einen konkaven Spiegel an, so dass sich Vase und Strauß in diesen wechselseitigen Spiegelungen auf eine bestimmte Weise reflektieren können. Wenn sich das Subjekt nun in einem bestimmten Winkel zum Spiegel und zur Vase-Strauß-Konstruktion begibt, dann wird der Strauß, so Lacan, umgedreht und seine gewohnte Position in der Vase einnehmen, und zwar in der hinter dem ebenen Spiegel erscheinenden imaginären Welt. Die spezielle Anordnung der Spiegel bewirkt, dass in der Reflexion des ebenen Spiegels der Strauß richtig herum in der Vase zu stecken scheint. Der Punkt dieses Gleichnisses ist, dass sich alle drei Register gegenseitigen voraussetzen müssen. Dabei können für das Subjekt imaginäre Spiegelungen „real“ erscheinen, aber nur, wenn es im „richtigen“ Winkel zum Spiegels steht. Der Winkel hängt aber ebenfalls von der Stellung des ebenen Spiegels ab, der vom Symbolischen ausgerichtet wird. Das Symbolische bringt das Subjekt in ein bestimmtes Verhältnis zum Imaginären und Realen. Die reflektierten Bilder des Imaginären sind real in dem Sinn, dass das Subjekt in einem gegebenen Winkel sieht, was es sieht.

Abgesehen von diesem Versuch, die Rolle von Sprache in einem systematischen Zusammenhang mit ihrem Kontext zu sehen, liegt die Bedeutung von Lacans Psychoanalyse für die Diskursanalyse in erster Linie in der Rekonzeptualisierung des Begriffs des Unbewussten. Lacan kritisiert das psychoanalytische Modell einer Tiefenpsychologie bzw. -subjektivität, das das Subjekt als eine Innerlichkeit verborgener Triebe und Mächte versteht. Aber Lacan grenzt sich auch von der sogenannten „amerikanischen“ Psychologie ab, die er als eine Psychologie des Glücks begreift, die den harmonischen Einklang von den inneren Zuständen des Subjekts und den äußeren Zwängen der Gesellschaft wiederherstellen soll. Im

Gegensatz zu Freud versteht Lacan unter dem Unbewussten nicht jene verdrängten Kindheitserfahrungen, die das individuelle Seelenleben wie der aufgeschichtete Schatz einer dunklen Macht auffüllen. Für Lacan ist das Unbewusste strukturiert wie eine Sprache. Sprache ist hier wie Saussures *Langue* als konsequent differenztheoretisch konstituiertes System zu verstehen, dessen Elemente sich durch das definieren, was sie nicht sind. Und das Unbewusste ist genau das Ausgeschlossene, das jedes Sprechen voraussetzen muss, und das den irreduziblen „Exzess“ des Diskurses begründet. Das Unbewusste, das sich im Diskurs (und nur dort!) artikuliert, „verrät“ sich in den Fehlleistungen, in den Versprechern und Lapsūs, die anzeigen, dass dem Subjekt die vollkommene Kontrolle über das von ihm Geäußerte nicht gelingt. Lacans Theorie des Unbewussten kann in einem gewissen Sinn daher als proto-dekonstruktivistische Sinnkritik verstanden werden. Die „Reinheit“ des Sinns wird durch das Spiel der Negationen permanent gebrochen. Weil Sinn nur als Ausdruck einer Negation bzw. Differenz möglich ist, kann Sinn auf keine ursprüngliche Instanz reinen Willens oder reiner Intention zurückverweisen. Dem Subjekt muss das von ihm Gesagte entgleiten; seine Rede (*discours*) ergeht sich immer auch in Andeutungen über das Ausgeschlossene.

Lacans Theorie der Subjektivität, des Diskurses und des Unbewussten fällt bei einer Reihe von marxistischen Philosophen, allen voran bei Louis Althusser, auf fruchtbaren Boden. Althusser nutzt Lacans Theorie für eine diskurstheoretisch informierte Refundierung der marxistischen Gesellschaftstheorie, die auf die Befreiung des Ideologiebegriffs von Marx' idealistischen Konnotationen („falsches Bewusstsein“) hinausläuft. Althussters Erneuerung des Marxismus zielt gegen ein funktionalistisches bzw. kausalistisches Diskursverständnis, wonach die „Funktion“ der Ideologie sei, für den Status Quo des Systems, das „in letzter Instanz“ ökonomisch determiniert sei, zu sorgen. Basis und Überbau verhalten sich in Althussters spinozistischer Umdeutung des Marxismus nicht wie Ursache und Wirkung; sie setzen sich vielmehr gleichursprünglich voraus: Nichts anderes versteht Althusser unter dem Begriff der Überdeterminierung (*surdétermination*). Die Überdeterminierung jeden Elements durch alle anderen Elemente des Systems versetzt Althusser in die Lage, von der „relativen Autonomie“ der Überbausphäre auszugehen. Althusser Ideologiebegriff ist frei von der Annahme verdrehter objektiver Tatsachen, die durch die (marxistische) Wissenschaft nur von dem Kopf auf die Füße gestellt werden müssen, denn »nous vivons dans l'idéologie«<sup>186</sup> (Althusser 1995b: 115), und zwar notwendig, d.h. in dem Sinne, dass ein Austritt aus der Ideologie ausgeschlossen ist. Eine »Definition« der Ideologie («*définition*» *idéologique*) muss nicht einmal die Historizität des Ideologischen postulieren: »l'homme est, par nature, un animal idéologique«<sup>187</sup> (Althusser 1995b: 115, Fußnote). Ideologie ist fundamental

---

<sup>186</sup> »wir leben in der Ideologie«

<sup>187</sup> »der Mensch ist von Natur aus ein ideologisches Tier«

notwendig, um die Individuen in ein Gesellschaftssystem einzufügen. Ohne Ideologie ist die Reproduktion gesellschaftlicher Subjekte und damit einer Gesellschaft unmöglich. Die Ideologie bringt die Subjekte nicht dazu, sich Illusionen über die wirklichen Verhältnisse zu machen, sondern sie macht die Individuen überhaupt erst zu Subjekten mit bestimmten Positionen im Gesellschaftssystem. Das von der Ideologie rekrutierte Subjekt kann seinen Ort in den Produktionsverhältnissen nur dadurch einnehmen, dass es sich in spontan gefühlter Evidenz als Subjekt erkennt.

Le discours idéologique (qui est le discours de la vie quotidienne, comme Freud l'a si bien noté, qui est le discours du « vécu » et le discours dans lequel le rêve est raconté), – ce discours idéologique induit donc un effet-sujet idéologique (comme tout discours induit un effet-sujet propre), dans la mesure où le discours idéologique interpelle les individus, s'adresse aux individus pour les commettre d'assumer les fonctions de *Träger* requises par les différents niveaux de la structure sociale. Nous avons vu que la forme dans laquelle le discours idéologique interpelle les individus est une forme telle qu'elle permet au sujet interpellé de se reconnaître et de reconnaître sa place dans le discours, en même temps qu'elle lui *garantit* que c'est bien *lui* qui est interpellé et interpellé par *quelqu'un*, un autre Sujet, ce Nom de tous les Noms [...], qui est le centre dont émane toute interpellation, le centre de toute garantie, et en même temps le Juge de toute réponse.<sup>188</sup> (Althusser 1993: 137).

Der Subjekteffekt der Ideologie führt nicht nur zur „Versubjektivierung“ (*assujettissement*) der Individuen, die ihren Platz in der Sozialstruktur dadurch einnehmen, dass sie in die vom Diskurs vorgesehene Subjektrolle schlüpfen. Durch eine spiegelnd-spekulare Verdopplung scheint die Ideologie nämlich selbst als SUBJEKT (*le Sujet*) zum versubjektivierten Subjekt (*le sujet*) zu sprechen. So garantiert die Zentrierung des ideologischen Diskurses um einen absoluten transzendentalen Nullpunkt (dem „großen Anderen“: „Gott“, „Vernunft“, „Sinn“) dem empirischen Subjekt die Subjektgründe (*raisons-de-sujet*), die ihm die „subjektive“ („innere“) Sicherheit geben, sich als das von der Ideologie interpellierte Subjekt zu installieren und eine bestimmte Position in der Sozialstruktur in spontan gegebener Evidenz auszufüllen: »Dans toute formation sociale, la base requiert la fonction-support (*Träger*) comme une fonction à assumer, comme une place à tenir dans la division technique et sociale

---

<sup>188</sup> »Der ideologische Diskurs (der der Diskurs des alltäglichen Lebens ist, wie es Freud so gut bemerkt hat, der der Diskurs des ›Gelebten‹ ist und der Diskurs, in dem der Traum erzählt wird), dieser ideologische Diskurs induziert in dem Maß einen ideologischen Subjekt-Effekt (wie jeder Diskurs einen eigenen Subjekt-Effekt induziert), wie der ideologische Diskurs die Individuen interpelliert, sich an die Individuen wendet, um sie zur Annahme ihrer *Träger*(dt. im Original, JA)-Funktionen, die von den verschiedenen Ebenen der Sozialstruktur erfordert werden. Wir haben gesehen, dass die Form, nach der der ideologische Diskurs die Individuen interpelliert, eine Form ist, so dass sie dem Subjekt zur gleichen Zeit erlaubt, sich wiederzuerkennen und seinen Platz im Diskurs wiederzuerkennen, wie sie ihm *garantiert*, dass es sehr wohl *es* ist, der interpelliert wird und von jemandem, einem anderen SUBJEKT (im frz. groß, JA), jenem Namen aller Namen interpelliert wird [...], das das Zentrum ist, von dem jede Interpellation ausgeht, das Zentrum jeder Garantie und zugleich der Richter (im frz. groß, JA) jeder Antwort.«

du travail.«<sup>189</sup> (Althusser 1993: 134). Um einen Platz in der Sozialstruktur zu besetzen, „rekrutiert“ der ideologische Diskurs dieses oder jene Individuum, ohne dass es eine Rolle spielt, welches Individuum auf die ihm bestimmte Subjekt-Position dirigiert wird. Die Interpellation des ideologischen Diskurses funktioniert, *indem* sich das Individuum als Subjekt entdeckt und erkennt, dass es angesichts des großen Anderen („Pflicht“, „Moral“, „Gott“) „es selbst“ ist: »L'idéologie fonctionne au sens propre comme la police : elle interpelle, et fournit-demande les pièces d'identité à l'interpellé, sans fournir elle-même ses pièces d'identités, car *elle est en uniforme* de Sujet, qui est son identité même.«<sup>190</sup> (Althusser 1993: 138). Die Ideologie verschleiert nichts. Die Ideologie macht den „Menschen“ nichts vor. In der Ideologie werden die realen Lebensbedingungen nicht falsch repräsentiert: »[L]idéologie représente *le rapport* imaginaire des individus à leurs conditions réelles d'existence.«<sup>191</sup> (Althusser 1993: 216, Hervorhebung von JA). Die Individuen leben in bestimmten Verhältnissen, und die Ideologie ermöglicht es ihnen, ein imaginäres Verhältnis zu diesen Verhältnissen einzugehen, und zwar als Subjekte. Als Subjekte sind die Individuen nicht nur gleichsam automatisch in ihre Verhältnisse integriert; sie sind auch in der Lage, ihr Verhältnis mit den anderen ProduzentInnen, besonders in den gelebten Situationen des Alltags, als eine Verhandlung zwischen zwei Subjekten, zwischen dem Ich und dem anderen zu „erleben“. Nach Althusser's Ideologietheorie spielt sich die Reproduktion der Produktionsverhältnisse, d.h. die Versubjektivierung der Produzenten zu Subjekten, im alltäglichen Leben, in der Schule und in der Familie ab.

Der Subjekt-Effekt des ideologischen Diskurses darf nun nicht als eine in sich stimmige „Rolle“ verstanden werden, denn er wird von verschiedenen anderen Diskursen überlagert, die kompatible oder widersprechende Subjekt-Effekte zeitigen. Jeder Diskurs ist insofern ideologisch, als er notwendig einen »*Subjektivitätseffekt produziert*« (produit un effet de subjectivité [Hervorhebung von LA]) (Althusser 1993: 131), und die Frage stellt sich, welche Subjekt-Formen ideologische Diskurse vorsehen. Althusser unterscheidet etwa den eigentlich ideologischen Diskurs, der das empirische Subjekt »als Person« (*en personne*) installiert und eine Struktur der spekularen Verdopplung von kleinem (empirischem) und großem (transzendentalen) Subjekt aufweist (Althusser 1993: 132), von anderen Diskursen wie dem der Wissenschaft, »où l'effet-sujet est absent en personne, n'est donc pas un signifiant du discours, possède une *structure de décentration* (celle d'un *système de rapports abstraits*, dont les éléments sont des concepts, dont aucun n'est « constituant » : dès qu'un

---

<sup>189</sup> »In jeder sozialen Formation erfordert die Basis die Träger-Funktion als eine Funktion, die es anzunehmen gilt, als ein Platz, den es in der technischen und sozialen Teilung der Arbeit zu halten gilt.«

<sup>190</sup> »Die Ideologie funktioniert im eigentlichen Sinn wie die Polizei: Sie interpelliert, et stellt dem Interpellierten aus bzw. verlangt von diesem die Ausweispapiere, ohne selbst Ausweispapiere zu geben, denn *sie ist in der SUBJEKTuniform*, die seine Identität selbst ist.«

<sup>191</sup> »die Ideologie repräsentiert das imaginäre Verhältnis der Individuen mit ihren wirklichen Existenzbedingungen«

concept devient « constituant » on passe du discours scientifique au discours idéologique).«<sup>192</sup> (Althusser 1993: 132). Eine an Althusser angelehnte Diskursanalyse muss also fragen, welche Subjekt-Formen der Diskurs anbietet und wie die Individuen in eine Gesellschaftsordnung integriert werden. Der Diskurs bezeichnet keine geistige Welt der Illusionen und Verzerrungen, die sich das Subjekt über die „realen“ Zustände macht. Der Diskurs dirigiert die Subjekte in ihre Positionen, indem sie dies oder jenes frei und spontan wollen.

Indem Althusser Subjektivität als Effekt des Diskurses versteht, problematisiert er Ansätze, nach denen Subjektivität als ein Schatz aufgeschichteter Erfahrungen, als ein gelerntes Identitätsmuster oder als eine spezifisch sozialisierte Persönlichkeitsstruktur zu begreifen ist. Nach Althusser Diskurstheorie ist das versubjektivte Individuum kein autonomes Subjekt, das „seine“ spezifische Subjektivität als abrufbares Wissen in sich trägt. Das Individuum muss keinen Bruch fühlen, wenn es von der einen zur anderen Subjektivität wechselt, indem es von einem anderen ideologischen interpelliert wird. Im Gegenteil, es „weiß“ ja spontan, wer es ist, wenn es interpelliert wird, nämlich es selbst! Für Althusser muss das Subjekt kein Subjekt werden, und zwar weil es *immer schon* Subjekt ist, wie in der Reaktion auf »la plus banale interpellation policière (ou non) de tous les jours : « hé, vous là-bas. »«<sup>193</sup> (Althusser 1993: 226). Der Diskurs interpelliert das Individuum wie der Polizist den Passanten: Der interpellierende Ruf lässt den Passanten *auf der Stelle* umdrehen, und zwar weil der Subjekt-Passant *immer schon* weiß, dass er derjenige ist, der er ist und vom „Gesetz“, der symbolischen Ordnung angerufen werden kann. Bevor sich das versubjektivte Subjekt irgendeine bewussten Gedanken über sein Verhältnis zur gesellschaftlichen Ordnung machen kann, hat es sich qua Interpellation schon in die ihm zugewiesene Position eingefügt. Die Ideologie bzw. der Diskurs generell funktioniert gerade dann, wenn das versubjektivte Individuum einfach „weiß“, „erlebt“, „spürt“, wer es ist: »C'est en effet le propre de l'idéologie que d'imposer (sans en avoir l'air du tout puisque ce sont des « évidences ») les évidences comme évidences, que nous ne pouvons pas ne pas reconnaître, et devant lesquelles nous avons l'inévitable et tellement naturelle réaction de nous exclamer (à haute voix, ou dans le « silence de la conscience ») : « c'est évident ! c'est bien ça ! c'est bien vrai ! ».«<sup>194</sup> (Althusser 1993: 224).

Der Konstitutionsprozess subjektiver Evidenzbildung läuft außerhalb und gewissermaßen unabhängig von den Individuen ab, denn die Subjekt-Positionen, die der

---

<sup>192</sup> »wo der Subjekt-Effekt als Person abwesend ist, also kein Signifikant des Diskurses ist, und eine *Struktur der Dezentrierung* besitzt (eines *Systems abstrakter Verhältnisse*, deren Elemente Begriffe sind, von denen keiner »konstituierend« ist: sobald ein Konzept »konstituierend« wird, geht man vom wissenschaftlichen zum ideologischen Diskurs über).«

<sup>193</sup> »die banalste Interpellation der eines Polizisten (oder auch nicht) des alltäglichen Lebens: »He, Sie da!«

<sup>194</sup> »In der Tat ist es die Eigenschaft der Ideologie, die Evidenzen als Evidenzen aufzuerlegen (ohne dies an den Tag zu legen, denn es sind ja Evidenzen), die wir anerkennen müssen und auf die wir unvermeidlich und so natürlich mit dem Ausruf reagieren (bei lauter Stimme oder in der »Stille des Bewusstseins«): »Das ist klar! Das ist ja das! Das ist wohl wahr!«

Diskurs für die Individuen vorsieht, existieren, bevor die Individuen auf die Welt kommen. Die Individuen müssen nicht einmal „lernen“, in eine bestimmte Subjektrolle hineinzuwachsen; ihre Versubjektivierung vollzieht sich, ohne dass sie „aktiv“ werden und ohne dass sie ihre Subjektposition „bewusst“ (oder „unbewusst“) annehmen und bejahen müssen: »*les individus sont toujours-déjà des sujets.*«<sup>195</sup> (Althusser 1995b: 228). Wenn der Diskurs für das Individuum „immer schon“ eine Subjektposition bereithält, dann ist der Mensch ein „ideologisches Tier“, das „immer schon“ versubjektiviert ist. Das Individuum kann weder gezeugt noch gedacht (*conçu*) werden, ohne dass ihm vom Diskurs schon eine Subjektposition frei gehalten werden würde:

Avant de naître, l'enfant est donc toujours-déjà sujet, assigné à l'être dans et par la configuration idéologique familiale spéciale dans laquelle il est « attendu » après avoir été conçu (« volontairement » ou « accidentellement »). Inutile de dire que cette configuration idéologique familiale est, dans son unicité, terriblement structurée, et que c'est dans cette structure implacable plus ou moins « pathologique » (à supposer que ce terme ait un sens assignable), que l'ancien futur-sujet doit « trouver » « sa » place, c'est-à-dire « devenir » le sujet sexuel (garçon ou fille) qu'il est déjà par avance.<sup>196</sup> (Althusser 1995b: 288).

Subjektivität findet also nicht im Subjekt, sondern im Diskurs statt, der das Individuum auf seinen Ort in der Gesellschaft führt. Es ist sekundär, welches Individuum eine gegebene Subjekt-Position besetzt; entscheidend ist, *dass* die Position besetzt wird: »*mais qui doit assumer et exécuter cette fonction, et comment cette assumption peut avoir lieu, la structure (base ou superstructure) qui définit ces fonctions, s'en fout* : elle « ne veut pas le savoir » (comme dans l'armée).«<sup>197</sup> (Althusser 1993: 134). Der Diskurs hat wie im Sport die möglichen Plätze schon vordefiniert. Von vornherein ist klar, *dass* jemand auf den ersten, zweiten und dritten Platz kommen wird, und zwar jedes Mal, wenn der Wettkampf stattfindet. Während unklar ist, wer die Plätze übernimmt, steht fest, dass es einen Gewinner gibt, weshalb es absurd wäre, den Gewinner darüber zu fragen, warum er gewonnen hat: Das Subjekt weiß nicht, warum es dieses und kein anderes Subjekt ist, denn dass es selbst ist, ist

---

<sup>195</sup> »*die Individuen sind immer schon Subjekte*«

<sup>196</sup> »Bevor es geboren wird, ist das Kind immer-schon Subjekt; in und durch die ideologische Konfiguration der Familie, in der es »erwartet« wird, nachdem es gezeugt/gedacht (*conçu*, JA) wurde, ist es ihm vorgezeichnet, es zu sein (»freiwillig« oder »zufällig«). Es bedarf keiner weiteren Erläuterung, dass diese ideologische Konfiguration der Familie in ihrer Einheitlichkeit schrecklich strukturiert ist und dass in dieser unerbittlichen mehr oder minder »pathologischen« Struktur (wenn man annimmt, dass dieser Ausdruck einen zuweisbaren Sinn hat) das ehemalige Zukunfts-Subjekt »seinen« Platz »finden« muss, d.h. das sexuelle Subjekt (Junge oder Mädchen) »werden« muss, das es schon von vornherein ist.«

<sup>197</sup> »aber *wer* diese Funktion annehmen und ausführen muss und wie diese Annahme stattfinden kann, darauf gibt die Struktur (Basis oder Überbau), die diese Funktionen definieren, *einen Dreck*: Sie »möchte es nicht wissen« (wie in der Armee).«

ihm ja in aller Evidenz gegeben. Es sind die Regeln des Diskurses, die das Subjekt hervorbringen bzw. einen Subjekteffekt zeitigen und nicht umgekehrt.

Die Diskursanalyse kann den diskursiv erzeugten Subjektivitätseffekt daher nicht als ein positives Wissen bemühen und einen „Widerspruch“ zwischen Subjekt und Gesellschaft, zwischen „subjektivem Wissen/individuellen Ideen“ (seien sie „verzerrt“ oder nicht) und „objektiven Verhältnissen“ postulieren. Althusser geht es vielmehr um das Zusammenspiel von Ideologie und Produktionsverhältnissen in der gesellschaftlichen Reproduktion selbst. Der ideologische Diskurs wie der gesamte Bereich des Überbaus überhaupt sind unverzichtbar, um die Reproduktion der Produktionsverhältnisse aufrecht zu erhalten. In diesem Sinne kann Althusser behaupten, dass »[l]’idéologie a une existence matérielle.«<sup>198</sup> (1993: 218). Der ideologische Diskurs garantiert die Reproduktion der Produktionsverhältnisse und sorgt für die Produktion von immer neuen, in die Sozialstruktur integrierten Subjekten.

Althusser versucht dann, den Ort der Produktion des Diskurses näher zu bestimmen. Althusser unterscheidet zwei Typen von „Staatsapparaten“, einen repressiven und einen ideologischen. Während repressive Staatsapparate die ProduzentInnen unter Androhung von Gewalt an ihre Positionen binden, funktionieren ideologische Staatsapparate subtiler. Ideologische Staatsapparate (ISA bzw. frz. AIE) sorgen dafür, dass die Produzenten ihren Platz haben *wollen*, und zwar durch den ideologischen Mechanismus ihrer Versubjektivierung zu empirischen Subjekten. Ein Staatsapparat muss nun keineswegs staatlich getragen bzw. organisiert sein: Er bezeichnet ein Produktionssystem der Einrichtungen, Organisationen und Institutionen, denen die Reproduktion der ideologischen Diskurse und damit der sozialen Formation überhaupt obliegt. Es kann sich dabei um staatlich geregelte und organisierte Einrichtungen (Schule), gesellschaftliche Institutionen (Familie, Kirche) oder kommerzielle Organisationen (Medien) handeln: In jedem Fall sorgen sie für die Versubjektivierung der Individuen zu gesellschaftlich positionierten Subjekten, und zwar nicht nur durch eine bestimmte Regelung verbaler Produktion, sondern auch durch Riten, Gesten und Praktiken. Der Überbau greift demnach unmittelbar in die Reproduktion der sozialen Formation hinein. Ohne den Diskurs, ohne den Subjekt-Effekt, könnte sich das System nicht reproduzieren. Gleiches gilt umgekehrt: Ohne das System der Verhältnisse zwischen den ProduzentInnen, gäbe es keinen (ideologischen) Diskurs:

Nous constatons que les institutions existant dans chaque AIE [*appareil idéologique d’Etat*, JA], leur système, et donc chaque AIE, bien que défini comme *idéologique*, n’est pas réductible à l’existence « d’idées » sans *support* réel et matériel. Je ne veux pas dire seulement par là que l’idéologie de chaque AIE est réalisé dans des institutions matérielles et des pratiques matérielles,

---

<sup>198</sup> »[d]ie Ideologie eine materielle Existenz hat.«

cela est clair. Je veux dire autre chose : que ces pratiques matérielles sont « *ancrées* » dans des réalités non-idéologiques.<sup>199</sup> (Althusser 1995b: 108)

Der Diskurs, der in den ideologischen Staatsapparaten zirkuliert, ist also insofern *in* deren Struktur, als er die für die Reproduktion des Systems notwendigen sprechenden und handelnden Subjekte bereitstellt. Während der einen Seite, den „repressiven“ Apparaten, die Sicherung der Produktionsverhältnisse durch Androhung oder Ausübung von Gewalt zukommt, stellt die andere Seite, die „ideologischen Staatsapparate“, die nicht weniger wichtige „spontan-evidente“ Akzeptanz der sozialen Position durch das Individuum sicher. Die Ideologie macht, dass »les sujets « marchent ». Ils « marchent tout seuls » ; sans flic au cul, et au besoin quand il est vraiment impossible de faire autrement avec les « mauvais sujets », par l’appoint intermittent et réfléchi, l’intervention des détachements spécialisés dans la répression«<sup>200</sup> (Althusser 1995b: 233).

Anders als Bourdieu betrachtet Althusser die Versubjektivierung der Produzenten als einen Effekt diskursiver Prozesse, die zwar die sprachliche Kompetenz des Individuums, aber keinen fest sedimentierten Habitus voraussetzen. Während das Individuum nach Bourdieu einen langen Sozialisationsprozess durchläuft, durch den das Individuum relativ dauerhafte Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen erwirbt, arbeitet Althusser mit einem Modell, das das Individuum *qua diskursivem Akt* versubjektiviert: »Nous suggérons alors que l’idéologie « agit » ou « fonctionne » de telle sorte qu’elle « recrute » des sujets parmi les individus (elle les recrute tous), ou « transforme » les individus en sujets (elle les transforme tous) par cette opération très précise que nous appelons *l’interpellation*, qu’on peut se représenter sur le type même de la plus banale interpellation policière (ou non) de tous les jours : « hé, vous là-bas. ».«<sup>201</sup> (Althusser 1995b: 226). Dem zum Subjekt interpellierten Individuum braucht weder ein Bourdieu’scher Habitus noch ein aufgeschichteter Erfahrungs- und Sinnhintergrund zur Seite gestellt werden. Nach Althusser ist das Subjekt kein Wesen, das, nachdem es einmal sozialisiert worden ist, als eine handelnde, intendierende und sprechende Einheit in die Welt tritt. Das Individuum wird vielmehr in und durch die Interpellation zum Subjekt, durch den Eintritt in die symbolische Ordnung, die ihm eine Vielzahl von jederzeit wechselbaren Subjekt-Positionen bereit hält. Althusser

---

<sup>199</sup> »Wir konstatieren, dass die Institutionen, die in jedem ISA (›ideologischer Staatsapparat‹, JA) existieren, ihr System, und also jeder ISA, das gleichwohl als *ideologisch* definiert wird, nicht auf die Existenz von ›Ideen‹ ohne wirklichen und materiellen *Träger* reduzierbar ist. Ich möchte damit nicht nur sagen, dass die Ideologie jeden ISAs in materiellen Institutionen und materiellen Praktiken realisiert wird, das ist klar. Ich möchte etwas anderes sagen: dass diese materiellen Praktiken *in nicht-ideologischen Wirklichkeiten* ›verankert‹ sind.«

<sup>200</sup> »die Subjekte ›funktionieren‹. Sie ›funktionieren ganz alleine‹; ohne dass eine Bulle einen antreibt, und falls, wenn es mit den ›schlechten Subjekten‹ wirklich nicht anders geht, ist es nötig ist, mit dem wiederkehrenden und reflektierten Nachdruck der Intervention von in der Unterdrückung spezialisierten Abordnungen.«

<sup>201</sup> »Wir regen an, dass die Ideologie dergestalt ›wirkt‹ oder ›funktioniert‹, dass sie die Subjekte unter den Individuen ›rekrutiert‹ (sie rekrutiert sie alle) oder die Individuen in Subjekte ›transformiert‹ (sie transformiert sie alle) durch jene sehr präzise Operation, die wir *Interpellation* nennen, die man sich nach der banalsten Art

Versubjektivierungstheorie evoziert keine dunklen Tiefen des Subjekts, in die es hinabzusteigen gilt; die Versubjektivierung des Individuums ist ein unmittelbarer und direkter Effekt der diskursiven Formation, die es sich aneignet. Die Versubjektivierung des Produzenten stellt keine „Adaption“ des Individuums an die „objektiven“ Verhältnissen und Zwängen dar. Ebenso wenig muss das Individuum eine übergreifende, in sich stimmige Dispositionsstruktur ausbilden, die allen seinen Akten einen einheitlichen und wiederkehrenden „Stil“ verleiht: Mit jedem Eintritt in eine symbolische Ordnung, nimmt das Individuum neue Subjekt-Positionen an, die sich überlagern, widersprechen oder auch einfach unverbunden nebeneinander her existieren können.

Gerade die symbolische Produktion von *Intellektuellen* muss in Althussers Sinn als durch und durch ideologisch gelten. Wäre akademische oder literarisch-künstlerische Arbeit ohne eine weitgehende Versubjektivierung der Produzenten denkbar? Müssen die symbolischen Produzenten des intellektuellen Felds nicht notwendig zu intellektuellen *Subjekten* werden, die das, was sie produzieren, auch glauben, und zwar in innerlich und spontan gefühlter Aufrichtigkeit und Evidenz? Ist intellektuelle Produktion ohne subjektiv gefühlte Evidenz möglich, ohne dass die Produzenten Gefahr laufen, als „Lügner“ oder „Täuscher“ zu gelten und die Anerkennung von seinen Konkurrenten zu verlieren? Wenn nun gerade für die intellektuellen Produzenten der „intellektuellen“ Disziplinen (*sciences humaines, humanities*, Geisteswissenschaften) die Versubjektivierung zu Intellektuellen-Subjekten eine Investition darstellt, ohne die die Produzenten praktisch keine Erfolge im Feld erzielen können, gehören die Konflikte über den Modus intellektueller Versubjektivierung und die symbolischen Abgrenzungen zwischen intellektuellen Subjekt-Positionen dann nicht zu den Auseinandersetzungen, über die sich das Feld als eine soziale Struktur konstituiert? Verweisen die Verhandlungen zwischen intellektuellen Subjektivitäten nicht auf ein konstitutives Moment der objektiven Relationen des Felds?

Im folgenden Abschnitt betrachte ich, wie die „nicht-subjektivistische Theorie der Subjektivität“ für die diskursanalytische Methodik nutzbar gemacht werden kann. Die linguistische Theorie deiktisch-enunziativer Subjektivität liefert die begrifflichen Instrumente, um die diskursive Konstitution intellektueller Subjektivität analysieren zu können.

---

einer alltäglichen polizeilichen Interpellation (oder nicht) vorstellen kann: ›He, du da!‹«

## 4.2 Diskursive Subjektivität und die deiktische Reflexion der Enunziation

Lacan erklärt den Effekt subjektiver Einheit mit der symbolischen Fixierung der imaginären Beziehung, die das Individuum mit dem anderen unterhält. Althusser baut Lacans Subjektivitätstheorie zu einer Theorie der Ideologie aus und betont die konstitutive Rolle von Ideologie bzw. Subjektivität für die reibungslose Eingliederung des Produzenten in Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit. Ich werde nun betrachten, wie die subjektivitäts- und ideologietheoretischen Impulse der beiden Pioniere der „französischen Schule der Diskursanalyse“ diskursanalytisch umgesetzt werden können. Vor dem Hintergrund struktural-pragmatischer Überlegungen soll gezeigt werden, wie die Entstehung von Subjektivitätseffekten als die diskursive Verkopplung von enunziativen Akten und semiotischen Operationen linguistisch beschrieben werden kann. Mit diesem methodischen Vokabular werden dann in Kapitel 5 die spezifischen Möglichkeiten analysiert, die dem intellektuellen Diskurs zur Verfügung stehen, um die Enunziation deiktisch zu reflektieren. Durch spezifische Reflexionsweisen werden die Produzenten einmal als „Propheten“, das andere Mal als „Humanisten“ versubjektiviert.

Die Diskussion des Problems enunziativer Subjektivität beginnt mit der Betrachtung des subjektivsten aller Zeichen: dem Pronomen Ich. Dazu führt Récanati aus, dass »[e]n tant que type [d.h. als abstraktes Zeichen außerhalb des Kontexts], le mot « je » ne désigne aucun individu particulier, mais chaque occurrence [d.h. jeder spezifische Gebrauch] de ce mot désigne l'individu qui énonce cette occurrence. Autrement dit, il y a, entre une occurrence du mot « je » et ce que cette occurrence représente, une relation de fait.«<sup>202</sup> (Récanati 1981: 16). Die eigentümliche Doppelstruktur des Partikels Ich beruht darauf, dass es eine konventionale und eine enunziative, eine textuale und eine pragmatische Seite aufweist: Ich stellt eine konventionale Verknüpfung mit dem enunzierenden Lokutor her, aber dies ist nur in der Enunziation selbst möglich. Da es kein allgemeines Individuum gibt, das für alle Verwendungen von Ich eingesetzt werden kann, muss die Frage, welches Individuum das in einem spezifischen Enunziationskontext gebrauchte Ich bezeichnet, in Abhängigkeit von der Enunziation geklärt werden. Jede Verwendung des Ich-Zeichens „reflektiert“ seine eigene Enunziation, oder in anderen Worten: Es repräsentiert seinen Inhalt, indem es auf den singulären Enunziationskontext zeigt, in dem es geäußert wird.

Doch nicht nur das Pronomen der ersten Person, auch das Präsens bzw. die Adverbien der Zeit (Jetzt) und des Ortes (Hier) reflektieren die Enunziation. Während »le mot « je »

---

<sup>202</sup> »das Wort Ich als Typ (d.h. als abstraktes Zeichen außerhalb des Kontexts, JA) kein bestimmtes Individuum bezeichnet; vielmehr bezeichnet jede Erscheinung (d.h. jeder spezifische Gebrauch, JA) dieses Worts das Individuum, das diese Erscheinung enunziert. Anders gesagt gibt es zwischen der Erscheinung des Worts Ich und dem, was die Erscheinung repräsentiert, eine faktische Beziehung.«

signifie *la personne qui énonce cette occurrence du mot « je »*<sup>203</sup> (Récanati 1981: 17, Hervorhebung von FR), so gilt auch für das Partikel Jetzt, dass es den Zeitpunkt der Enunziation des Wortes Jetzt indiziert, und für das Wort Hier, dass es den Ort der Enunziation bezeichnet. Während Jakobson diese Markierungen Shifters nennt, deren »general meaning [...] cannot defined without a reference to the message« (Jakobson 1995: 388), fasst Benveniste in seiner Theorie des „formellen Apparats der Enunziation“ diese »formes appelées traditionnellement « pronoms personnels », « démonstratifs »<sup>204</sup> als ein System die Enunziation reflektierende Markierungen.<sup>205</sup> Dieser Apparat der Langue arbeitet mit dem System des Ich-Hier-Jetzt, d.h. »une classe d'« individus linguistiques », de formes qui renvoient toujours et seulement à des « individus », qu'il s'agisse de personnes, de moments, de lieux, par opposition aux termes nominaux qui renvoient toujours et seulement à des concepts. Or le statut de ces « individus linguistiques » tient au fait qu'ils naissent d'une énonciation, qu'ils sont produits par cet événement individuel et, si l'on peut dire, « semel-natif ». Ils sont engendrés à nouveau chaque fois qu'une énonciation est proférée, et chaque fois ils désignent à neuf.«<sup>206</sup> (Benveniste 1974: 83). Der „formelle Apparat der Enunziation“ umfasst alle die formalen Markierungen einer Langue, die Enunziation zu reflektieren, und Benveniste unterstreicht, dass die Enunziation nicht nur von Pronomen (Ich, Wir) und Adverbien (Hier, Jetzt) reflektiert wird, sondern eine ganze Reihe von Ich-Hier-Jetzt-Derivaten nach sich zieht, also etwa mich, uns, dich, hierher, dort, morgen, gestern, und viele weitere adverbiale Konstruktionen etc., deren Inhalte durch den Verweis auf den Nullpunkt der Enunziation definiert werden.

Doch bevor ich den formellen Apparat der Enunziation eingehender betrachte, soll der spezifische Mechanismus, mit dem das System des Ich-Hier-Jetzt arbeitet, genauer herausgearbeitet werden. Von Benveniste haben wir erfahren, dass die semantische von der semiotischen Bedeutungsebene unterschieden werden muss. Der formelle Apparat erlaubt es nun, einen Schritt weiterzugehen, und die textualen Spuren der Enunziation zu benennen. Benveniste unterscheidet dabei zwei „Instanzen“ bzw. zeitliche Systeme, *discours* und *histoire* (auch: *récit*), die das Verhältnis von Text und Enunziation auf systematische Weise organisieren. Für das Französische gilt dabei, dass die Tempora »ne s'emploient pas comme les membres d'un système unique, ils se distribuent en deux systèmes distincts et

---

<sup>203</sup> »das Wort Ich bedeutet *die Person, die diese Erscheinung des Worts Ich enunziert.*«

<sup>204</sup> »Formen, die traditionellerweise ›Personal‹- oder ›Demonstrativpronomen‹ genannt werden«

<sup>205</sup> Wegen ihrer repräsentativ-enunziativen Janusköpfigkeit spricht Jakobson von konventionalen Indizes bzw. »indexical symbols« (Jakobson 1995: 388).

<sup>206</sup> »einer Klasse ›linguistischer Individuen‹, ganz gleich, ob es sich um Personen, Zeitpunkte, Orte handelt, im Gegensatz zu nominalen Termen, die sich immer und ausschließlich auf Begriffe beziehen. Nun steht und fällt der Status dieser ›linguistischen Individuen‹, die in der Enunziation geboren werden, mit dem Umstand, dass sie durch dieses individuelle Ereignis produziert und, wenn man so sagen kann, ›semel-natif‹ sind. Sie werden jedes Mal, wenn eine Enunziation vollzogen wird, immer aufs Neue erzeugt, und jedes Mal bezeichnen sie aufs Neue.«

complémentaire<sup>207</sup> (Benveniste 1966: 238), in *discours* und *histoire*. Während der *discours*, zu dem im Französischen auch das *passé composé* zu zählen ist, den Bezug auf die Enunziation notwendig macht, zeichnet sich die *histoire* durch die Abwesenheit dieser Markierungen aus: »Il s'agit de la présentation des faits survenus à un certain moment du temps, sans aucune intervention du locuteur dans le récit.«<sup>208</sup> (Benveniste 1966: 239). Der Modus der *histoire* erscheint in einem bestimmten Sinn „objektiver“ und eignet sich daher insbesondere für die Narration historischer Ereignisse, deren Ablauf unabhängig vom Enunziationsnullpunkt dargestellt werden muss. Im *discours* dagegen setzt die Operation mit den Markierungen des formellen Apparats der Enunziation die Möglichkeit der deiktischen („zeigender“) Bezeichnung der personalen, räumlichen und zeitlichen Merkmale der Enunziation voraus. Benvenistes *discours*-Begriff ist noch ganz im traditionellen Sinne als „gesprochene Rede“ (von lat. *discurrere*, „hin und her-“, „auseinanderlaufen“) zu verstehen. Damit will Benveniste nicht unterstellen, dass die Instanz des *discours* nur in gesprochener Rede möglich ist, aber es bedarf keiner weiteren Erläuterung, dass die Enunziation in gesprochener Rede in der Regel besonders leicht deiktisch bezeichnet werden kann. Wenn die Instanz der *histoire* v.a. in der schriftlichen Kommunikation gebraucht wird, dann liegt das daran, dass sich in schriftlich vermittelter Kommunikation der deiktische Bezug auf die Enunziation oft als schwierig gestaltet. Der Akt des Schreibens ist der LeserIn eines geschriebenen Texts nicht notwendig präsent; das Tempus des *passé simple* oder, in Benvenistes Terminologie, der „Aorist“, »die typische Form der *histoire*« (*la forme typique de l'histoire*) (Benveniste 1966: 243) bzw. »die außerhalb der Person und eines Erzählers (liegende) Zeit des Ereignisses« (*le temps de l'événement hors de la personne d'un narrateur*) (1966: 241), ist für diese Texte besonders geeignet<sup>209</sup>.

Ausgehend von Benvenistes Unterscheidung von *discours* und *histoire* können Textsorten nach ihren unterschiedlichen deiktischen Mechanismen typologisiert werden. Obgleich nur im *discours* die deiktischen Markierungen der Enunziation existieren, kann auch in der *histoire* mit deiktischen Verweisen operiert werden, wie beispielsweise dem Demonstrativpronomen Dies oder dem Personalpronomen Er (z.B. „Ein Mann hämmerte an die Tür. Er tat dies mit großer Wut.“), die einen bestimmten Gebrauchskontext voraussetzen. Der deiktische Mechanismus dieser Partikel unterscheidet sich vom System des Ich-Hier-Jetzt jedoch dadurch, dass der deiktische Verweis nicht auf die Enunziation, sondern auf vorhergehenden Text gerichtet ist. Diese intratextualen Verweise werden anaphorische Verweise genannt (z.B. das Er in dem vorherigen Beispiel), wenn auf vorhergehende

<sup>207</sup> »nicht wie die anderen Teile eines einheitlichen Systems gebraucht werden; sie werden nach zwei unterschiedlichen und komplementären Systemen aufgeteilt.«

<sup>208</sup> »Es handelt sich um die Präsentation von Fakten, die zu einem bestimmten Zeitpunkt aufgetaucht sind, ohne jeden Eingriff des Sprechers im *récit*.«

<sup>209</sup> Die Instanz der *histoire* ist keineswegs inhärent „objektiver“, „höher“ oder „eleganter“, wie in der sprachpraktischen Didaktik des Französischen vom *passé simple* häufig immer noch behauptet wird.

Elemente des Texts verwiesen wird, und kataphorische Verweise, wenn nachfolgender Text bezeichnet wird (z.B. das Was in „Was ich dir sagen wollte, ist, dass du kommen solltest.“). Anders als die Markierungen der Enunziation handelt es sich bei ana- und kataphorischen Verweisen um Verweise innerhalb des Texts, weshalb Fraser und Joly (1979) diese Verweise als endophore Deiktika, im Falle enunziativer Markierungen dagegen als exophore Deiktika bezeichnen. Den Unterschied zwischen endophorer und exophorer Deixis impliziert auch Benvenistes Differenzierung der Personalpronomen erster und dritter Person: »Le discours emploie librement toutes les formes personnelles du verbe, aussi bien *je/tu* que *il*. Explicite ou non, la relation de personne est présente partout. De ce fait, la « 3<sup>e</sup> personne » n'a pas la même valeur que dans le récit historique. Dans celui-ci, le narrateur n'intervenant pas, la 3<sup>e</sup> personne ne s'oppose à aucune autre, elle est au vrai une absence de personne. Mais dans le discours un locuteur oppose une non-personne *il* à une personne *je/tu*.«<sup>210</sup> (Benveniste 1966: 242). Benvenistes Charakterisierung des Pronomens Er bzw. Sie als „Nicht-Person“ wird angesichts der endophorischen Deiktik von Er/Sie verständlich: In der Tat verweist Er/Sie auf kein an der Enunziationssituation teilnehmendes Individuum, sondern auf eine Person, die zunächst *im Text* bezeichnet werden muss. Das Pronomen Ich dagegen kann benutzt werden, um unmittelbar das Individuum zu bezeichnen, das das Ich verwendet. Oder in anderen Worten: Ich (wie auch Du) ist ein exophores Deiktikum, das nicht auf ein Element des Textes, sondern auf ein Element der Enunziationssituation, nämlich auf das sprechende Individuum zeigt. Die Charakterisierung von Ich/Du als exophore Deixis erklärt überdies, dass die Pronomen der ersten beiden Personen immer Personen, die Pronomen der dritten Person dagegen auch Dinge, Zustände, etc. bezeichnen können.

Es ist der Apparat der exophoren Deiktika, die in der Instanz des *discours* zum Einsatz kommen, der es dem Lokutor erlaubt, sein Verhältnis zu Welt und Sprache auf eine „subjektive“ Weise zu organisieren. „Subjektivität“ selbst, die Illusion des Lokutors, sich selbst als Ursprung sinnhafter Schöpfung zu betrachten, ist ein Effekt, der nur eintreten kann, weil in der Instanz des *discours* die Sprache mit einem System exophorer Deiktika arbeitet, die auf den „Ursprung“ des Enunziationsnullpunkts verweisen. Nach Benveniste stellt der formelle Apparat der Enunziation eine Art linguistisches Rollenset dar, das von dem Lokutor angeeignet werden kann und dessen Gebrauch das Individuum als „sprechenden Ursprung“ bzw. „Subjekt“ installiert: »Le langage propose en quelque sorte des formes « vides » que chaque locuteur en exercice de discours s'approprie et qu'il rapporte à sa « personne », définissant en même temps lui-même comme *je* et un partenaire comme *tu*. L'instance discours est ainsi constitutive de toutes les coordonnées qui définissent le sujet et dont nous

---

<sup>210</sup> »Der Diskurs gebraucht alle personalen Formen des Verbs, sowohl Ich/Du als auch Er, nach Belieben. Ganz gleich, ob sie explizit oder nicht ist, ist das Personenverhältnis überall anwesend. Daher hat die 3. Person nicht den gleichen Wert, wie im historischen *récit*. Im *récit*, wo der Erzähler nicht eingreift, unterscheidet sich die 3. Person von keiner anderen; sie ist in Wirklichkeit eine Abwesenheit von Personen. Doch im *discours* stellt ein

avons désigné sommairement que les plus apparentes.«<sup>211</sup> (Benveniste 1966: 263). Für die Linguistin verweist »die Möglichkeit der Subjektivität« (*la possibilité de la subjectivité*) (1966: 263) weder auf eine subjektive Innerlichkeit noch auf einen transzendentalen Ursprung. Die enunziative Subjektivität realisiert sich ausschließlich im Gebrauch von Sprache. Das Individuum kann sich nur als Subjekt fühlen und verstehen, wenn es den Apparat deiktischer Verweise auf den Nullpunkt der Enunziation gebraucht. Während für ein Code-Modell ein Ausdruck wie „das da“ Probleme bereitet, weil die Bedeutung von „das da“ nicht allein aus Differenzen im Text hergeleitet werden kann, erklärt die pragmatische Linguistik solche deiktischen Phänomene durch ihre Enunziationsbezogenheit bzw., um mit Karl Bühler zu sprechen (1965: 119), in Bezug auf das Zeigefeld, das von der Enunziation aus aufgespannt wird. So kann „das da“ im Kontext einer bestimmten Sprechsituation mit einer Zeigebewegung meiner Hand auf einen Baum vor dem Gebäude deiktisch verbunden werden und damit dieses im Moment der Enunziation bedeutete Objekt bezeichnen. Weil die Enunziante, die mit enunziativen Partikeln wie Ich und Du, Hier und Dort, Jetzt und Damals operieren, Positionen bezeichnen, die nur im Verhältnis zum Enunziationsnullpunkt definiert werden können, spricht Bühler auch vom „Origo“-System des Ich-Hier-Jetzt: »Von der Origo des anschaulichen Hier aus werden sprachlich alle anderen Positionen gezeigt, von der Origo Jetzt aus alle anderen Zeitpunkte« (Bühler 1965: 113).

Benvenistes linguistische Fundierung von Subjektivität bedeutet gegenüber hermeneutisch-subjektivistischen Sinntheorien eine entscheidende Erweiterung. Nicht nur wird Sinn bzw. Bedeutung von dem subjektiv empfundenen Verstehen des Individuums entkoppelt und als ein formalisierbares und differenztheoretisch beschreibbares Phänomen reformuliert. Die spontane Ideologie des Subjekts, subjektive Quelle von Sinn zu sein, kann als ein diskursiver Effekt des Gebrauchs des formalen Apparats der Enunziation erklärt werden: »C'est dans l'instance de discours où *je* désigne le locuteur que celui-ci [l'individu, JA] s'énonce comme « sujet ».«<sup>212</sup> (Benveniste 1966: 262). Doch wenn Subjektivität als der diskursive Effekt von Reflexion und Verdrehung der Enunziation im Enunziat betrachtet werden kann, dann geht es um mehr als die formale Logik der „Subjektivität in der Sprache“. An dieser Stelle muss eine linguistische Pragmatik ansetzen und die grundsätzliche Frage stellen, wie Texte mit ihren Kontexten in der Enunziation verbunden werden und den Nullpunkt der Enunziation deiktisch indizieren. Um aber das Verhältnis des Sprechers zu der von ihm gebrauchten Sprache und der von ihm bezeichneten Welt – und Subjektivität stellt

---

Lokutor eine nicht-Person Er einer Person Ich/Du gegenüber.«

<sup>211</sup> »Die Sprache legt in gewisser Weise ›leere‹ Formen nahe, die sich jeder Diskurs ausübender Sprecher aneignet und die er auf seine ›Person‹ bezieht. Diese Formen definieren zugleich ihn als Ich wie den Partner als Du. Die Instanz des Diskurses ist somit konstitutiv für die Koordinaten, die das Subjekt definieren und von denen wir nur die auffälligsten bezeichnet haben.«

<sup>212</sup> »Es ist in der Instanz des Diskurses, wo Ich den Sprecher bezeichnet, dass dieses (das Individuum, JA) sich als ›Subjekt‹ enunziert.«

nur *eine* spezifische diskursive Lösungsmöglichkeit der Organisation dieses Verhältnisses dar – auf der Basis einer allgemeinen pragmatischen Text-Kontext-Theorie zu beschreiben, muss das Fundament von Benvenistes Subjektivitätstheorie, seine Verhaftung in der Langue als einem vorgängigen grammatischen Code in Frage gestellt werden. Denn für Benveniste stellt Subjektivität einen Effekt *grammatischer* Kategorien dar, also bestimmter Pronominal- und Tempusformen, nicht aber spezifischer *Gebrauchsformen* der Sprache. Angesichts dieser grammatischen Fundierung von Subjektivität verwundert nicht, dass Benveniste eine universale, Langue-induzierte Subjektivität postuliert, die für alle Lokutoren ein und dasselbe Set gegebener Aneignungsmöglichkeiten vorsieht<sup>213</sup>. Um Subjektivität jedoch als *spezifisch* hervorgebrachten Effekt eines Diskurses zu verstehen, ist es notwendig, mit Benvenistes universalem Codemodell zu brechen und sich über die irreduzible Kontingenz und Singularität der Enunziation klar zu werden.

Nach Benvenistes Theorie des formellen Apparats der Enunziation und Jakobsons Shifter-Theorie stellen die Pronomen und Adverbien des Ich-Hier-Jetzt-Systems eine spezifische Teilregion der Langue dar, die den Gebrauch der Langue zu reflektieren vermag. Durch die Umstellung auf die pragmatische Perspektive kann die Reflexion der Enunziation in der Enunziation jedoch erheblich differenziert werden. Denn die Grenzen des Langue-basierten Sprachmodells zeigen sich sowohl bei den Pseudo-Shifters (*faux embrayeurs*) als auch bei Fällen, in denen der Gebrauch anders als durch die konventionalen Indizes des Ich-Hier-Jetzt-Systems reflektiert wird. *Faux embrayeurs* bezeichnen Partikel, die zwar die Form der Elemente des Ich-Hier-Jetzt-Systems aufweisen, aber die Enunziation nicht reflektieren, beispielsweise das „narrative Ich“ und das „Du des allgemein gültigen Sprechens“. Wenn Benveniste dem Französischen unterstellt, dass der formelle Apparat der Enunziation mit dem *passé simple* nicht kompatibel ist, dann ignoriert dieses grammatische Abstraktum die empirische Mannigfaltigkeit spezifisch gebrauchter Sprache<sup>214</sup>. Auch im Deutschen sind *faux embrayeurs* gut bekannt, beispielsweise das Du, das für alle gelten soll und in das sich jede/r hineinversetzen kann, z.B. „Und ehe man’s sich versieht, sitzt du in der Klemme.“ An *faux embrayeur* kann gezeigt werden, dass die Elemente des Ich-Hier-Jetzt-Systems die Enunziation nur in bestimmten Fällen reflektieren. Es hängt also von ihrem Gebrauchskontext

<sup>213</sup> Vgl. »dans la langue [...se réfléchit] l’expérience d’une relation primordiale, constante, indéfiniment réversible, entre le parlant et son partenaire. En dernière analyse, c’est toujours à l’acte de parole dans le procès de l’échange que renvoie l’expérience humaine inscrite dans le langage.« (»in der Langue (...spiegelt sich) die Erfahrung eines primordialen, konstanten, unendlich reversiblen Verhältnisses zwischen dem Sprechenden und seinem Partner wieder. Letztendlich bezieht sich die in die Sprache eingeschriebene menschliche Erfahrung immer auf den Akt der Parole.«, Benveniste 1974: 78)

<sup>214</sup> In einem Zitat aus einem Roman von Simone de Beauvoir sehen wir etwa, dass die Instanz der *histoire* und das Ich gemeinsam gebraucht werden: »Après ma conférence, je mangeai du homard entre deux messieurs amidonnés et c’est si fatigant de s’ennuyer qu’en rentrant à l’hôtel je montai directement me coucher.« (»Nach meinem Vortrag aß ich zwischen zwei dicklichen Herren Hummer, und es ist so ermüdend, sich zu langweilen, dass ich zum Hotel zurückkehrte und direkt nach oben ging, um zu schlafen.«, Beauvoir 1954: 10) Hier wird das Ich als eine Benveniste’sche „Nicht-Person“ (wie Er, Sie, Es) gebraucht, als „objektive“ Figur der Geschichte.

ab, ob sie die Enunziation wirklich reflektieren. Auch bestimmte adverbiale Ausdrücke, die in bestimmten Kontexten den Gebrauch eines Satzes qualifizieren, können enunziativ oder deskriptiv verwendet werden. Wird einem Satz beispielsweise „unter uns“, „unglücklicherweise“ oder „in aller Offenheit“ vorangestellt („Unter uns, das Geschäft stinkt.“), handelt es sich um eine Spezifizierung der Enunziation, nicht aber des Verbs<sup>215</sup>. Wie der enunziativ-reflektive Gebrauch des Pronomens Ich kann auch die adverbiale Globalqualifizierung eines Enunziats auf die Enunziation verweisen, weshalb ein entsprechender Gebrauch ebenfalls diskursive Subjektivitätseffekte produzieren kann. Für die klassische strukturelle Enunziationstheorie stellt das Problem der *faux embrayeurs* insofern ein Problem dar, als die Mechanismen der *embrayage* (frz. „Kupplung“) selbst, das Einrasten, die Einkupplung von Text in seinen Kontext kontextabhängig betrachtet werden müssen. Wenn aber die exophore Deixis des „formellen Apparats der Enunziation“ keine Frage der Grammatik, sondern des Gebrauchs bezeichnet, dann muss Benvenistes These, dass Subjektivität eine universale Disposition der Langue darstellt, revidiert werden. Eine pragmatisch informierte Theorie der Subjektivität soll helfen, das Problem exophorer Deixis und der diskursiven Konstitution von Subjektivität als einen Effekt der Verbindung von Text und Kontext zu fassen.

Durch die Umstellung auf eine pragmatische Text-Kontext-Theorie kann der Bereich der Phänomene, die bei der diskursiven Konstitution von Subjektivität mitwirken, erheblich erweitert werden. Subjektivität ist nun nicht mehr ein Effekt des Gebrauchs bestimmter formaler Elemente, sondern der Reflexion der Enunziation generell. Neben dem reflexiven Gebrauch des Ich-Hier-Jetzt-Systems und seiner Derivate und der Tempora des *discours* (v.a. Präsens und das französische Perfekt) müssen nun referenziale Verweise auf die Welt (Demonstrativpronomen, Artikel und Namen) und alle modalen, emotiven bzw. evaluativen „Schattierungen“ registriert werden. So reflektiert auch „der Baum im Garten“ die Enunziation, und zwar weil der Satz nicht ohne weiteres außerhalb eines bestimmten Kontexts verwendet werden kann<sup>216</sup>. In personalen Sprechsituation können Deiktika mit

---

<sup>215</sup> Eine Nachstellung des adverbialen Ausdrucks bedeutet oft dessen „klassische“ Funktion als nähere Bestimmung eines Verbs: „Es rumpelt unter uns.“ oder „Sie sprachen in aller Offenheit.“

<sup>216</sup> In diesem Fall geht der deiktische Effekt auf die beiden bestimmten Artikel zurück („*der* Baum in *dem* Garten“), die den Bezug auf eine bestimmte Enunziationssituation indizieren. Im Gegensatz zu Demonstrativpronomen, die grundsätzlich eine deiktische Funktion haben, und zu unbestimmten Artikeln („ein Baum in einem Garten“), die nie deiktisch eingesetzt werden können, hängt die deiktische Funktion des bestimmten Artikels vom Gebrauch ab. Dies gilt beispielsweise auch für viele Namen: Während „Peter“ deiktisch indiziert muss (um welchen Peter geht es?), ist „Fürst Bismarck“ schon als Bestandteil des allgemein geteilten enzyklopädischen Wissens definiert. Wenn jedoch „Peter“ in einer Situation geäußert wird, in der der Lokutor davon ausgehen kann, dass der Alloktor weiß, um welchen Peter es geht, dann kann „Peter“ wie „Fürst Bismarck“ verwendet werden – aber nur in dieser Situation, in der ein bestimmtes gegenseitiges Wissen vorausgesetzt wird!

Gesten unterstützt werden, z.B. Fingerzeigen, Kontextinformationen, die oft auch in Form von Text angegeben werden können.<sup>217</sup>

Ein weiterer Bereich für die Konstitution von Subjektivitätseffekten, ist der von Modalitäten, Evaluationen und emotiven Äußerungen. So implizieren Modalverben (müssen, können, sollen, dürfen, etc.) und die Aussageweise des Modus (Indikativ, Konjunktiv, Imperativ) in der Regel ein bestimmtes Verhältnis zur Enunziation. Für die Modalverben ist dies offensichtlich, denn Modalverben indizieren ein bestimmtes Verhältnis von Lokutor bzw. Alloktor zur Enunziation. Selbst wenn „muss“ in einem Satz wie „Du musst morgen früh aufstehen.“ nicht die Aufforderung des Lokutors selbst an den Alloktor ausdrückt, früh aufzustehen, so zielt die Enunziation eines „(konstativen) Müssens des objektiven Zwangs“ für den Alloktor dennoch auf die Erzielung einer bestimmten Wirkung. Es versteht sich, dass auch der Modus des Imperativ eine solche Wirkung erzielt. Schwieriger wird es mit dem Konjunktiv („Du seist spät aufgestanden.“), aber gerade der Umstand, dass der Konjunktiv den Lokutor von der Verantwortung für das ihm Enunzierten teilweise entbindet, zeigt, dass die Sprechinstanz in der Enunziation ein spezifisches Verhältnis zu dem Enunziat eingehen muss. Doch inwiefern kann auch der Indikativ („Ich bin spät aufgestanden.“), der sich gerade durch die Abwesenheit bzw. Neutralität gegenüber allen Eingriffen des Lokutors auszuzeichnen scheint, als ein Modus verstanden werden, der das Verhältnis des Lokutors zur Enunziation auf eine bestimmte Weise regelt? Auch wenn der Effekt des Indikativs „bloß“ in der Feststellung einer Tatsache liegt, zeigt sich gerade in dieser Neutralität die, wie Austin sagen würde, illokutionäre Kraft einer konstativen Aussage. Der Indikativ ist kein „neutraler“ Modus, sondern, im Gegenteil, ein Modus, in dem der Lokutor ein gewisses Maß an Verantwortung für das Enunziat übernimmt. Dagegen qualifizieren evaluative Ausdrücke (vgl. die Adjektive, Adverbien, Verben und Nomen in „Dieser Prachtkerl schätzt gute Bücher.“) zunächst ein Element der enunzierten Welt. Insofern eine Wertung ausgedrückt wird, wird deiktisch auf eine Sprechinstanz zurückverwiesen. Anders als im Falle der Aussageweisen braucht diese Instanz jedoch nicht der Lokutor sein. Es kann sich auch um eine virtuelle Sprechinstanz handeln: Im Satz „Peter glaubt, das Buch sei gut.“ nimmt die virtuelle Sprechinstanz Peter eine positive Wertung des Buchs vor, aber gleichzeitig scheint die Wertung des Lokutors der Enunziation negativ zu sein, denn indem der Lokutor Peters Wertung im Konjunktiv verwendet, distanziiert sich der Lokutor von der Verantwortung für Peters Meinung (diese Distanzierung gilt natürlich nicht für den indikativen Teil „Peter

---

<sup>217</sup> Ohne diese Umwandelbarkeit von exophorer in endophore Deixis wäre die textuale Protokollierung interaktiver Prozesse unmöglich. So können die Konfigurationsinformationen über die Personen, die Zeit, der Ort der Enunziation und alle in der Enunziationssituation indizierbaren Gegenstände auch durch den Text selbst geliefert werden: Man denke an das Ich und das Präsens im Brief, das nicht auf die konkret sprechende Person bzw. die Sprechsituation (denn die ist in der Regel ja abwesend), sondern auf Ort, Datum und Unterschrift verweist. Ein ähnlicher Fall liegt bei der gerade in schriftlichen Texten so oft gebrauchten indirekten Rede und Zitaten vor, deren deiktische Konfigurationsinformationen in den Einleitungs- bzw. Hauptsätzen beigebracht

glaubt“). Emotive Äußerungen („Oh wie schön!“) können ebenfalls dazu beitragen, einen Subjektivitätseffekt zu induzieren. Solche in der Regel spontanen Ausrufe können als Indizes für emotionale Seelenzustände verstanden werden, für die der Lokutor unmittelbar verantwortlich zeichnet.

Die Umstellung auf eine pragmatische Perspektive erlaubt es also, die Mechanismen der Konstitution diskursiver Subjektivität auf eine ganze Reihe modaler, evaluativer und emotiver Phänomene auszudehnen. Subjektivität kann demnach als das spezifische Produkt einer Gebrauchsweise und nicht eines „formellen Apparats“ einer grammatischen Universalität gelten. Die deiktische Indizierung eines Nullpunkts der Enunziation, unabdingbare Voraussetzung für die Entstehung einer Subjekt-Position, muss somit als vielschichtiger Prozess betrachtet werden, der zu einer Vielzahl von diskursiven Lösungen führen kann. Subjektivität ist keine Disposition der Langue, sondern der Enunziation und damit des Diskurses. Der folgende Abschnitt wird das gewonnene Instrumentarium, mit dem die spezifischen Funktionsweisen intellektueller Subjektivitäten analysiert werden sollen, zunächst an einem Beispiel umreißen, bevor sich Kapitel 5 dann einer ausführlichen Analyse der Subjektivitäten, Hegemonien und Antagonismen des *sciences humaines*-Diskurses widmet.

#### 4.3 Diskursive Positionierungen, enunziative Subjektivitäten, szenographische Situationen: Für eine diskursanalytische Öffnung der Feldtheorie

Die diskursiven Programme, die es den Produzenten erlaubt, sich im Feld zu positionieren, umfassen sowohl strukturelle als auch pragmatische Aspekte des Diskurses. So müssen diskursive Positionierungen, die mit Hilfe enunziativer Subjektivität operieren, den spezifischen Diskursakt und die formalen sprachlichen Reflexionsmittel (etwa das „Ich-Hier-Jetzt“-System) verkoppeln. Die Diskursanalyse erschöpft sich somit weder in der Betrachtung wiederholbarer Strukturen (Texte, Narrationen, Zeichensysteme) noch von singulären Ereignissen. Im Mittelpunkt der Analyse steht vielmehr die diskursive Artikulation von Struktur und Ereignis.

Im Sinne der *embrayage* von Enunziation und Text kann die Aneignung einer Subjekt-Position im Feld als ein „Einrasten“ bzw. „Einkuppeln“ eines diskursiven Ereignisses in ein System von Differenzen verstanden werden. Der Eintritt des Produzenten in die Ordnung des Felds setzt die Produktion eines Akts voraus, der als ein Fakt in einer gegebenen Struktur von Beziehungen reflektiert wird. Der Produzent, der sich auf diese Weise im Diskurs zeigt, kann als „sprechendes“, „intentionales“ bzw. „bewusstes“ Subjekt dann eine mehr oder minder

---

wird.

stabilisierte Position in der Struktur des Felds einnehmen. Doch im Gegensatz zu den handlungstheoretischen und hermeneutisch-interpretativen Annahmen eines „freien“ bzw. „sprechenden Subjekts“ begründet der Prozess der Versubjektivierung keine stabile innerliche Einheit des Produzenten. Die Versubjektivierung des Produzenten unterstellt nicht, dass dieser sich einen „Identitätskern“ von sozialisatorischen Erfahrungen, kulturellem Wissen bzw. sedimentiertem Werte aneignet. Im Gegenteil, die Versubjektivierung des Produzenten ist eine „externe“ Angelegenheit; die Aneignung einer Subjekt-Position ist ein diskursiver Prozess, der außerhalb des Produzenten stattfindet, und zwar nicht nur weil der Eintritt in die symbolische Ordnung des Felds die Existenz präexistenter Diskursstrukturen voraussetzt, sondern auch, weil sich ein Ich nur in Abgrenzung von einem imaginären anderen („da draußen“) konstituiert. So wird der Diskursträger mit jedem diskursiven Akt in seinem imaginären anderen gespiegelt, ohne den er weder eine Illusion subjektiver Einheit ausbilden noch eine Position im Feld besetzen kann.

Mangueneaus Begriff der Szenographie<sup>218</sup> bezeichnet die im Text indizierte Situation der Enunziation. In den folgenden struktural-pragmatischen Betrachtungen wird die szenographische Dimension des Diskurses jedoch nicht nur mit Blick auf die textual indizierte Enunziationssituation, sondern auch auf die nicht textuellen, imaginären Verortungen betrachtet, die die Enunziation präsupponiert. Mit jedem diskursiven Ereignis müssen demnach sowohl narrativ-textuale als auch imaginäre Verortungen vorgenommen werden, und die struktural-pragmatische Betrachtung diskutiert die Frage, wie sich textuale Repräsentationen der Enunziationssituation und die in der Enunziation präsupponierten Verortungen im Raum der imaginären Beziehungen überlagern, bestätigen oder widersprechen. So wird etwa Barthes' *écriture*-Theorie sowohl unter dem Gesichtspunkt der textuellen Stabilisierung der Position des *écrivain*, als auch unter dem Aspekt der von den theoretischen Positionsnahmen präsupponierten „marginal-subversiven“ Position untersucht. Die szenographische Verortung in einem personal, räumlich und zeitlich strukturierten Universum wird von den symbolischen Produzenten im intellektuellen Feld vorgenommen, egal ob im Modus der Enunziation (der Produktion bzw. dem „Schreiben“ symbolischer Güter) oder der Koenunziation (der Zirkulation bzw. dem „Lesen“ symbolischer Güter).

Wenn auch die symbolische Produktion der Intellektuellen eine szenographische Dimension aufweist, dann muss Bourdieus Versuch, die sozialen Verortungen der Intellektuellen im Feldraum zu repräsentieren, ohne die Ebene der Enunziation zu reflektieren, als problematisch erscheinen. Denn nur in Bezug auf die Enunziation können die Produzenten imaginäre Beziehungen mit ihren Konkurrenten eingehen. Nur in Bezug auf die Enunziation können sich intellektuelle Subjekt-Positionen bestimmen und stabilisieren. Nur in

---

<sup>218</sup> »Il faut prendre en compte cette situation d'énonciation, la *scénographie* que l'œuvre présuppose et qu'en retour valide.« (»Man muss diese Enunziationssituation berücksichtigen, die Szenographie, die das Werk

Bezug auf die Enunziation kann der Feldraum als eine Struktur von „eigenen“ und „anderen“ Positionen repräsentiert werden. Diese Abhängigkeit der diskursiven Konstitution des Felds von der Enunziation verhindert die Vernäherung des Felds zu einem vollständig geschlossenen System von Differenzen. Das Feld ist ein Produkt artikulatorischer Praktiken, die je spezifische szenographische Situationen, imaginäre Subjekt-Positionen und diskursive Räume evozieren, wobei die imaginären Verortungen im Feld und die spezifischen Positionierungen der Produzenten nie letztendlich zur Deckung gebracht werden können; zwischen den imaginären anderen und den spezifisch positionierten Produzenten bleibt immer ein Rest, der die fundamentale Spaltung des Subjekts, der Position und des Felds begründet. Der versubjektivierte, ins Feld eingetretene und vorläufig positionierte Produzent wird von konstitutiven Spaltungen, Rissen und Brüchen durchzogen, die es in der diskursanalytischen Untersuchung herauszuarbeiten gilt.

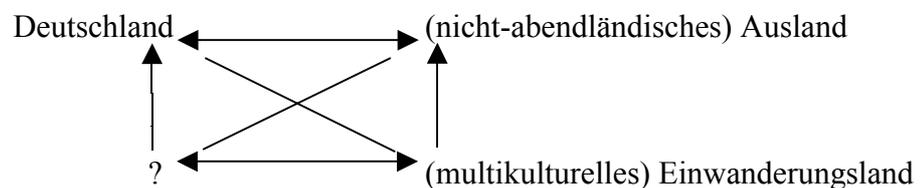
Ein konstruiertes Beispiel aus dem Bereich politischer Diskurse soll andeuten, wie mit Hilfe der struktural-pragmatischen Diskurstheorie enunziative Subjektivitäten und ihre szenographischen Ordnungen analysiert werden können. Nehmen wir eine Äußerung wie „Deutschland ist kein Einwanderungsland. Wir müssen den Ausländerzuzug begrenzen!“. Eine pragmatische Analyse begreift eine solche Äußerung als ein Enunziat, d.h. als Produkt einer Enunziation in einem spezifischen raum-zeitlichen Kontext. Auf der pragmatischen Ebene ist die Verkettung der Enunziante und ihre präsupponierten Inhalte zu klären, z.B. die Assoziation von „Deutschland“ mit „christlich-abendländischer Kulturnation“. Präsuppositionen ergeben sich etwa im Rückgriff auf die diskursiven Orte, die die SprecherIn z.B. mit einer bestimmten Parteizugehörigkeit oder öffentlichen Funktion (z.B. als Innenminister dieser oder jener Partei) besetzt. Dann können die Subjektivitätseffekte untersucht werden, die in Folge des deiktischen Verweises auf die Enunziationssituation entstehen. Nehmen wir an, das genannte Beispiel wird zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort von einem deutschen Innenminister geäußert, dann kann die Verwendung des exophoren Deiktikums „wir“ einen bestimmten Subjektivitätseffekt zeitigen, der die enunzierende Person (den Minister) als eine Ich-Instanz ausweist. Der spezifische ideologische Effekt des Ichs (bzw. Wir) entsteht dadurch, dass der Sprecher sich als Sprachrohr eines kollektiven Ichs („Deutschland“) installiert. Auch wenn dieses Ich in spontan gefühlter Evidenz und mit transzendentelem Anspruch enunziert wird („Na klar sind wir Deutsche! Na klar existiert Deutschland!“) muss, diskursanalytisch gesprochen, der diskursive Effekt einer ethnisch-nationalen Identität deiktisch auf einen bestimmten Akt der Enunziation bezogen werden, ohne den sich der Sprecher keine Subjektivität aneignen kann. Nur in der performativer Wiederholung dieser deiktisch erzeugten Subjektivitätseffekte kann sich der Eindruck einer dauerhaften Identität verfestigen und die Illusion eines

---

voraussetzt und wiederum validiert.«, Maingueneau 1993: 121).

naturgegebenen „deutschen Volks“ materialisieren. Diese im deiktischen Bezug auf den Enunziationsnullpunkt hervorgerufenen Subjektivitätseffekte können dann präsuppositional stabilisiert werden (hier z.B. die Annahme, dass das Wir ein „deutsches“ Wir ist, das den Innenminister einschließt).

Die imaginäre Struktur dieses Diskurses („wir“ gegen die „anderen“) kann nun linguistisch als Gegensatz eines deiktisch bezeichneten „Ursprungs“-Terms („Deutschland“=„hier“) und eines derivativen Terms („Ausland“=„dort“) beschrieben werden. Die Asymmetrie bzw. Hierarchie dieser Unterscheidung lässt sich somit darauf zurückführen, dass „Deutschland“ nicht nur – struktural – durch „Nicht-Ausland“ definiert wird, sondern auch – pragmatisch – durch den deiktischen Bezug auf die Enunziationsituation indiziert wird. Um eine solchermaßen hervorgebrachte Subjekt-Position dauerhaft zu stabilisieren, müssen pragmatische induzierte Subjektivitätseffekte in narrativ-textualen Ordnungen fixiert werden. So wird der Term „Deutschland“ im Diskurs der politischen Rechten bspw. in der Regel durch die konträre Unterscheidung von „nicht-abendländisches Ausland“ stabilisiert. In dem textualen Fragment des Ministers wird „Deutschland“ überdies durch eine kontradiktorische Verneinung von „(multikulturelles) Einwanderungsland“ unterschieden, wodurch wir drei der vier Ecken des semiotischen Ecks besetzt finden:



Die Frage, die sich dann stellt, ist, welche Lösung für die vierte Position gefunden wird. Jeder mögliche Term – sei es „arisches Herrenvolk“, sei es „abendländische Kultur- und Wertentation“ – führt wiederum zu einer Repositionierung aller anderen Elemente. Kein Element dieser narrativen Konfiguration ist an sich gegeben; jedes Element muss in einem andauernden Prozess der wechselseitigen Differenzierung und der De- und Restabilisierung definiert werden.

Die beiden Ebenen der struktural-pragmatischen Diskursanalyse sind also nicht voneinander isoliert; sie überlagern sich gegenseitig, so dass die operationale Erzeugung von narrativem Text immer mit pragmatischen Unterscheidungen einhergehen und umgekehrt. Ohne die Textualisierung enunziativer Effekte kann der Diskurs ideologisch nicht wirksam werden: die diskursiven Subjekt-Positionen wären zu ephemere, als dass sie die Verhältnisse zwischen den Sprechern dauerhaft strukturieren würden. Der breite hegemoniale Erfolg eines symbolischen Projekts ist erst durch die Erzeugung wiederholbarer Texte möglich. Durch den andauernden Konsum und die Zirkulation von Texten kann die symbolische Dominanz,

Hierarchie bzw. Ungleichheit, die über den diskursiven Prozess in das Verhältnis zwischen den Subjekt-Positionen eingeschrieben wird, institutionalisiert und naturalisiert werden.

Auch intellektuelle Produzenten positionieren sich durch den Gebrauch enunziativer Subjektivitäten in szenographischen Situationen, die in der Enunziation zugleich vorausgesetzt und validiert werden. Im folgenden Kapitel werden ich anhand einiger exemplarischer Fälle diskutieren, auf welche Weise sich die symbolischen Produzenten den intellektuellen Diskurs aneignen und in das Feld eintreten. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie über die szenographische Dimension des intellektuellen Diskurses das personal-räumlich-zeitliche Universum der intellektuellen Produzenten organisiert wird und mittels welcher diskursiver Programme sie zu intellektuellen Subjekten dieser oder jener Fraktion versubjektiviert werden.

## 5 Der *sciences humaines*-Diskurs in der diskursanalytischen Betrachtung

Die diskursanalytische Untersuchung des *sciences humaines*-Diskurses beginnt mit einer Vorstellung der intellektuellen Karrieren und symbolischen Positionierungen der wichtigsten Theorie-Propheten der Zeit: Die Fälle von Jacques Lacan, Louis Althusser, Michel Foucault, Roland Barthes und *Tel Quel* werden mit Blick auf ihre spezifischen Karrieren, institutionellen Positionierungen und intellektuellen Projekte verglichen (5.1). Ausführlicher wird die szenographische Struktur der dekonstruktiven Philosophie Jacques Derridas analysiert (5.2). Schließlich wird anhand einer bekannten Kontroverse der Zeit – der Affäre Barthes-Picard – gezeigt, wie durch die Aneignung des „imaginären anderen“ der jeweils anderen Fraktion der diskursive Antagonismus zwischen intellektueller Prophetie und liberalem Humanismus inszeniert wird (5.3).

### 5.1 Die „Propheten“: Theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie, marginal-subversive Subjektivität, periphere Positionierung

Die Analyse wird im Folgenden auf die institutionellen Positionierungen im Feld und auf die szenographisch-imaginären Verortungen der Produzenten im Diskurs eingehen. Hinsichtlich der institutionellen Dimension wird die Nähe bzw. Distanz zu den einzelnen Subfeldern zu diskutieren sein, darüber hinaus die Positionierung zwischen den akademischen und peripheren Polen des akademischen Felds und die relative Integration der Produzenten in die eher bürokratisierten bzw. in die eher freischaffend-unternehmerisch dominierten Regionen des intellektuellen Felds. Hinsichtlich der imaginären Dimension soll anhand einiger Textbeispiele die szenographische Organisation der prophetischen Hegemonie betrachtet werden: insbesondere der imaginäre Gegensatz gegen den „Humanismus“, aber auch die spezifischen Raum- und Zeitrepräsentationen, die von keinen übergreifenden Hierarchien bzw. Ordnungen („Sinn“), sondern von tiefgreifenden Brüchen und Gegensätzen organisiert werden.

Die Produzenten, die in den sechziger Jahren die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie artikulieren, sind keine homogene Gruppe. Der hegemoniale Erfolg dieser verschiedenen, je spezifischen und keineswegs zahlreichen Produzenten und Projekte gründet gerade auf der kontingenten Verknüpfung *disparater* Positionen im Feld. Die diskursanalytische Betrachtung ist nicht auf den Nachweis des repräsentativen Charakters dieser Produzenten gerichtet, sondern im Gegenteil auf die Herausarbeitung der Spezifität ihrer diskursiven Positionierungen und Artikulationen. Die untersuchten Fälle repräsentieren somit keine idealtypischen Figuren im Sinne Webers, die als analytische Abstrakta der Beschreibung der Funktionsweise des Felds dienen können. Als versubjektivierte, in das Feld eingetretene

Produzenten sind sie von den konstitutiven Brüchen, Spaltungen und Rissen des intellektuellen Diskurses durchzogen, die es unmöglich machen, ein Wesen zu isolieren, das sie als „repräsentativ“ für diese oder jene Position im Feld ausweisen würde. Die Diskursanalytikerin interessiert sich nicht für Repräsentativität, sondern für die Art, wie die Grenzen innerhalb des Diskurses verhandelt werden, und zwar ganz gleich ob es sich um „sozioinstitutionelle“ oder „szenographisch-imaginäre“ Positionierungen handelt. Kein Produzent fällt mit einer gegebenen Position objektiv zusammen; der Diskurs findet im „dazwischen“ statt, und kein Diskursträger kann diesem „dazwischen“ entkommen. So ist auch die „marginal-subversive“ Subjektivität der „Propheten“ nur möglich, weil in bestimmter und spezifischer Weise die des „liberalen Humanisten“ vorausgesetzt werden muss.

Die Propheten sind in verschiedenen Regionen des intellektuellen Felds positionierte Produzenten. Auch wenn es schwierig ist, eine gemeinsame theoretische Linie auszumachen, kann die Text- bzw. *écriture*-Problematik als ein Feld genannt werden, in dem sich die Arbeits- und Interessenschwerpunkte einiger dieser Produzenten überschneiden (besonders bei Derrida, Barthes und Tel Quel, weniger prominent bei Lacan, Foucault und Althusser). Dieses Feld diskursiver Positionierungen und szenographischer Verortungen wird daher einer eingehenderen Betrachtung unterzogen. Zu den gemeinsamen Gegnern gehören zum einen der intellektuelle Pontifex der vorangehenden Konjunktur des Existenzialismus, Jean-Paul Sartre, zum anderen die „liberalen Humanisten“, die zumeist die etabliert-akademischen Regionen des intellektuellen Felds dominieren. Die drei wichtigsten Produzenten der *sciences humaines*-Konjunktur sind der Psychoanalytiker Jacques Lacan, der marxistische Philosoph Louis Althusser und Michel Foucault, der Lehrstuhlinhaber für historische Denksysteme des *Collège de France*. Viele ihrer Mitte der sechziger Jahre publizierten Werke – Lacans Seminare, Althussters *Lire le Capital* (1965) und Foucaults *Les Mots et les choses* (1966) – werden zu den theoretischen Meilensteinen des Strukturalismus gezählt, auch wenn sich niemand von ihnen das strukturalistische Etikett anheften lässt.

Diese Trias von Psychoanalyse, Marxismus und historischer Diskurs- und Machtanalyse repräsentiert die wichtigsten Strömungen des breiteren intellektuellen Diskurses der Zeit, der sich in den sechziger Jahren durch ein gemeinsames Interesse an formal-sprachwissenschaftlichen Theorien auszeichnet. In unterschiedlichen Abstufungen gelingt es diesen drei Theoretikern, hohe Legitimität sowohl in kleinen akademischen Spezialistenzirkeln als auch in breiten intellektuellen Öffentlichkeiten zu gewinnen: Lacan als einflussreicher Praktiker und Theoretiker der Psychoanalyse, Althusser als Marxist und Philosoph und Foucault als politischer Aktivist (z.B. des Maoismus) und als „Historiker“. Während sich Lacans und Althussters Einfluss auf die im engeren Sinne intellektuellen Öffentlichkeiten beschränkt, spielt Foucault seit seiner Ernennung zum Professor des *Collège*

*de France* mit Aufrufen, Petitionen und Interviews auch in medialen Öffentlichkeiten eine wichtige Rolle.

Alle drei positionieren sich in den „peripheren“ Regionen des akademischen Felds: Foucault (\* 1926) hält sich zunächst im Ausland auf und wird dann Professor in Vincennes (1968), schließlich am *Collège* (1969); Althusser (\* 1918) wird nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft *caïman* (Repetitor) an der *Ecole Normale Supérieure*, und Lacan gehört als selbständiger Praktiker der Psychoanalyse keiner akademischen Institution an. Zwar erwirbt Lacan (\*1901) 1932 seinen Doktor, ist aber kein *normalien* wie Althusser und Foucault. Foucaults Prestige gründet in erster Linie auf den systematischen Forschungen, die er in der *Bibliothèque Nationale* betreibt, wohingegen Althusser Legitimität von einem teilweise klassischen philosophischen Kanon geprägt wird. Lacan kann seine geringe akademische Legitimität durch eine umfassende hochkulturelle Bildung und seine Nähe zu ästhetischen Bewegungen (Surrealismus) ergänzen. Alle drei sind charismatische Rhetoriker, aber nur Lacan und Althusser gelingt es, einen festen Stamm von Schülern aufzubauen: Während Lacan eine Schule etabliert (*Ecole freudienne de Paris*), deren Mitglieder sich seiner Analyse unterziehen müssen, steht Althusser als Professor an der *ENS* ein zwar begrenztes, aber „brillantes“ Reservoir junger Produzenten zur Verfügung, von denen sich einige um ihn scharen (etwa Etienne Balibar, Pierre Macherey, Jacques Rancière).

Die persönlichen und intellektuellen Beziehungen zwischen den drei Theoretikern sind neutral bis positiv, auch wenn aus Gründen des unterschiedlichen Alters gewisse Abstufungen zu erkennen sind: Althusser und Foucault lassen sich von Lacans psychoanalytischer Theorie beeinflussen, Lacan aber nicht von seinen jüngeren Kollegen. Der junge Foucault besucht in seiner Zeit an der *ENS* zeitweise die Philosophieklasse von Althusser, der ihn bis zur Mitte der sechziger Jahre zu seinen Mitstreitern zählt, diese Hoffnung dann aber auf Grund der marxismuskritischen Positionierung Foucaults ab Ende der sechziger Jahre aufgibt. Vermutlich erklärt sich der distanzierte Respekt, den diese drei Produzenten zueinander zu haben scheinen, durch die relativ geringen Überschneidungen ihrer Schulen, intellektuellen Projekte und Öffentlichkeiten: Lacan zieht viele „akademisch ansozialisierte“ Produzenten ohne große akademische Bindungen an; Althusserns Kreis beschränkt sich dagegen auf die kleine philosophische Welt der *ENS*; und Foucault, der ein intellektueller Einzelgänger bleibt, profiliert sich ab Ende der sechziger Jahre als medialer Impresario und auf dem amerikanischen Markt der *humanities*.

Doch neben dieser pontifikalen Trias wirkt eine Reihe weiterer Produzenten an dem Aufbau der neoavantgardistischen Hegemonie mit. Die folgende Betrachtung wird zwei Produzenten einschließen, die zwar weder unumstrittene kulturell-akademische Legitimität aufweisen noch einen eigenständigen, unverwechselbaren Theoriestil entwickeln, aber dennoch entscheidend zur Verbreitung und Popularisierung neoavantgardistischer

Theoretischen Tendenzen beitragen: Philippe Sollers (\* 1936, bzw. die Gruppe um die Zeitschrift *Tel Quel*) und Roland Barthes. Barthes (geboren 1915) ist das Chamäleon der Theoriepropheten. Zahlreiche theoretische Trends der Zeit finden in seinem Werk Eingang. Obwohl Barthes keine akademischen formalen Qualifikationen erwirbt, gelingt ihm eine akademische Karriere, die ihn bis auf eine Professur des *Collège de France* führt. Dagegen agiert Philippe Sollers, der mit Barthes freundschaftlich verbunden ist, zeit seines Lebens ausschließlich auf nichtakademischen Märkten symbolischer Güter. 1960 vertraut der „Hausverlag“ der *sciences humaines*, die *éditions du Seuil*, ihm, dem noch 24-jährigen, die Redaktion der neu gegründeten Zeitschrift, *Tel Quel*, an. *Tel Quel* – ein ursprünglich literarisches Magazin, das bald das Banner einer Avantgarde der Avantgarde trägt – wird zur straff geführten Machtbasis für Sollers. Mit Ausnahme von Sollers' damaliger Ehefrau (Julia Kristeva) ist das theoretisch-akademische Kapital der Redaktion dem der Trias deutlich unterlegen, und *Tel Quel* baut immer wieder die Theorie-Propheten mit der höchsten intellektuellen Legitimität als emblematische Referenzgrößen in ihre symbolischen Produktion ein (v.a. Derrida und Lacan, aber auch Althusser und Foucault).

Einige akademische Produzenten, v.a. Jacques Derrida und Gilles Deleuze, nehmen als Philosophen eine wichtige Rolle im *sciences humaines*-Diskurs ein. Derridas Rolle ist ambivalent: Zwar übernimmt er den Gestus der *sciences humaines*-Propheten und formuliert mit den Mitteln des strukturalen Modells eine Kritik der philosophischen Tradition, aber diese Kritik bleibt innerhalb des philosophischen Rahmens. Die größte Wirkung übt Derridas Philosophie auf das intellektuelle Feld in Frankreich unmittelbar nach der Veröffentlichung seiner dekonstruktiven Hauptwerke (Derrida 1967a; b; c) aus. Spätestens ab Mitte der siebziger Jahre erzielt er die viel höheren symbolischen Profite im amerikanischen Kontext. Als ein Produzent, der der „reinen“ Philosophie treu geblieben ist, nimmt er eine fragile Position im Diskurs der *sciences humaines* ein; außer mit Sollers, der Derrida Ende der sechziger Jahre zum „Hausphilosophen“ von *Tel Quel* macht, sind die intellektuellen Beziehungen Derridas zu den anderen Vertretern der neoavantgardistischen Fraktion neutral (Althusser, Barthes) bis polemisch (Foucault, Lacan).

Wie Derrida kann auch Gilles Deleuze zu den *normalien*-Philosophen mit unumstrittener akademischer Legitimität gezählt werden, die den Markt symbolischer Güter mit großen intellektuellen Gesamtprojekten bedienen. Doch auch wenn Deleuze niemals Strukturalist war, unterscheidet sich sein Fall nicht hinreichend von dem Derridas, um hier eine eigene diskursanalytische Untersuchung notwendig zu machen. Wie Derrida bleibt Deleuze der Philosophie treu; wie Derrida formuliert er gegenüber der etablierten Philosophie eine gewisse Distanz, z.B. durch seine Zusammenarbeit mit dem Psychoanalytiker Félix Guattari, mit dem er eine heterodoxe Philosophie entwirft. Ähnliches gilt für Jean-François Lyotard, dessen Studie über *La Condition postmoderne* (1979) zwar gerade im Ausland eine

große Resonanz gefunden hat, dessen philosophisches Hauptwerk *Le Différend* (1983) aber in den breiteren intellektuellen Öffentlichkeiten eine wesentlich geringere Rolle spielt als die Philosophien Althusser, Derridas und Deleuze'. Als ein „typisches“, wenn auch eher marginales Produkt des *sciences humaines*-Diskurses kann Michel de Certeau gelten – ein Jesuit, der schon auf ein umfangreiches theologisches Werk blicken kann, als er in den sechziger Jahren beginnt, sich für die *sciences humaines* zu interessieren und bei der Gründung von Lacans *Ecole Freudienne* mitwirkt. Die disziplinäre Zuordnung von Certeaus Werk gestaltet sich ähnlich schwierig wie bei Foucault. Und wie Foucault verbringt Certeau lange Jahre in den USA, bevor er nach Frankreich zurückkommt, um kurz vor seinem Tod (1986) noch eine Stelle an der *EHESS* anzutreten. Certeaus periphere Positionierung und sein heterodoxes Theorieprojekt findet sich in ähnlicher Form auch bei Foucault und Derrida, weshalb Certeau nicht eingehender betrachtet werden muss.

Ebenfalls nicht eingehender betrachtet werden sollen die primär akademisch orientierten Produzenten Claude Lévi-Strauss, Algirdas J. Greimas, Gérard Genette und Tzvetan Todorov. Als Pionier der strukturalistischen Anthropologie und Professor am *Collège de France* kann der theoretische Einfluss und das intellektuelle Prestige von Lévi-Strauss kaum überschätzt werden. Doch außerhalb des akademischen Subfelds ist die Bedeutung Lévi-Strauss' relativ gering; zeit seines Lebens hält Lévi-Strauss Distanz zu politischen Positionnahmen und bleibt ein relativer Einzelgänger. Auch der semiotische Input eines Greimas, der wie Foucault lange Zeit im Ausland wirkt und sich in den peripheren Institutionen positioniert, ist für die Produktion vieler prophetischer Produzenten von hoher Bedeutung. Doch ist es Barthes, der die trockene und technische Sprache Greimas' in den breiteren intellektuellen Diskurs übersetzt. Genette und Todorov, die eine wichtige Rolle bei der Popularisierung des strukturalen Modells in den Literaturwissenschaften spielen, sind zu stark auf disziplinäre Fragestellungen spezialisiert, als dass ihr Fall hier von größerem diskursanalytischem Interesse wäre. Genannt, wenn auch nicht ausgeführt, werden soll noch der interessante Fall Jean Baudrillards, der als einer der wenigen ursprünglich strukturalistisch geprägten Theoretiker ab Mitte der siebziger Jahre den Weg der *nouveaux philosophes* einschlägt und seine Produktion auf die medial-feuilletonistische Logik umstellt, für die Skandal und Provokation wichtiger sind als langfristig angelegte akademische Theorieprojekte. Zum Umfeld der *sciences humaines*-Konjunktur können schließlich noch einige spätmodernistische Ausläufer der historischen Avantgarde genannt werden: das Phänomen des *Nouveau Roman* und die Schriftsteller, die sich 1937-1939 im *Collège de Sociologie* zusammengefunden hatten. Das Etikett des *Nouveau Roman* bezeichnet eine heterogene Gruppe von Schriftstellern (darunter Alain Robbe-Grillet, Claude Simon, Michel Butor, Nathalie Sarraute), deren Stil sich durch textuale Reflexivität, deskriptiven Hyperrealismus und eine gewisse Sachlichkeit auszeichnet, die von der Emphase

existenzialistischer und klassisch-humanistischer Schriftsteller abhebt. Unter Führung von Robbe-Grillet, der auch als literarischer Berater für die *Edition de Minuit* tätig ist, wird der *Nouveau Roman* ab Mitte der fünfziger Jahre zu einer prägenden Strömung der literarischen Avantgarde, die sich auch mit den Projekten der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie überschneidet. So erscheinen bei *Minuit* nicht nur viele Werke des *Nouveau Roman*, sondern auch der prophetischen Philosophieavantgarde (besonders Derrida, Deleuze, Lyotard). Schon seit 1954 verteidigt Roland Barthes (1964) in seinen Essays die Autoren des *Nouveau Roman*, und Jean Ricardou, der „Theoretiker“ dieser Strömung, findet in *Tel Quel* einen wichtigen Platz. Auch die theoretisch informierte Gruppe surrealistischer Literaten und *hommes de lettres*, die 1937 das *Collège de Sociologie* gründen – darunter Georges Bataille, Michel Leiris und Roger Caillois –, wird in den fünfziger Jahren von Barthes und später von *Tel Quel* enthusiastisch begrüßt. Foucault und Lacan werden von dieser Literatur, die die Gewalt, Körperlichkeit und Sexualität der menschlichen Existenz behandelt, stark beeinflusst, v.a. Lacan, der sich nicht nur für Batailles surrealistische Ästhetik, sondern auch für dessen Frau Sylvia interessiert, die er 1953 heiratet.

### 5.1.1 Jacques Lacan

Nachdem Lacan 1932 den Doktor der Medizin erhält, arbeitet er als freischaffender Theoretiker und praktizierender Psychoanalytiker. Seit seinem fünfzigstem Lebensjahr (1951) hält Lacan ein wöchentlich stattfindendes „Seminar“, in dem seine Schüler, aber auch viele Philosophen, Geisteswissenschaftler und Schriftsteller zusammenfinden, um Lacans „Rückkehr“ zu Freud beizuwohnen und in jene Lehre eingewiesen zu werden, die der psychoanalytischen Theorie ein neues, sprachtheoretisch informiertes Fundament verleiht. Im Laufe der Jahre wird Lacans Seminar zu einem intellektuellen Großereignis in Paris; bis 1963 ist das Seminar noch eine überschaubare Veranstaltung, an der auch manchmal profilierte Theoretiker (z.B. wie Koyré, Kojève, Lévi-Strauss, Hyppolite und Ricœur) mitwirken – »une véritable laboratoire de recherche« (»ein richtiges Forschungslaboratorium«, Roudinesco 1993: 343). Danach gewinnt es den Charakter einer sakralen Messe, deren Worte – obskur zumindest für alle Nichteingeweihten – von einer in die Hunderte gehenden ergebenden Zuhörer- und Anhängerschaft aufgenommen werden. Roudinesco erklärt diesen Wandel durch die neue »base sociale« (»soziale Basis«, 1993: 383), die auf die stark zunehmenden Zahlen universitärer Angestellter, ab 1965 besonders auch der Psychologie-Studierenden, zurückzuführen ist. Auf diese nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ neuen Verhältnisse stellt Lacan sein Seminar nun ein:

Au lieu de disciples à l'esprit critique, dialoguant avec lui au cours de banquets philosophiques, il était maintenant entouré – sauf exceptions notoires – d'un peuple d'admirateurs à la recherche d'un savoir fait de certitudes, de résultats, de formules. [...] Autrement dit, en passant d'une place de maître à penser à un statut de chef d'école, Lacan entraînait dans la logique d'une évolution aussi inéluctable qu'incontrôlable. Elle le conduirait à se faire adorer comme un dieu et à transformer son enseignement en parole sacrée. Pour finir, le peuple lacanien éclaterait en une multitude de groupes messianiques.<sup>219</sup> (Roudinesco 1993: 384f.)

Angesichts der „Vermassung“, die das Seminar nun erlebt, angesichts der zunehmenden „Skandalosität“ der Lacan'schen Lehre für den intellektuellen Diskurs und nicht zuletzt angesichts des notorischen Pariser Raumproblems beginnt nun Lacans institutionelle Odyssee. Lacans Seminar beginnt 1951 in der Wohnung seiner Geliebten, Sylvia Bataille, und zieht 1953 in das *Hôpital Saint-Anne* um. Ab Januar 1964 findet es mit der Unterstützung Althusser's an der *Ecole Normale Supérieure* statt, wo Lacan unter den von Althusser beeinflussten Philosophiestudenten ein aufgeschlossenes Publikum findet. Einer dieser *normaliens*, Jacques-Alain Miller, heiratet 1966 seine Tochter Judith und baut mit ihr und anderen Jüngern Lacans das Psychoanalyse-Institut an der neugegründeten *Université de Vincennes* auf. Im März 1969 wird Lacan vom Direktor der ENS, Robert Flacelière – offensichtlich aus Ärger über die von Lacan provozierte räumliche und geistige „Unordnung“<sup>220</sup> – wieder auf die Straße gesetzt. Im Juli 1969 erhält Lacan von Michel Foucault das Angebot, das Seminar in der Experimentaluniversität von Vincennes fortzusetzen (Eribon 1989: 224). Lacans Seminar findet schließlich ab November 1969 in dem gigantischen Hörsaal der juristischen Fakultät gegenüber vom *Panthéon* statt, und zwar bezeichnenderweise im Rahmen einer weiteren „peripheren“ Institution, der *Ecole Pratique des Hautes Etudes* (Roudinesco 1993: 448). An der Vermassung von Lacans Seminar lässt sich der tiefgreifende Umbruch des intellektuellen Felds der Zeit gut ablesen – und ebenso die besondere Bedeutung der „peripheren“ Institutionen (*ENS, EPHE, Vincennes*), die in dieser Zeit als Scharnier zwischen freischaffenden und akademisch integrierten Produzenten fungieren.

---

<sup>219</sup> »Statt von Schülern mit kritischem Geist, die sich mit ihm während eines philosophischen Banketts austauschen, war er nun – ohne große Ausnahmen – von einem Volk von Bewunderern umringt, die auf der Suche nach einem abgesicherten, ergebnisorientierten und leicht in Formeln zu bringendem Wissen waren. [...] Anders gesagt, indem Lacan sich von einem Groß- und Vordenker zu dem Anführer einer Schule wird, tritt er in eine Evolutionslogik ein, die sowohl unausweichlich wie unkontrollierbar war. Diese brachte ihn dazu, sich wie ein Gott bewundern zu lassen und seinen Unterricht in ein heiliges Wort zu verwandeln. Schließlich wird das Lacan'sche Völkchen in eine Vielzahl von messianischen Gruppe zerbersten.«

<sup>220</sup> Verschiedene Begründungen werden hierzu abgegeben: Nach Roudinesco »on savait que Flacelière s'était plaint d'entendre beaucoup trop parler de phallus à l'école, et s'était irrité de voir le trottoir de la rue d'Ulm encombré de belles automobiles le mercredi à l'heure du déjeuner.« (»man wusste, dass Flacelière sich viel über das Phallusgerede an der Schule beschwerte und sich über die vielen schönen Autos mittwochs mittags auf dem Gehsteig der Schule aufregte«, 1993: 444f.). Dagegen begründet Althusser die neuerliche Vertreibung des Seminars mit dem Rauch, der regelmäßig den Hörsaal anfüllte und in die Räume der *ENS* zog (Althusser 1992:

Auch mit Blick auf die Verwerfungen, die Lacan innerhalb des psychoanalytischen Felds auslöst, und die institutionellen Lösungen, die für diese Konflikte gefunden werden, ist Lacans Fall aufschlussreich. Seit den vierziger Jahren befinden sich Lacan in einem Konflikt mit der *International Psychoanalytical Association (IPA)*, der die von Lacan praktizierten immer kürzeren Analysen, die sich schließlich im einstelligen Minutenbereich bewegen, ein Dorn im Auge ist. Die kurzen Analysezeiten ermöglichen es Lacan, massenhaft Psychoanalytiker auszubilden, die er nach seiner „Exkommunikation“ – dem Rauswurf aus der *IPA* (1963) – in einer eigenen Schule versammelt, der *École freudienne de Paris (EFP)*. Durch die weitgehende Abwesenheit formaler Regeln und Hierarchien markiert diese Schule ihre „Offenheit“: »Plus aucune règle technique n’était imposée aux membres de l’EFP, qui avaient le droit de choisir librement un didacticien et un contrôleur, sans passer par une « liste » ou par une commission. De même disparaissait l’obligation portant sur les durées. Chaque psychanalyste pouvait disposer librement de son temps : plus de séances chronométrées à quarante-cinq minutes, plus de nombre de séances fixé à l’avance.«<sup>221</sup> (Roudinesco 1993: 411). Die Aufnahme erfordert keine formalen Prüfungen oder Auswahlprozesse; es liegt vielmehr an den Kandidaten selbst, über die eigene Befähigung als Mitglied der *EFP* und als Psychoanalytiker zu befinden. Diese flexible Organisationsweise, in der »une démocratie égalitariste, un pouvoir monarchique et un système de pensée orthodoxe«<sup>222</sup> (1993: 412) zusammengeführt werden, erweist sich als geeigneter, wenn auch fragiler Rahmen, um eine seit Mitte der sechziger Jahre stark steigende Anzahl symbolischer Produzenten zu integrieren. Als Lacan im Juni 1964 die Schule gründet, ernennt er 134 Mitstreiter zu Gründungsmitgliedern der *EFP*. Zwischen September und 1966 und Januar 1967 kommen weitere 80 hinzu, und nach 1968 steigt die Anzahl der Mitglieder auf 276 (1971), 401 (1975) und schließlich auf 609 (1979) (Roudinesco 1993: 404, 413). Nach Roudinesco »Lacan distribua les titres d’AE [*analyste de l’École*, JA] et d’AME [*analyste membre de l’École*, JA] non pas en fonction d’un nouveau règlement intérieur, mais en vertu de sa seule volonté et à partir d’une hiérarchie déjà en place«<sup>223</sup> (1993: 404). Angesichts der Masse von Mitgliedern, der minimalen Analysezeiten und der Absenz formaler Regeln unterscheiden sich die Beziehungen zwischen den symbolischen Produzenten dieser „Schule“ erheblich von der personalen Pädagogik, die die Reproduktion bürokratisch-staatlicher Bildungseinrichtungen dominiert. In der *EFP* fungiert Lacan zwar als eine unumstrittene

---

210).

<sup>221</sup> »Die Mitglieder der *EFP*, die das Recht hatten, einen Didaktiker und einen Kontrolleur frei zu wählen, ohne auf eine „Liste“ gesetzt zu werden oder sich vor einer Kommission zu präsentieren, waren keiner Regel mehr unterworfen. Genauso verschwand die Verpflichtung, die die Länge der Sitzungen betraf. Jeder Psychoanalytiker konnte frei über seine Zeit verfügen: keine auf 45 Minuten festgelegten Zeiten mehr, keine, von vornherein fixierte Anzahl von Sitzungen mehr.«

<sup>222</sup> »eine egalitäre Demokratie, eine monarchische Macht und ein orthodoxes Denksystem«

<sup>223</sup> »Lacan verteilte die AE und AME Titel nicht gemäß eines neuen internen Reglements, sondern nach seinem alleinigen Willen und ausgehend von einer schon existierenden Hierarchie.«

Autoritätsfigur, deren Doktrin die Einheit der Schule garantiert. Doch der institutionelle Rahmen dieser Schule ist wenig formalisiert und bürokratisiert, so dass davon ausgegangen werden kann, dass die Schule unabhängig von dem Charisma und der einheitsstiftenden Lehre des Meisters keine dauerhafte Struktur annehmen kann. Vielleicht ist es dieses institutionelle Vakuum dieser Schule, das die Faszination gerade für gewisse symbolische Produzenten aus den peripheren Regionen des akademischen Subfelds ausmacht: Zu den Mitgliedern, die von Anfang an der *EFP* angehören, sind einige wichtige Figuren aus dem Umfeld der theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion zu zählen, wie Michel de Certeau, Félix Guattari und Luce Irigaray. In der *EFP* finden nicht nur Psychoanalytiker, sondern auch Priester, Philosophen und Schriftsteller einen Ort, der für die aktuellen philosophischen Tendenzen der Zeit offen ist. Die intellektuelle Effervescenz der *EFP* erklärt sich vermutlich durch das Fehlen eines formalisierten Bildungs- und Reproduktionsprozesses der Produzenten, der die Theorieproduzenten der prophetischen Fraktion, den *auctores* des intellektuellen Felds, Freiheiten gibt, die die akademischen und selbst die peripheren Institutionen nicht aufweisen. Freilich werden diese Freiheitsgerade, gerade bei den Produzenten mit defizitärer Kapitalstruktur, mit der Unterwerfung »à une autre forme de servitude [bezahlt]: l'étude de la doctrine de Freud comme un texte sacré dont seule la lecture lacanienne avait su réactiver le destin.«<sup>224</sup> (1993: 412).

### 5.1.2 Louis Althusser

Auch Louis Althusser (geboren 1918) fungiert als eine Art Vatergestalt für die Generation der „Strukturalisten“. Althusser muss direkt nach seinem Erfolg beim *concours* der *Ecole Normale Supérieure (Rue d'Ulm, Juli 1939)* in den Krieg ziehen, den er fast ausschließlich in deutscher Kriegsgefangenschaft erlebt. Nach Kriegsende kehrt er nach Paris zurück, tritt im Januar 1946 endlich in die *ENS* ein, die er bis zum Mord an seiner Frau im November 1980 nicht mehr verlassen wird. Direkt nach seiner Agregation im Spätsommer 1948 wird er dort *caïman* für Philosophie und folgt Georges Gusdorf nach, der in Strasbourg einen Lehrstuhl für Philosophie erhält. Die Position eines *caïman* ist nicht die eines regulären Hochschullehrers. Der *caïman* vergibt keine Zertifikate, sondern bietet lediglich ein ergänzendes Kursangebot für die Schüler der *ENS* an, die nicht gezwungen sind, dieses wahrzunehmen. Seit 1902 vergibt die *ENS* keine eigenen Diplome mehr, und die Studenten müssen die erforderlichen Qualifikationen an den akademischen Institutionen, beispielsweise an der Sorbonne erwerben. Althusser kann sein Kurse daher recht frei gestalten, seinen eigenen Interessen einen großen Raum einräumen und, was mit Blick auf seine prophetische Rolle als *auctor*-Produzent von

---

<sup>224</sup> »unter eine andere Form von Dienerschaft [bezahlt]: das Studium der Freud'schen Doktrin als eines heiligen

Bedeutung ist, seinen Schützlinge frei von den Normierungen eines bürokratisch definierten Lehrverhältnisses begegnen. Diese von akademischen Zwängen relativ freie Situation ist für Althusser nicht nur mit Blick auf seinen gesundheitlich eingeschränkten Zustand eine vorteilhafte Position<sup>225</sup>, kann er doch auf den andauernden Zustrom junger interessierter Elite-Philosophen zählen. Althusser's Rolle ist die eines spirituellen Vaters, der seinen Zöglingen auch lebensweltliche Hilfestellungen gibt. Wie im Falle Lacans ist das Verhältnis zwischen dem Meister und seinen Schülern frei von den akademisch normierten Beziehungen pädagogischer Institutionen. Aber anders als bei Lacan nimmt Althusser's Kreis niemals den spektakulären, aber auch vorläufigen Charakter der Lacan'schen Schule an. Althusser's Kreis, zu dem auch Étienne Balibar, Pierre Macherey, Jacques Rancière gehören, ist überschaubar, aber stark integriert, was sich nicht zuletzt an der tiefen emotionalen Erschütterung ablesen lässt, die Althusser's Einweisung in die Psychiatrie im November 1980 bei seinen Schülern hinterlässt, von denen Michel Pécheux 1983 schließlich Selbstmord begehen wird. Althusser und seine Schüler bleiben in der geschlossenen Umgebung der *ENS* von den Umbrüchen an den Universitäten eher unberührt. Althusser und sein Kreis sind von der massiven Ausweitung des akademischen Felds unmittelbar weniger als andere Vertreter der theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion betroffen, nehmen die Positionen und Studierenden an den *Écoles* doch verhältnismäßig weit weniger stark zu als an den Universitäten und Forschungseinrichtungen. Rückblickend betrachtet Althusser die *ENS* als »véritable « cocon » maternel, le lieu où j'étais au chaud et chez moi, protégé du dehors, que je n'avais pas besoin de quitter pour voir les gens, car ils y passaient ou venaient, surtout quand je devins connu.«<sup>226</sup> (Althusser 1992: 185). Wegen des beschränkten Zugangs ist die *ENS* und auch der Kreis um Althusser vor den Verwerfungen, die das intellektuelle Feld in den sechziger Jahren erfassen, insbesondere vor der Vermassung, den symbolischen Konflikten und Blockaden, relativ geschützt.

Die *ENS* ist während der sechziger Jahre ein Ort der relativen institutionellen Ruhe und Abgeschlossenheit. Obwohl die Schule traditionell als intellektuell, links, teilweise sogar als relativ radikal gilt, dauert es einige Zeit, bis sich die revolutionäre Stimmung der Universitäten auch innerhalb der Schule äußert. Möglicherweise erklärt sich diese Koexistenz von Ruhe und Radikalität durch das Fehlen eines wirklichen pädagogischen Regimes, gegen das man sich auflehnen konnte. Angesichts der Prominenz der kanonischen Fächer, der Agregation und des Fehlens systematischer Forschung können sich an der *rue d'Ulm* nur bestimmte Tendenzen durchsetzen, die mit dem Aufschwung der *sciences humaines* Einzug

---

Texts, deren Bestimmung allein Lacans Lektüre zu reaktivieren gewusst hatte.«

<sup>225</sup> Obwohl Althusser wegen seiner manisch-depressiven Zustände immer wieder ausfällt, kann er seine Position an der *ENS* halten. Zwischen 1947 und 1980 zählt Althusser insgesamt 15 depressive Perioden, von denen die erste und letzte, in der er seine Frau umbringt, länger anhalten (Althusser 1992: 165).

<sup>226</sup> »richtiges mütterliches „Kokon“, der Ort, wo ich aufgehoben und bei mir war, geschützt vor dem Außen, den ich nicht verlassen musste, um die Leute zu sehen, denn sie kamen, v.a. als ich bekannt wurde«

im akademischen Subfeld halten. Besonders der politische Aktivismus eines Teils der Stipendiaten und des Lehrkörpers, darunter schon Althusser's Lehrer wie Jean-Toussaint Desanti und Thran Duc Thao unmittelbar nach dem Krieg, kann hier genannt werden. Anders als die meisten anderen Vertreter des „Strukturalismus“, die dem glühenden politischen Engagement – zumindest in der ersten Hälfte ihrer Karrieren – eher distanziert gegenüber stehen, ist Althusser mit Leib und Seele der revolutionären Sache verschrieben – und dies nicht erst 1968, sondern schon seit seinem Eintritt in die Kommunistische Partei Frankreichs zwanzig Jahre zuvor. Es ist die Rolle als politisch profilierter Philosoph, die es Althusser erlaubt, Distanz gegenüber der kanonischen Philosophie zu gewinnen und an der intellektuellen Effervescenz der sechziger Jahre teilzuhaben. Aber auch Althusser's Rolle in der Partei ist charakteristisch: Einerseits vermeidet er die frontale Auseinandersetzung mit dem stalinistischen Apparat um nicht »de courir vraiment le risque d'en être exclu«<sup>227</sup> (Althusser 1992: 224); andererseits weist ihn sein theoretischer Antihumanismus als oppositionell aus – eine Situation, für die er später sein »désir d'opposition farouche à la direction et à l'appareil, mais au sein même du Parti même, c'est-à-dire de sa protection«<sup>228</sup> (1992: 224) anführt. Wie auch immer seine politische Position letztendlich „wirklich“ ausgesehen hat – stalinistisch oder oppositionell –, es gelingt Althusser durch die gleichzeitige Positionierung im Feld der Politik und der Philosophie, ein bestimmtes Maß an Autonomie zu verteidigen, ohne die sein öffentlicher Erfolg als Theorieprophet nicht möglich gewesen wäre. Mit Hilfe seiner antihumanistischen Positionierung – der Unterscheidung von frühem („ideologischem“) und reifem („wissenschaftlichem“) Marx, der Gleichsetzung von Ideologie und Subjektivismus, der Entkausalisierung des Basis-Überbau-Modells – verortet er sich sowohl in politischer als auch in philosophischer Hinsicht in den „oppositionellen“ Regionen der entsprechenden Felder: gegen die humanistischen Theoretiker der Partei wie Roger Garaudy, gegen philosophische Traditionalisten wie Mikel Dufrenne oder Georges Gusdorf (s.5.3). Mit Blick auf Althusser's Marxlektüre ist zudem zu berücksichtigen, dass Marx trotz der großen Bedeutung der Kommunistischen Partei im intellektuellen Diskurs der Zeit noch wenig eingeführt ist. Außer der spezifischen Rezeption von Sartre und von einigen marginalen Philosophen wie Henri Lefebvre existieren noch kaum intellektuelle Autoritäten im Bereich des Marxismus. Althusser gelingt es nicht nur, dieses Vakuum zu schließen, sondern darüber hinaus die marxistische Theorie in das hegemoniale Projekt der FMS-Fraktion einzuschreiben.

---

<sup>227</sup> »wirklich Gefahr zu laufen, ausgeschlossen zu werden«

<sup>228</sup> »wildes Oppositionsverlangen gegen die Führung und den Apparat, aber innerhalb der Partei selbst, d.h. in ihrer geschützten Umgebung«

### 5.1.3 Michel Foucault

Wie Althusser beginnt Michel Foucault (geboren 1926) seine Karriere mit dem Eintritt in die ENS (Juli 1946). Foucault, der Sohn eines bekannten Arztes in Poitiers, interessiert sich früh für die Psychologie und die Psychiatrie. Nachdem er 1948 an der Sorbonne eine *licence* („B.A.“) in Philosophie erwirbt, folgen 1949 eine *licence* in Psychologie, 1951 die *agrégation* in Philosophie und 1952 ein Diplom der *psychologie pathologique* des *Institut de psychologie*. Anders als Althusser wendet sich Foucault jedoch von der Philosophie ab, gilt nach einer kurzen Mitgliedschaft in der KPF (1950-1955, Eribon 1989: 78) in den sechziger Jahren als eher unpolitisch und wird zu einem Forscher, der sich auf einen noch relativ jungen Forschungsbereich spezialisiert. Foucault schlägt zunächst einen Weg ein, der ihn von den akademischen Zentren weit weg führt. Er geht für drei Jahre (1955-1958) nach Uppsala, Schweden, um dort am französischen Kulturinstitut zu arbeiten, verbringt dann die Jahre 1958 bis 1960 in Warschau und in Hamburg. In diesen fünf Jahren, die er im Ausland verbringt, arbeitet Foucault in den historischen Archiven, besonders in der Carolina Rediviva von Uppsala, wo er seine *thèse d'Etat* („Habilitation“) vorbereitet, die als *Folie et déraison* (1961) erscheinen wird. So hat Foucault nach der Verteidigung seiner Habilitationsschrift (Mai 1961, Sorbonne) alle formalen Qualifikationen, um im akademischen Subfeld die höchsten Positionen zu erreichen. Nicht nur seine unumstrittene akademische Qualifikation, auch der erfolgreiche Umgang mit administrativen Schaltstellen und seine Gewandtheit in den etablierten akademischen Regionen des Felds verhelfen ihm zu einer glänzenden Ausgangsposition für die Möglichkeiten, die sich in den folgenden Jahren auftun sollten. Besonders am Anfang seiner Karriere, in den sechziger Jahren, tritt Foucaults Kompatibilität mit den etablierten akademischen Kontexten, die andere Propheten wie Barthes und Althusser weniger und Lacan sowie die Gruppe um *Tel Quel* nicht aufweisen, deutlich zu Tage: Er wird Philosophieprofessor an einer Universität der Provinz (1960-1966 in Clermont-Ferrand) und engagiert sich in der von De Gaulles Bildungsminister, Christian Fouchet, eingesetzten Kommission, die eine umfassende Universitätsreform ausarbeitet (Eribon 1989: 159f.) – ausgerechnet jene Reform, deren Einsetzung 1967 zur Explosion der französischen Universitäten führt<sup>229</sup>.

---

<sup>229</sup> Vgl. dazu Eribons Bemerkung: »Ce qui, soit dit en passant, ridiculise totalement les essayistes qui ont voulu dénouer dans les ouvrages publiés par Foucault dans les années soixante les schèmes fondateur d'une pensée 68 étroitement corrélée avec les événements du même nom. Quand il écrivait *Les Mots et les choses*, Foucault ne préparait pas la révolution, il ne songeait pas aux barricades... Non, il discutait dans les bureaux d'un ministre gaulliste sur l'avenir de l'enseignement secondaire et supérieur un France.« (»Was, um das beiläufig zu erwähnen, jene Essayisten vollkommen ins Lächerliche zieht, die in den in den sechziger Jahren veröffentlichten Werken Foucaults die selben Grundschemas eines 68er Denkens am Werk sahen, die eng mit den gleichnamigen Ereignissen verbunden war. Als Foucault die Ordnung der Dinge schrieb, bereitete Foucault nicht die Revolution vor, er dachte nicht an die Barrikaden... Nein, er diskutierte in den Büros eines gaullistischen Ministers über die Zukunft des sekundären und höheren Bildungswesens in Frankreich.«, Eribon 1989: 161).

Mit dem großen öffentlichen Erfolg von *Les Mots et les choses* – ein Werk, das eine Auflage von über 100000 erreicht (Foucault 1966: 183) – gelingt Foucault der Durchbruch im intellektuellen Feld, und es setzt wie bei Sartre Mitte der vierziger Jahre ein Prozess der pontificalen Weihung ein, der von einer zunehmend oppositionellen Rhetorik und „peripheren“ Positionierung im intellektuellen Feld begleitet wird. Foucault, der 1966 wieder ins Ausland (Tunis) gegangen war, kehrt Ende 1968 nach Frankreich zurück, um die Philosophieabteilung der neuen experimentellen Universität von Vincennes aufzubauen. Die Universität von Vincennes (Paris VIII), in die man als einzige in Frankreich auch ohne Abitur eintreten kann, wird rasch zur „roten Bastion“; viele Maoisten und Lacanianer finden an dieser peripheren Institution des akademischen Subfelds Anstellung. Gilt er Mitte der sechziger Jahre bei einigen seiner Kollegen in Clermont-Ferrand noch als „gaullistisch“ (Eribon 1989: 158), beginnt ab 1969 eine Phase politischer Militanz, die Foucaults öffentliches Bild in der Folgezeit dauerhaft prägen wird. Es wäre leicht, diese politische Evolution auf den Eindruck von „1968“ zurückzuführen, aber es darf nicht die geänderte Situation im intellektuellen Feld vergessen werden, in der sich Foucault infolge seiner Wahl ins *Collège de France* (November 1969) befindet. Bei dieser Wahl schlägt Foucault Paul Ricœur aus dem Rennen. Ricœurs Philosophie gilt nicht nur als konservativ-humanistisch, sondern, was auch in dieser aufgewühlten Zeit vielleicht noch schwerer wiegt, Ricœur war der Eintritt in die *Ecole Normale Supérieure* nicht gelungen.

Foucaults Wahl ins *Collège* markiert den Höhepunkt seiner raschen und „brillanten“ intellektuellen Karriere und unterstreicht die unumstrittene Anerkennung, die er nun im intellektuellen Feld genießt. Mit seinem umfangreichen Schatz an historischen Recherchen repräsentiert er den neuen akademischen Produzententyp, der in den folgenden Jahren das intellektuelle Subfeld dominieren wird: Foucaults systematischen akademischen Forschungen, seine Positionierung in nicht-kanonischen Disziplinen wie der Psychologie, sein umfangreicher hochkultureller Hintergrund, das markante thematische Profil und sein „brillanter“ idiosynkratischer Stil, die Bedeutung der institutionellen Peripherie für seine Karriere machen ihn zu einem archetypischen Träger der symbolischen Konjunktur, die für ca. 15 Jahre das intellektuelle Feld in Frankreich erfassen wird. Foucault wird zu einem Vertreter der theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion, der es wie kein anderer versteht, sich in den verschiedenen Regionen des intellektuellen Felds zu etablieren. Zum Entsetzen seiner akademischen Kollegen am *Collège* setzt nun eine politische Radikalisierung ein. Er gründet die *Groupe d'information sur les prisons* (Februar 1971) und engagiert sich aktiv in maoistischen Gruppen wie *La Cause du peuple*. Eribon illustriert die Überraschung, die angesichts des radikalen Tonfalls, den Foucault nun anschlägt, nun herrscht:

« Qu'avons-nous fait ? Mon Dieu qu'avons-nous fait ? » Un professeur du Collège de France téléphone à Georges Dumézil, un beau jour de 1971, pour

lui dire son effarement. Il a beaucoup contribué à l'élection de Foucault, et il est assez déconcerté en lisant les journaux qui rapportent les faits et gestes du nouveau promu : Foucault, aux côtés de Sartre et des gauchistes, Foucault en tête des cortèges d'immigrés, Foucault aux portes des prisons.<sup>230</sup> (Eribon 1989: 270)

Dass Foucaults radikale politische Positionierung weniger mit „1968“ als mit der nun einsetzenden Dialektik zwischen akademisch-institutioneller Anerkennung und politisch-öffentlicher Wirkung zu tun hat, wird auch durch den Umstand, dass Foucault bis Herbst 1968 noch in Tunis weilt, nicht widerlegt. Im Gegenteil, in Tunis beginnen die studentischen Unruhen schon im Dezember 1966 und erreichen im Juni 1967 einen Höhepunkt (Eribon 1989: 204f.). Foucault ergreift Partei für die Studierenden; aber er ist noch weit von den klaren politischen Positions- und Parteinahmen entfernt, die sein Engagement nach seiner Berufung ins *Collège* auszeichnen wird: In Tunis »Foucault préférerait l'action discrète et efficace à ce qu'il considèrerait comme un comportement irresponsable et surtout voué à l'échec.«<sup>231</sup> (Eribon 1989: 206).

Foucaults Karriere, seine Positionierungen und die Evolution des intellektuellen Felds sind eng miteinander verbunden. So unterteilt Kauppi Foucaults intellektuelle Karriere in drei Phasen:

Schematically, Foucault's trajectory can be presented in the following way: first, entry into the university field; second, accumulation of academic recognition over a period of six years; third, conversion and accumulation of capital with an emphasis on conversion of academic recognition into cultural celebrity over a five-year period; and finally, conversion and accumulation with an emphasis on conversion of cultural celebrity into academic merit over five years. The form and content of Foucault's works followed this same logic of two cultures. They consisted of academic works without academic forms and texts with philosophical content - discussing questions like reason, liberty, or man - combined with a human- and social-scientific form. (Kauppi 1996: 136)

Wie bei Sartre, so steht auch bei Foucault die Politik im ersten Lebensabschnitt zunächst nicht im Mittelpunkt. Erst nach der Publikation eines akademisch-philosophischen Hauptwerks – in Sartres Fall *L'Être et le néant* in Foucaults Fall *Les Mots et les choses* und *L'Archéologie* – setzt eine Politisierung und damit einhergehend ein zunehmendes Interesse an den Möglichkeiten massenmedialer Verbreitung ein. Dass diese Politisierung auch bei Sartre unter

---

<sup>230</sup> »„Was haben wir getan? Was haben wir nur getan?“ Ein Professor des *Collège de France* telefoniert eines schönen Tages des Jahres 1971 mit Georges Dumézil, um ihm sein Erschrecken mitzuteilen. Er wirkte stark zur Wahl Foucaults bei, und er ist sehr verwirrt über das, was er in den Zeitungen liest, die von den Taten und Gesten des Neugewählten berichten: Foucault an der Seite Sartres und der *gauchistes*, Foucault an Zügen der Immigranten vorneweg, Foucault an den Türen der Gefängnisse.«

<sup>231</sup> »zog Foucault die diskrete und wirksame Handlung dem vor, was er für ein unverantwortliches und v.a. dem Scheitern verurteiltes Verhalten hielt.«

außergewöhnlichen politischen Umständen (Zweiter Weltkrieg) stattfindet, darf hierbei nicht überschätzt werden, muss die Durchsetzung intellektueller Dominanz doch zunächst mit der Behauptung akademischer Autonomie beginnen, in deren Namen der Pontifex in das massenmedial-journalistische Feld eintritt. Diese Logik „verspäteter“ Politisierung wiederholt sich im übrigen auch bei Sartres und Foucaults pontifikalem Nachfolger Pierre Bourdieu. Die Ähnlichkeiten zwischen den intellektuellen Pontifikaten dieser drei symbolischen Produzenten sind in der Tat unübersehbar: Alle drei sind als Absolventen der ENS mit höchstem schulischen Kapital ausgestattet und Philosophen, die sich (bis auf Sartre) von der Philosophie abwenden und nach der Erringung unumstrittener akademischer Legitimität in massenmedial-journalistische Öffentlichkeiten eintreten.

#### 5.1.4 Roland Barthes

Roland Barthes' Aufstieg ist untrennbar mit den beiden Konjunkturen des spätmodernistischen Repräsentationsregimes verbunden, das die zunehmende Theoretisierung der zunächst primär ästhetisch orientierten Avantgardebewegungen des Modernismus erlebt. Barthes (geboren 1915) ist ein intellektuelles Chamäleon, das durch seine schillernden, in ständig neuem theoretischen Gewand daherkommenden Produkte zu faszinieren vermag. Eine langjährige Tuberkuloseerkrankung und andere Schicksalsschläge wie der Ausbruch des zweiten Weltkriegs 1939 führen dazu, dass er erst im Januar 1942 eine *licence d'enseignement in lettres* erwirbt. Ähnlich wie Foucault arbeitet Barthes zwischen 1947 und 1950 im Ausland, und zwar in Rumänien und Ägypten, wo er im Auftrag des *Institut français* Vorträge und Kurse über französische Kultur und Literatur abhält.

Mêlant l'érudition à la vulgarisation, parlant de façon savante tout en restant accessible au grand public, il expérimente sans le savoir un style, celui qu'il utilisera plus tard dans les *Mythologies*, un style qui naît du lieu dans lequel il parle. [...] D'une certaine façon, après l'échec de la première voie qu'il s'était imaginée (la rue d'Ulm, l'agrégation, etc.), c'est ici, dans ses conférences, qu'il commence à explorer la seconde voie, celle qu'il suivra ensuite tout au long de sa vie.<sup>232</sup> (Calvet 1990: 112f.)

Barthes ist einer der letzten Autodidakten, jener privatgelehrten *hommes de lettre*, dem in den sechziger und siebziger Jahren an den peripheren Institutionen der *Ecole des Hautes Etudes*

---

<sup>232</sup> »Indem er die Gelehrsamkeit mit der Popularisierung vermischt, indem er gelehrt spricht, ohne den Zugang des großen Publikums zu verlieren, experimentiert er, ohne es zu wissen mit einem Stil, mit jenem, den er später in *Mythen des Alltags* benutzen wird, einem Stil, der an dem Ort, an dem er spricht, geboren wird. [...] Nach dem Misserfolg des ersten Wegs, den er sich vorgestellt hatte (Rue d'Ulm, Agrégation etc.) beginnt er gewissermaßen hier, in seinen Vorträgen, seinen zweiten Weg, jenen, den er dann sein ganzes Leben verfolgen wird.«

und des *Collège de France* eine „brillante“ Karriere gelingt. Barthes' Karriere ist für die neuen Möglichkeiten, die sich mit der Stellenexplosion im akademischen Subfeld auftun, symptomatisch: Während der fünfziger Jahre zunächst in prekären Anstellungen am *CNRS* gelingt es Barthes trotz seiner defizitären Zertifizierung, zu einem wichtigen Transformationsriemen für die aufstrebenden *sciences humaines* zu werden. Seit seiner Ernennung zu einem „chef de travaux“ (1960) an der von Fernand Braudel aufgebauten und geleiteten 6<sup>ème</sup> *Section* der *Ecole Pratique des Hautes Etudes* – eine „peripheren Institution“, in der akademische Zertifikate weder vorausgesetzt noch erworben werden – befindet Barthes sich in einer Einrichtung, die sich damals als besonders offen für neue Trends und Interessen zeigt. In dieser Position kommt Barthes sein unakademischer Schreib- und Denkstil sowie sein Gespür für die aktuellen Entwicklungen und Moden zu Gute, denn der Erfolg der sechsten Sektion der *EPHE* (seit 1975 *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales*) basiert auf dem Ruf einer fortschrittlichen, experimentierfreudigen Institution, in der Innovation und Zukunftsorientierung mehr zählen als formale Qualifikationswege und disziplinäre Kontrolle. So versammelt sich in Barthes' Seminar eine bunte Gruppe von Produzenten, die sich am Rande oder außerhalb des Systems pädagogischer Beziehungen des akademischen Subfelds befinden, der Semiotiker A.J. Greimas, den Barthes in Ägypten kennen lernt und von dem er wichtige Impulse für seine eigenen Arbeiten erhält, der Literaturwissenschaftler Gérard Genette, darüber hinaus theoretisch informierte Schriftsteller (z.B. Sollers) und Wissenschaftler aus dem Ausland (Kristeva, Eco).

1976 wird Barthes auf einen Lehrstuhl des *Collège de France* berufen, was den Höhepunkt seiner Karriere markiert und letztendlich die akademischen Weihen für einen nicht immer akademisch-konformen Produktionsstil bringt. Doch sind ab Mitte der siebziger Jahre deutliche Anzeichen der Abkühlung der letzten spätmodernistischen Konjunktur zu erkennen, die auch bei Barthes ihre Spuren hinterlässt. Barthes, der den „Tod des Autors“ zu einem Schlachtruf einer intellektuellen Generation gemacht hatte, wendet sich nun mehr und mehr der Autobiographie und Fragen individueller literarischer Erfahrung zu, was die politische und theoretische Rückzugstendenz Barthes' und seiner neoavantgardistischen Kollegen anzeigt. Während Lacans einsetzende Sprachstörungen vielleicht auf dessen Alter zurückgeführt werden können, äußert sich die einsetzende Krise des intellektuellen Felds bei anderen Produzenten in theoretischen Neuorientierungen (vgl. das Interesse des späten Foucaults an der Ethik und am Individuum), in dauerhaften Schaffenskrisen (vgl. Deleuze) und bei den Althusserianern in der Zunahme schwerer psychischer Zusammenbrüche (Poulantzas', Pêcheuxs Selbstmord, Althusser's Mord an seiner Frau). Auch bei Barthes ist spekuliert worden, dass sein Tod (1980) auf eine allgemeine Lebensunlust zurückzuführen sei. Jedenfalls zeigen sich auch bei Barthes Anzeichen einer Schaffens- und Lebenskrise, die nicht nur durch zunehmendes Alter erklärt werden kann (Dosse 1992: 10).

Vielleicht erweist sich angesichts der raschen Abfolge von Trends und Moden bis Mitte der siebziger Jahre, die in Barthes' Werk ihren Niederschlag finden, seine defizitäre Kapitalstruktur als Vorteil, denn die Unabhängigkeit von langfristigen akademischen Bindungen erlaubt es ihm, schnell und flexibel auf neue Nachfrageströmungen des intellektuellen Markts zu reagieren. Seine chamäleonartige Fähigkeit, neue Trends aufzuspüren und zu artikulieren, wiegt in dieser Situation seine formal-akademischen Zertifikationsdefizite auf. An formal-bürokratischen Hierarchien orientierte akademische Produzenten mit disziplinärem „Stallgeruch“ befinden sich in dieser Zeit, in der das naturwüchsig gewachsene und eingelebte Verhältnisse zwischen dem Professor und seinem Nachwuchs angesichts der vielen neuen akademischen Positionen und Studierenden problematisch wird, ohnehin auf dem Rückzug. Einem autodidaktischen Produzenten wie Barthes, der keine Loyalität zu einem bestimmten akademischen „Stall“ und seinen Traditionen bekunden muss, fällt es leichter als den meisten seiner akademisch etablierten Konkurrenten, die Profilierungschancen dieser Umbruchssituation zu nutzen. So ist es denn auch schwierig, eine klare Linie oder Strömung in Barthes' Werk zu erkennen: Während sein *Le Degré zéro de l'écriture* (1972) von existenzialistischen Ideen beeinflusst ist, zeigt sich in *Mythologies* (1957) Barthes' Interesse am Marxismus; *Système de la mode* (1967) lässt einen klassisch strukturalistischen Barthes zum Vorschein kommen; *S/Z* (1970) kann als eine Art dekonstruktivistische Literaturkritik verstanden werden, und im Spätwerk (z.B. Barthes 1977; 1981) wendet sich Barthes autobiographischen Selbstreflexionen zu. Zeit seines Lebens orientiert sich Barthes an den schnell wechselnden Nachfragetendenzen des intellektuellen Markts, den er mit relativ rasch hervorgebrachten theoretischen Projekten bedient.

Die große Resonanz Barthes' in der intellektuellen Öffentlichkeit der Zeit beruht auf der spezifischen Art, wie seine Texte das Verhältnis zwischen Produzenten und Konsumenten im Feld organisieren. Ungeachtet seiner wechselvollen theoretischen Positionierungen können bestimmte programmatische Konstanten festgestellt werden, deren Gebrauch ihn immer wieder als „peripheren“ Produzenten positioniert. Weniger sein in hohem Maße idiosynkratischer Stil als wiederkehrende Abgrenzungen und theoretische Unterscheidungen positionieren ihn als „theoretische Neoavantgarde“. Welche sind die diskursiven Mechanismen, Regeln und Programme, die den Produzenten (bzw. den Konsumenten, der sich die entsprechenden Diskursmuster aneignet) dieser Texte als „marginal-subversives“ Subjekt des *sciences humaines*-Diskurses installieren?

Betrachten wir zwei programmatische Texte der textualistisch-dekonstruktivistischen Phase – „Ecrivains, intellectuels, professeurs“ (1994c) und „De l'œuvre au texte“ (1994b) –, in denen Barthes »la portée que nous attribuons à l'écriture [umreißt] : celle d'être, dans ce petit canton intellectuel de notre monde occidental, le *champ matérialiste par excellence*. Quoique procédant du marxisme et de la psychanalyse, la théorie de l'écriture essaie de

déplacer, sans rompre son lieu d'origine«<sup>233</sup> (Barthes 1994c: 1208, Hervorhebung von RB). Dass Barthes den „Ursprungsort“ der *écriture*-Theorie zu „verrücken“ (*déplacer*) sucht, mögen seine akademischen Kritiker der notorischen „Verspieltheit“ bzw. „Irrationalität“ der textualistischen Theorie zuschreiben; die diskursanalytische Betrachtung dagegen interessiert sich für die systematische Logik der diskursiven Praxis Barthes'. So sind Barthes und seine theoretisch-neoavantgardistischen Mitstreiter (v.a. institutionell wenig etablierte Produzenten wie die Gruppe um *Tel Quel*), viel mehr als ihre humanistischen bzw. normalwissenschaftlichen Konkurrenten gezwungen, ihr Projekt für neue Entwicklungen und Ereignisse des intellektuellen Diskurses offen und anschlussfähig zu halten. Zwar werden „Marxismus“ und „Psychoanalyse“ neben den strukturalen Strömungen, für die Barthes steht, zu einem „harten Kern“ der FMS-Hegemonie (des „materialistischen Felds“, wie er oben sagt) verschmolzen. Doch indem Barthes die Ursprungslosigkeit und Ortsunabhängigkeit des programmatischen Signifikanten *écriture* betont, wird die Suche nach immer neuen hegemonialen Verknüpfungen im intellektuellen Raum unterstrichen: daher der „spielerische“, „schwebende“, „ziellose“ Charakter seiner Texte, der untrennbar mit dem „Inhalt“ seiner theoretischen Programmatik verbunden ist und eine unmittelbare Abgrenzung vom akademischen Zentrum und seinen Traditionen nach sich zieht: »ce flottement ne détruirait rien, il se contenterait de désorienter la Loi [der Professoren, JA] : les nécessités de la promotion, les obligations du métier [...], les impératifs du savoir, le prestige de la méthode, la critique idéologique, tout est là, *mais qui flotte*.«<sup>234</sup> (Barthes 1994c: 1210, Hervorhebung von RB).

Wie wird der programmatische Signifikant *écriture* und dessen Synonym „Text“ begrifflich von ihren Gegenbegriffen *parole* und *œuvre* abgegrenzt? Barthes unterstreicht hierzu zunächst den unterschiedlich „transzendental-ontologischen“ Charakter, durch den sich „Text“ und „Werk“ auszeichnen. Während das Werk »un fragment de substance« ist, bezeichnet der Text »un champ méthodologique.« (»ein methodologisches Feld«, Barthes 1994b: 1212). Das Werk leitet seine Bedeutung von der Tradition ab, in der es steht; der Text entzieht sich jeder Unterwerfung unter einen übergreifenden geschichtlichen Sinn:

L'œuvre est prise dans un processus de filiation. On postule une *détermination* du monde (de la race, puis de l'Histoire) sur l'œuvre, une *consécution* des œuvres entre elles et une *appropriation* de l'œuvre à son auteur. L'auteur est réputé le père et le propriétaire de son œuvre ; la science littéraire apprend donc à *respecter* le manuscrit et les intentions déclarées de l'auteur ; et la société postule une légalité du rapport de l'auteur à son œuvre (c'est le « droit

<sup>233</sup> »die Reichweite, die wir der *écriture* zuschreiben [umreißt], und zwar ihre Funktion, in unserem kleinen intellektuellen Kanton unserer westlichen Welt das materialistische Feld *par excellence* zu bezeichnen.«

<sup>234</sup> »dieses Schweben würde nicht zerstören; es würde sich damit begnügen, das „Gesetz“ zu destabilisieren: die Notwendigkeiten des Vorwärtkommens, die Verpflichtungen des Berufs [...], die Imperative des Wissens, das Prestige der Methode, die ideologische Kritik, alles ist da, *aber es schwebt*.«

d'auteur », à vrai dire récent, puisqu'il n'a été vraiment légalisé qu'à la Révolution). Le Texte, lui, se lit dans l'inscription du Père.<sup>235</sup> (Barthes 1994b: 1214f.)

Für Barthes ist der Text nicht wie das Werk Ausdruck einer „transzendentalen Bestimmung“, eines „wirklichen Sinns“ oder einer „objektiven Bedeutung“. »Le Texte n'est pas coexistence de sens, mais passage, traversée ; il ne peut donc relever d'une interprétation, même libérale, mais d'une explosion, d'une dissémination.«<sup>236</sup> (Barthes 1994b: 1214). Der Text zeichnet sich durch das Fehlen eines ursprünglichen, einheitlichen Wesens aus: »Le Texte s'approche, s'éprouve par rapport au signe. L'œuvre se ferme sur son signifié.«<sup>237</sup> (Barthes 1994b: 1213). Wie Derrida, der dem textualistischen Programm die philosophische Grundlage gibt (s. 5.2), assoziiert auch Barthes die programmatischen Signifikanten mit Elementen aus dem Bereich gesellschaftlicher und sexueller Befreiung: »Le Texte, lui, est lié à la jouissance, c'est-à-dire au plaisir sans séparation. Ordre du signifiant, le Texte participe à sa manière d'une utopie sociale ; avant l'Histoire (à supposer que celle-ci ne choisisse pas la barbarie), le Texte accomplit sinon la transparence des rapports sociaux, du moins celle des rapports de langage : il est l'espace où aucun langage n'a barre sur un autre, où les langages circulent (en gardant le sens circulaire du terme).«<sup>238</sup> (Barthes 1994b: 1217, „jouissance“ bedeutet auch „Orgasmus“). Der „Text“ wird somit zu einem Synonym für Tabubruch und Transgression – nicht nur für das akademische Universum, sondern für die „bürgerliche“ Welt: »le Texte est ce qui se porte à la limite des règles de l'énonciation (la rationalité, la lisibilité, etc.)«<sup>239</sup> (Barthes 1994b: 1212f.).

Die politischen und sexuellen Konnotationen seiner Theorie unterscheiden Barthes vom „ernsten“ und „respektablen“ Ethos der etablierten Akademiker und Humanisten. Doch die Bedeutung des Text/*écriture*-Programms für den *sciences humaines*-Diskurs bemisst sich weniger an der funkelnd-schillernden „Verpackung“ dieser Begriffe, die an den Befreiungsdiskurs der Zeit appellieren, als an der szenographischen Situation, die Barthes' hegemoniale Artikulationen voraussetzen:

---

<sup>235</sup> »Das Werk ist in einen Filiationsprozess eingebunden. Es wird eine Bestimmung des Werks durch die Welt (die Rasse, dann die Geschichte) postuliert, eine Abfolge von Werken und eine Aneignung des Werks durch den Autor. Der Autor soll der Vater und der Eigentümer seines Werks sein; die Literaturwissenschaft lernt daher, das Manuskript und die erklärten Intentionen des Autors zu respektieren (das sind die „Autorenrechte“, die in der Tat ein neues Phänomen sind, da sie erst während der Revolution legalisiert wurden). Der TEXT dagegen wird ohne die Einschreibung des Vaters gelesen.«

<sup>236</sup> »Der TEXT ist keine Koexistenz des Sinns, sondern Übergang, Übersetzung; er ist daher nicht auf eine Interpretation, nicht einmal eine liberale zurückzuführen, sondern auf eine Explosion, eine Dissemination.«

<sup>237</sup> »Der TEXT nähert sich, lehnt sich an das Zeichen an. Das Werk schließt sich über seinem Signifikat.«

<sup>238</sup> »Der Text ist mit der jouissance verbunden, d.h. mit dem reinen Vergnügen. Als Phänomen des Signifikanten nimmt der TEXT auf seine Weise an einer sozialen Utopie teil; vor der Geschichte (wenn man davon ausgeht, dass diese nicht die Barbarei verlangt) erreicht der TEXT zwar nicht die Transparenz sozialer Beziehungen, aber doch die Beziehungen der Sprache: Er ist der Raum, wo keine Sprache eine Schranke über eine andere hat, wo die Sprachen zirkulieren (indem der zirkulare Sinn des Terms beibehalten wird).«

<sup>239</sup> »der TEXT ist, was sich an der Grenze der Enunziationsregeln bewegt.«

Le Texte (ne serait-ce que par son « illisibilité » fréquente) décanse l'œuvre (si elle le permet) de sa consommation et la recueille comme jeu, travail, production, pratique. Cela veut dire que le Texte demande qu'on essaie d'abolir (ou tout du moins de diminuer) la distance entre l'écriture et la lecture, non point en intensifiant la projection du lecteur dans l'œuvre, mais en les liant tous deux dans une même pratique signifiante.<sup>240</sup> (Barthes 1994b: 1214).

Barthes' *écriture*-Theorie evoziert ein komplexes System imaginärer „Sprechrollen“, die spezifisch aufgeladen und hierarchisiert werden. Indem Barthes „Leser“ und „Autor“, „skriptible“ und „lisible“ Texte, „Text“ und „Werk“ gegeneinander stellt, wird eine spezifische szenographische Struktur evoziert. Der „Leser“ spielt in der szenographischen Welt Barthes' die Rolle des jungen, dynamischen Helden gegenüber dem verbrauchten „Autor“, dessen brüchige Machtbasis angesichts von den „subversiven“ Praktiken des „Lesers“ entschleiert wird. In dieser szenographischen Welt hat der „Leser“ den aktiven Part und befindet sich in einem andauernden Befreiungskampf gegen einen übermächtigen „Autor“, der den „Exzess“, die „Produktivität“, das „revolutionäre Potential“ des „Lesers“ zu kanalisieren sucht. Die Barthes'sche *écriture*-Theorie wertet den „Leser“ gegenüber dem „Autor“ szenographisch auf, was die legitimen „Sprechrollen“ und Beziehungsmuster der konkurrierenden Produzenten im Feld auf spezifische Art und Weise organisiert. Heterodoxe *auctor*-Produzenten werden auf Kosten von orthodoxen *lector*-Produzenten aufgewertet. Wenn in Barthes' symbolischer Produktion die intellektuelle Subjektivität einer marginal-subversiven Theorieavantgarde artikuliert wird, dann geht es immer auch um die Legitimierung eines bestimmten Beziehungstyps symbolischer Produzenten, in Barthes' Fall um akademische und semi-akademische Produzenten, deren Beziehungen nicht primär pädagogisch definiert werden.

In einer Situation, in der neue Forschungsfelder wie Pilze aus dem Boden sprießen und die akademisch-disziplinären Grenzen zeitweise in den Hintergrund treten, verspricht diese spezifische hegemoniale Logik hohe symbolische Profite, und „*écriture*“ und „Text“ werden zu programmatischen Signifikanten für das hegemoniale System der Propheten. In dem folgenden Zitat weist Barthes nicht nur auf die spezifische konjunkturelle Situation im akademischen Feld hin, sondern auch auf den Wandel der imaginären Beziehungen zwischen den Produzenten hin:

On dirait en effet que l'*interdisciplinaire*, dont on fait aujourd'hui une valeur forte de la recherche, ne peut s'accomplir par la simple confrontation de savoir

---

<sup>240</sup> »Der Text (und sei es durch seine häufige „Unlesbarkeit“) stürzt das Werk (wenn es dies erlaubt) vom Sockel seines Konsums und nimmt es als Spiel, Arbeit, Produktion, Praxis auf. Das heißt, dass der Text verlangt, dass man versucht, die Distanz zwischen *écriture* und Lektüre aufzuheben (oder wenigstens zu verringern), und zwar nicht, indem die Projektionen des Lesers auf das Werk intensiviert werden, sondern indem beide in ein und derselben Bedeutungspraxis verbunden werden.«

spéciaux ; l'interdisciplinaire n'est pas de tout repos ; il commence *effectivement* (et non par la simple émission d'un vœu pieux) lorsque la solidarité des anciennes disciplines se défait, peut-être même violemment à travers les secousses de la mode, au profit d'un objet nouveau, d'un langage nouveau, qui ne sont ni l'un ni l'autre dans le champ des sciences que l'on visait paisiblement à confronter ; c'est précisément ce malaise de classification qui permet de diagnostiquer une certaine mutation. [...] De même que la science einsteinienne oblige à inclure dans l'objet étudié la *relativité des repères*, de même l'action conjugulée du marxisme, du freudisme et du structuralisme oblige, en littérature, à relativiser les rapports du scripteur, du lecteur et de l'observateur (du critique). En face de l'*œuvre* – notion traditionnelle [...] –, il se produit l'exigence d'un objet nouveau, obtenu par glissement ou renversement des catégories antérieures. Cet objet est le *Texte*.<sup>241</sup> (Barthes 1994c: 1211, Hervorhebungen von RB)

Der Gebrauch der textualistischen Programmatik hat, wie Barthes explizit feststellt, weitgehende Konsequenzen für die imaginäre Repräsentation der Beziehungen zwischen den Produzenten des Felds, denen die ungleichen Positionen von „scripteur“, „lecteur“ und „observateur“ zugewiesen werden.

Barthes belässt es nicht mit den szenographischen Positionierungseffekten der *écriture*-Theorie; in „Ecrivains, intellectuels und professeurs“ (1994c) formuliert er eine explizite Theorie der intellektuellen Beziehungen, die das Feld bestimmen.

Face au professeur, qui est du côté de la parole, appelons *écrivain* tout opérateur de langage qui est du côté de l'écriture ; entre les deux, l'intellectuel : celui qui imprime et publie sa parole. Il n'y a guère d'incompatibilité entre le langage du professeur et celui d'intellectuel (ils coexistent souvent dans un même individu) ; mais l'écrivain est seul, séparé : l'écriture commence là où la parole devient *impossible* (on peut entendre ce mot, comme on dit d'un enfant).<sup>242</sup> (Barthes 1994c: 1194)

---

<sup>241</sup> »Es scheint tatsächlich, dass das *Interdisziplinäre*, von dem heute soviel Aufhebens in der Forschung gemacht wird, sich nicht durch die einfache Konfrontation bestimmter Wissenskompetenzen realisieren kann; das Interdisziplinäre ist kein Ausruhen; es beginnt *tatsächlich* (und nicht durch die einfache Äußerung eines frommen Wunsches) dann, wenn die Solidaritäten der alten Disziplinen sich auflöst, vielleicht sogar gewaltsam über die Erschütterungen der Mode, zu Gunsten eines neuen Objekts, einer neuen Sprache, die weder das eine noch das andere in dem Feld der Wissenschaften sind, die man friedlich zu konfrontieren suchte. Diese Klassifikationsschwierigkeiten erlauben einen gewissen Wandel zu diagnostizieren. [...] Genau wie die Einstein'sche Wissenschaft dazu verpflichtet, im untersuchten Objekt die Relativität der Messgrößen einzubeziehen, so verpflichtet das gemeinsame Vorgehen von Marxismus, Freudianismus und Strukturalismus in der Literatur dazu, die Verhältnisse zwischen Skriptor, Lektor und Observator (des Literaturwissenschaftlers) zu relativieren. Gegenüber dem Werk – dem traditionellen Begriff [...] – treten die Anforderungen eines neuen Objekts auf den Plan, eines Objekts, das man durch das Rutschen oder die Umkehrung früherer Kategorien erhält. Dieses Objekt ist der TEXT.«

<sup>242</sup> »Gegenüber dem Professor, der auf der Seite der Parole steht, nennen wir Schriftsteller jeden Sprachoperator, der auf der Seite der écriture ist; zwischen den beiden der Intellektuelle: jener, der seine Parole druckt und publiziert. Es gibt kaum eine Unvereinbarkeit zwischen der Sprache des Professors und der des Intellektuellen (sie koexistieren oft im gleichen Individuum); aber der Schriftsteller ist alleine, abgetrennt; die écriture beginnt da, wo die Parole *unmöglich* wird (man kann das Wort verstehen, wie man es von einem Kind sagt).«

Das Verhältnis dieser drei Typen – „Schreiber“, Intellektueller und Professor – ergibt sich aus der (umgekehrten) Korrelation von pädagogisch-reproduktiver Orientierung („parole“, hoch bei „Professor“, gering beim „Schreiber“) und schreibend-produktiver Orientierung („écriture“, hoch bei „Schreiber“, gering bei „Professor“). Barthes' weitere Ausführungen zielen auf die Bestimmung von „Professor“ als den imaginären anderen der *écriture*-Produzenten, als jenen, der die *parole* auf Kosten der sprachlich-literarischen „Form“ einsetzt und damit die Macht, das Gesetz und die Autorität der Institution ausübt: »Statutairement, le discours du professeur est marqué de ce caractère : qu'on peut (ou qu'on puisse) le résumer (c'est un privilège qu'il partage avec le discours des parlementaires). [...] (d'où la conjonction bourgeoise du professeur et du député); la « forme », pense-t-on, est compressible, et cette compression n'est pas jugée essentiellement dommageable«<sup>243</sup> (Barthes 1994c: 1195f.). Die Assoziation mit „Bourgeois“ und „Politiker“ unterstreicht die Inkompatibilität der *parole* mit der „eigenen“ Region des hegemonialen Diskurses Barthes', die von dem „Schreiber“ und dem „Intellektuellen“ besetzt wird. Der „Schriftsteller/Schreiber“ fungiert als Gegenbild des „Professors“; er wird als transgressive Figur beschrieben, der eine marginale Position im sozialen Raum einnimmt: »peut être déclaré « écrivain » (ce mot désignant toujours une pratique, non une valeur sociale) tout destinataire dont le « message » (détruisant par là aussitôt sa nature de message) ne peut être résumé : condition que l'écrivain partage avec le fou, le bavard et le mathématicien, mais que précisément l'écriture (à savoir une certaine pratique du signifiant) a à charge de spécifier.«<sup>244</sup> (Barthes 1994c: 1196). Der „Verrückte“, der „Schwätzer“ und der „Mathematiker“ bezeichnen die Positionen und Elemente, die im *sciences humaines*-Diskurs hegemonial verknüpft werden: die „marginal-subversive“ Haltung, die heterodox-transgressive Rhetorik und das formal-scientifische Selbstverständnis der *sciences humaines*-Produzenten.

Barthes' imaginäre Abgrenzung von dem „Professor“ impliziert keine Abwertung wissenschaftlicher Forschung. Im Gegenteil, Barthes wendet sich ausschließlich gegen den akademischen Pädagogen und den didaktischen Schulmeister, dem die Fortschrittlichkeit der schreibenden Forscherin entgehen gehalten wird.

La « recherche » est alors le nom prudent que, sous la contrainte de certaines conditions sociales, nous donnons au travail d'écriture : la recherche est du côté de l'écriture, c'est une aventure du signifiant, un excès de d'échange ; il

<sup>243</sup> »Von seinem Statut zeichnet sich der Diskurs des Professors durch diesen Charakter aus: dass man ihn zusammenfassen kann oder soll (das ist ein Privileg, das er mit dem Diskurs der Parlamentarier teilt). [...] (daher die bourgeoise Verbindung von Professor und Abgeordnetem); die Form, meint man, ist komprimierbar, und diese Kompression wird nicht unbedingt als schädlich eingestuft.«

<sup>244</sup> »Es kann der Empfänger, dessen „Botschaft“ (die dadurch gleich die Natur der Botschaft zerstört) nicht zusammengefasst werden kann, zum „Schriftsteller“ (dieses Wort bezeichnet immer eine Praxis, keinen sozialen Wert) erklärt werden. Diese Bedingung, die gerade die *écriture* (nämlich eine spezifische Bedeutungspraxis) spezifizieren muss, teilt der Schriftsteller mit dem Verrückten, dem Schwätzer und dem Mathematiker.«

est impossible de maintenir l'équation : un « résultat » *contre* une « recherche ». C'est pourquoi la parole à laquelle on doit soumettre une recherche (en l'enseignant), outre sa fonction parénétiq ue (« *Ecrivez* »), a pour spécialité de rappeler la « recherche » à sa condition épistémologique : elle ne doit, quoi qu'elle cherche, oublier sa nature de langage – et c'est ce qui lui rend finalement inévitable de rencontrer l'écriture.<sup>245</sup> (Barthes 1994c: 1199)

In dieser Passage wird der spektakuläre Aufstieg der forschenden gegenüber den kanonischen Disziplinen, der die Gründung der „modernen“ französischen Universität in den sechziger Jahren begleitet, imaginär nachgespielt und legitimiert. Die klassische pädagogische Beziehung zwischen Professor und Student wird durch diese Entwicklung (zumindest zeitweise) als überholt und autoritär disqualifiziert, wie sich in der folgenden aufschlussreichen Passagen ablesen lässt:

Voici pêle-mêle [...] ce que l'enseignant demande à l'enseigné : 1° de le reconnaître dans n'importe quel « rôle » que ce soit : d'autorité, de bienveillance, de contestation, de savoir etc. (tout visiteur dont on ne voit pas de quelle *image* il vous sollicite devient inquiétant) ; 2° de le relayer, de l'étendre, de porter ses idées, son style, au loin ; 3° de se laisser séduire, de se prêter à un rapport amoureux [...] ; 4° enfin, de lui permettre d'honorer le contrat qu'il a lui-même noué avec son employeur, c'est-à-dire avec la société : l'enseigné est la pièce d'une pratique (rétribuée), l'objet d'un métier, la matière d'une production (fût-elle délicate à définir).

De son côté, voici pêle-mêle ce que l'enseigné demande à l'enseignant : 1° de le conduire à une bonne intégration professionnelle ; 2° de remplir les rôles traditionnellement dévolus au professeur (autorité scientifique, transmission d'un capital de savoir, etc.) ; 3° de livrer les secrets d'une technique (de recherche, d'examen, etc.) ; 4° sous la bannière de cette sainte laïque, la Méthode, d'être un initiateur d'ascèses, un *guru* ; 5° de représenter un « mouvement d'idées », une Ecole, une Cause, d'en être le porte-parole ; 6° de l'admettre, lui, enseigné, dans la complicité d'un langage particulier ; 7° pour ceux qui ont le fantasme de la thèse (pratique timide d'écriture, à la fois défigurée et protégée par sa finalité institutionnelle), de garantir la réalité de ce fantasme ; 8° il est enfin demandé au professeur d'être un bailleur de services : il signe des inscriptions, des attestations, etc.<sup>246</sup> (Barthes 1994c: 1198)

---

<sup>245</sup> »Die ›Forschung‹ ist also der vorsichtige Name, den wir unter bestimmten sozialen Zwängen der Arbeit der *écriture* geben: Die Forschung ist auf der Seite der *écriture*. Sie ist ein Abenteuer des Signifikante, ein Austauschexzess; es ist unmöglich, die Gleichung aufrechtzuerhalten: ein ›Resultat‹ *gegen* eine ›Forschung‹. Daher hat die Parole, der man die Forschung (indem man sie lehrt) unterordnen muss, außer seiner parenetischen Funktion (›Schreiben Sie!‹) die spezielle Aufgabe, die ›Forschung‹ an ihre epistemologische Bedingung zu erinnern: Was auch immer sie sucht, darf sie nicht ihre Sprachnatur vergessen – und dies muss sie schließlich mit der *écriture* zusammentreffen lassen.«

<sup>246</sup> »Hier ganz durcheinander was der Lehrende vom Belehrt en verlangt: 1) ihn in jedweder ›Rolle‹ anzuerkennen: der Autorität, des Wohlwollens, der Herausforderung, des Wissens etc. (jeder Besucher, von dem man nicht erkennt, von welchem *Bild* aus er Sie angeht, wird beunruhigend), 2) ihn abzulösen, ihn auszudehnen, seine Ideen, seinen Stil in die weite Welt zu tragen; 3) sich verführen zu lassen, sich einem Liebesverhältnis hinzugeben [...]; 4) schließlich ihm einen Vertrag zuzugestehen, den er selbst mit seinem Arbeitgeber geschlossen hat, d.h. mit der Gesellschaft: der Belehrt e ist das Stück einer (bezahlten) Praxis, das Objekt eines Berufs, die Produktionsmaterie (so schwierig es auch sein mag, sie zu definieren).

Der Erfolg Barthes' liegt in seinen artikulatorischen Praktiken begründet, die eine spezifische szenographische Ordnung der imaginären anderen des intellektuellen Diskurses evozieren. Dabei ist es mit Blick auf die symbolischen Profite, die Barthes mit seinem diskursiven Programm erzielt, von sekundärer Bedeutung, ob die Reaktion der Produzenten positiv oder negativ ausfällt, denn die symbolische Anerkennung eines Produzenten und seiner Produktion lässt sich oft gerade auch an den Kontroversen und Polemiken, die er bei seinen Konkurrenten auslöst, ablesen (vgl. dazu die Analyse der Ausbildung eines diskursiven Antagonismus zwischen prophetischen und humanistischen Produzenten in Abschnitt 5.3).

Barthes' *écriture*-Theorie kann als ein Apparat begrifflicher Unterscheidungen verstanden werden, dessen Gebrauch den Konsumenten einen bestimmten Enunziationsmodus an die Hand gibt und damit in die Lage versetzt, sich in die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie einzuschreiben. Barthes' *écriture*-Theorie ist der begriffliche Apparat, der aus Barthes' institutioneller Schwäche und Marginalität eine symbolische Stärke macht. In dem imaginären intellektuellem Raum, den die Barthes'sche *écriture*-Theorie szenographisch voraussetzt, unterstreicht sein Ausschluss von den Universitäten und seine defizitäre akademische Qualifikation – der Plan *Système de la Mode* (1967) als Promotionsarbeit einzureichen wird nie realisiert – den „peripheren“ bzw. „subversiv-marginalen“ Charakter seiner Position, von der aus die hegemoniale Praxis der Propheten nicht nur möglich ist, sondern geradezu herausgefordert wird. Dass es sich hierbei nicht um den symbolischen Ausdruck einer objektiven, vorgängigen Realität des Felds handelt, kann mit Maingueneaus Theorie selbstkonstituierender Diskurse verdeutlicht werden, wonach »[l]e discours ne fait qu'un avec la manière dont il gère sa propre émergence, l'événement de parole qu'il institue ; il représente un monde dont son énonciation est partie prenante.«<sup>247</sup> (Maingueneau 1995: 40). Die Ausdrucksform und der theoretische Inhalt lassen sich nicht trennen: Barthes' eigentümlicher unakademischer Stil ist ein Teil seines intellektuellen Programms. Weniger als das enunzierte „Was“ muss das „Wie“ der Enunziation betrachtet werden, d.h. die diskursiven Institutionen, die den Modus der Positionierung, Artikulation und Fortsetzung des Diskurses organisieren. Entsprechend kann Barthes' Werk als der Versuch der Institutionalisierung eines bestimmten Enunziationsmodus

---

Auf seine Weise hier ganz durcheinander was der Belehrtete vom Lehrenden verlangt: 1) ihn in ein berufliches Verhältnis zu integrieren, 2) die Rollen, die traditionellerweise dem Professor zukommen (wissenschaftliche Autorität, Vermittlung eines Wissenkapitals), zu erfüllen, 3) die Geheimnisse einer Technik (der Forschung, der Prüfung etc.) mitzuteilen, 4) unter dem Banner eines heiligen Laizismus, der METHODE, ein Initiator für ein asketisches Leben zu sein, ein Guru, 5) eine ›Ideenbewegung‹, eine Schule, eine Sache zu repräsentieren und ihr Sprecher zu sein, 6) den Belehrteten, in die höheren Weihen einer speziellen Sprache einzuweihen, 7) für die, sich den Illusionen der Dissertation hingeben (die schüchterne *écriture*-Praxis, die von seinem institutionellen Zweck gleichzeitig entstellt und geschützt wird), die Wirklichkeit dieser Illusion zu garantieren, 8) es wird schließlich vom Professor verlangt, bestimmte Dienste zu leisten: er unterschreibt die Zulassungen, Gutachten etc.«

<sup>247</sup> »der Diskurs mit der Weise, wie er seine Hervorbringung und das Ereignis der *Parole*, die er einsetzt, organisiert, zusammenfällt; er repräsentiert eine Welt, dessen Enunziation ein Teil ihrer ist.«

betrachtet werden, der es den Produzenten erlaubt, verschiedene Elemente und Positionen des intellektuellen Diskurses hegemonial zu verknüpfen und sich im Hier und Dort, in den eigenen und anderen Regionen der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie szenographisch zu verorten.

#### 5.1.5 Tel Quel

Neben der Trias der drei Startheoretiker Lacan, Althusser, Foucault wird die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie von einer Reihe akademisch weniger profilierter Produzenten gestützt. Eine wichtige Gruppe versammelt sich um die Zeitschrift *Tel Quel*. *Tel Quel* wird 1960 bei dem „Hausverlag“ der *sciences humaines* den *Éditions du Seuil* von einigen jungen Literaten gegründet, darunter einem Studenten einer Fachhochschule für Betriebswirtschaft (*ESSEC*), der schon Ende der fünfziger Jahre unter dem Namen Philippe Sollers (geboren 1936, eigentlich Philippe Joyaux) als literarische Neuentdeckung gefeiert wird (Sollers 1957; 1958). Indem *Le Seuil* die Leitung dieser Zeitschrift noch sehr jungen, akademisch unsertifizierten und (außer Sollers) noch weitgehend unbekanntem Produzenten anvertraut, versucht der Verlag an dem sich abzeichnenden Aufschwung der *sciences humaines* teilzuhaben. Ohne Zweifel trägt die beginnende Konjunktur der *sciences humaines* und die damit verbundene erhöhte Nachfrage nach theoretischer, ästhetischer und politischer Orientierung dazu bei, dass diese Strategie aufgeht, und *Tel Quel* etabliert sich bald als das Organ der theoretischen und politischen Avantgarde schlechthin. Nach einer kurzen Orientierungsphase und einigen Konflikten in der Redaktion wird Sollers zum unumschränkten Leiter der Zeitschrift, die ab 1965 versucht, mit manichäischen Abgrenzungen nach außen, tribunalartigen Exkommunikationen nach innen sowie immer neuen 180°-Wendungen einen Status als intellektuelle Avantgarde der Avantgarde zu behaupten. Ungeachtet der vielen verschiedenen Phasen, die die Zeitschrift durchläuft, kann als roter Faden von *Tel Quel* der Versuch ausgemacht werden, sich als zugleich theoretische (d.h. zunächst die Strömungen des Strukturalismus, später der *philosophies du désir*) und ästhetische, die Tradition des Modernismus fortsetzenden Avantgarde zu positionieren. In der Phase 1965-1969 wird eine theoretische Programmatik vertreten, die die Materialität des Signifikanten betont und von dem revolutionären Potential der *écriture* in dem doppelten Sinne von literarischem Stil und künstlerischer Aktivität, von Schrift und Schreiben ausgeht. *Écriture* – der Stil, die Materialität der Literatur, die Ebene des Zeichens selbst – und Politik – die Opposition zur bürgerlichen Gesellschaft, der Umsturz des kapitalistischen Systems – werden als zwei Seiten ein und desselben revolutionären Projekts definiert. Die „marginal-subversive“ Literatur von Autoren wie Lautréamont, Mallarmé, Sade und Artaud dient als ästhetische Referenz, die immer wieder mit einer visionären politischen Revolutionsrhetorik

unterlegt wird. Die theoretischen Orientierungsgrößen sind Marx und Freud, die in den etablierten akademischen Geisteswissenschaften noch wenig kanonisiert sind und die programmatische Nähe *Tel Quels* zu Althusser und Lacan ausmachen.

1968 vollzieht Sollers einen weiteren abrupten Kurswechsel und geht ein Bündnis mit der Kommunistischen Partei Frankreichs und ihrem literaturwissenschaftlichen Organ, *La Nouvelle Critique*, ein. Angesichts der Mai-Revolution und der Diskreditierung der KP gerade bei den jüngeren intellektuellen Produzenten des Felds ist diese Entscheidung von hoher diskursiver Signifikanz. Vermutlich eröffnet der starke öffentliche Druck, unter dem die KP steht, für Sollers mehr Freiheitsgrade als Risiken. Sollers gewinnt durch diese Annäherung jedenfalls Zugang zu den umfangreichen Kommunikationskanälen der KP, die wichtige intellektuelle Zeitschriften wie *La Nouvelle Critique*, *La Pensée* kontrolliert und über ihre Tages- und Wochenzeitungen (etwa *Humanité*) auch im medial-journalistischen Subfeld etabliert ist. Wie schon Sartres Parteinahme für die KP verspricht auch diese Allianz hohe symbolische Präsenz, und zwar allein durch die „Sensation“ dieser Verbindung, durch die vielen Abgrenzungen, die die Konkurrenten des Felds gegenüber *Tel Quel* nun vornehmen müssen.

Doch muss eine Vereinnahmung durch die KP unter allen Umständen vermieden werden, und die Allianz mit der KP wird von Sollers 1972 abrupt beendet, als ein Themenheft zu China erscheint, das die maoistische Phase von *Tel Quel* einläutet. Der Maoismus ist eine der politischen Bewegungen, die die politisch diskreditierte KP links überholen. Die maoistische Bewegung profitiert von der Anfang der siebziger Jahre fast mythischen Faszination für Maos China, der viele französische Intellektuelle – darunter auch Michel Foucault – erliegen. Der im Gefolge der Veröffentlichung von Maria Macciocchis *De la Chine* (1971) entstehende Maokult ist für Sollers ein willkommener Anlass, um das fragile Bündnis mit der KP zu kündigen. Einmal mehr zeugt diese Positionierung von der relativen Unabhängigkeit der Redakteure von *Tel Quel* von bürokratisch-pädagogischen Zwängen, akademischen Märkten und deren langfristig angelegten Produktionslogiken: »Many Telquelians were not only “free intellectuals” (essentially writers), but worked simultaneously as publishers, academics, journalists, and other institutionalized producers, that is, market-created intellectuals.« (Kauppi 1996: 110). Unter den intellektuellen Zeitschriften mit akademischem Anspruch (z.B. *Esprit*, *Critique*, *Les Temps modernes*) hat keine einen so geringen Anteil fester (inländischer) Abonnenten und einen so hohen Straßenverkauf wie *Tel Quel*<sup>248</sup>, und die außergewöhnlichen Verkaufszahlen des Chinahefts scheinen Sollers' Politik der raschen Themenwechsel, der Skandale und Provokationen, der Mischung von theoretisch-akademischen und ästhetisch-hochkulturellen Projekten Recht zu geben. Die relative

---

<sup>248</sup> Die Auflage von *Tel Quel* wird 1980 nur zu 50% in Frankreich verkauft, der Rest im Ausland, v.a. an angloamerikanische Bibliotheken. Nur 24% der inländischen Verkäufe beruhen auf Abonnements, der Rest

Abhängigkeit von aktuellen Trends und Moden äußert sich in der Fortsetzung dieser Politik radikaler Kurswechsel, was sich 1974, kurz nach dem Erscheinen von Solschenitsins *Archipel Gulag*, erneut beweisen sollte. Die Entzauberung von Maos Kulturrevolution sowie die Chinareise, die die Gruppe mit Barthes 1974 unternimmt und zu einer allgemeinen politischen Ernüchterung führt, wird auf unübersehbare Weise in dem Themenheft über „Amerika“ (1977) artikuliert, in dem nun die zeitgenössischen Avantgardebewegungen und Subkulturen des ehemaligen Klassenfeinds gepriesen werden. Sicher spielt der amerikanische Erfolg von Sollers' Ehefrau, Julia Kristeva, die seit 1974 regelmäßig als Gastprofessorin an der Columbia Universität weilt, für diese neuerliche Wendung eine gewisse Rolle. Doch mit dieser letzten Richtungsänderung, die die beginnenden neoliberalen Tendenzen der Zeit ankündigt, vermag *Tel Quel* nicht mehr an die Erfolge der frühen siebziger Jahre anzuschließen. Die Entpolarisierung des politischen und theoretischen Diskurses macht die Fortsetzung einer Strategie der Provokationen, Brüche und Wechsel zunehmend problematisch. Sinkende Verkaufszahlen – zwischen 1968 und 1980 sinkt die Auflage von durchschnittlich 8000 auf 5000 (Kauppi 1990: 82) – zeugen von einem sinkenden Bedarf an *ad hoc* improvisierten Programmatiken und „großen intellektuellen Würfeln“, die sich mehr durch ihren radikalen Gestus als durch ein eigenständig erarbeitetes Projekt auszeichnen. 1982 stellt Sollers die Erscheinung von *Tel Quel* ein und löst diese durch ein Organ (*L'infini*) ab, das sich wieder ausschließlich literarisch definiert. Sollers, der zuvor die Avantgarde schlechthin zu personifizieren suchte, versucht sich nun als legitimer Literat zu etablieren, der autobiographische Romane veröffentlicht und zur Wahl von gaullistischen Präsidentschaftskandidaten aufruft.

An keinem anderen intellektuellen Organ der Zeit können die hegemonialen Praktiken der *sciences humaines*-Produzenten so gut studiert werden wie an *Tel Quel*. Indem *Tel Quel* eine Politik ständiger Richtungs- und Positionswechsel verfolgt, sichert sich die Zeitschrift doch die symbolische Präsenz in einer institutionell wenig sedimentierten Region des intellektuellen Felds, und zwar auf dem Markt der jungen, freischaffenden bzw. akademisch unabhängigen Produzenten, die einen hohen Bedarf an alternativen, oppositionellen und heterodoxen Programmatiken aufweisen. Anders als akademisch etablierte Organe »*Tel Quel* adopte une certaine stratégie éditoriale, celle qui consiste à mettre en œuvre des péripéties soudaines, et qui est liée à la logique de pouvoir dans le groupe. Néanmoins, être systématiquement pour le « nouveau » (« conformisme de l'avant-garde ») fait plutôt œuvre de commerçant que de novateur.«<sup>249</sup> (Kauppi 1990: 117).

---

hängt vom offenen Verkauf ab (Kauppi 1990: 82).

<sup>249</sup> »*Tel Quel* wählt eine gewisse Verlagsstrategie, die darin besteht, plötzliche Umschwünge zu vollziehen und die mit der Machtlogik in der Gruppe verbunden ist. Dennoch ist die Strategie, systematisch für das ›Neue‹ (›Konformismus der Avantgarde‹) zu sein, eher eine Sache des Händlers als die eines Neuerers.«

Das programmatische Manifest von *Tel Quel, Théorie d'ensemble* (1968), das im Oktober 1968 bei *Seuil* in Druck geht, vereinigt einige ausgewählte Artikel der dekonstruktivistisch-textualistischen Phase der Zeitschrift. Drei Artikel von Foucault, Barthes und Derrida leiten diesen Band ein, der darüber hinaus die wichtigsten Beiträge der Redakteure, Theoretiker und Schriftsteller der Zeitschrift enthält: »Comme en parade, les plus grands occupent le premier rang. Ces collaborateurs universitaires majeurs sont dotés d'une légitimité institutionnelle et sont aussi des garants, qui peuvent à tout moment retirer leur crédit.«<sup>250</sup> (Kauppi 1990: 92). Die markante Hierarchie zwischen Produzenten der ersten und der zweiten Reihe, zwischen legitimen, im Prozess der Kanonisierung befindlichen Starautoren mit intellektuellem Gesamtprojekt einerseits und Parteigängern, Kommentatoren, Popularisierern andererseits ist charakteristisch für die Funktionsweise der Zeitschrift wie auch des intellektuellen Diskurses der Zeit: Die neuen, akademisch und kulturell noch defizitären Produzenten, die sich wie die Gruppe um *Tel Quel* in den „anakademisierten“ Öffentlichkeiten des intellektuellen Felds bewegen, stabilisieren und legitimieren ihre eigene, institutionell (noch) ungefestigte Position, indem sie sich auf Produzenten mit unumstrittener akademischer und kultureller Legitimität berufen und sich deren intellektueller Autorität bedingungslos unterordnen. Es ist der hohe Druck auf viele Produzenten des intellektuellen Felds, sich permanent neu und umzupositionieren, der eine kleine Gruppe akademisch besonders legitimer Produzenten in kurzer Zeit zu „totemischen“ Autoren (Kauppi 1990: 109) des intellektuellen Diskurses werden lässt – zu Figuren, die es den Produzenten des Felds erlauben, allein durch die Nennung ihres Namens, durch den Gebrauch ihres Jargons oder auch durch die kontrollierte Distanzierung von ihnen intellektuelle Autorität auszuüben.

Unter den restlichen Beiträgen dieses Bands verstehen sich einige als literarische Versuche (Jacqueline Risset, Denis Roche), in anderen dominiert das politische Plädoyer (Jean-Louis Houdebine, Pierre Rottenberg). In allen zeigt sich jedoch die hohe programmatische Bedeutung texttheoretischer Reflexionen (vgl. insbesondere die Beiträge von Julia Kristeva, Jean-Joseph Goux, Jean-Louis Baudry, Marcelin Pleynet). Philippe Sollers' Beiträge geben die theoretische Linie der Gruppe vor. Indem Sollers verschiedene Regionen, Elemente und Positionen des intellektuellen Diskurses hegemonial verknüpft und die Zeitschrift in unterschiedliche hegemoniale Systeme einschreibt, wird eine spezifische szenographische Ordnung evoziert, in der die Regionen des intellektuellen Raums nach Eigenem und anderen, nach „hier“ und „dort“, „jetzt“ und „damals“, nach „Freund“ und „Feind“ unterteilt sind. Diese imaginäre Aufteilung des intellektuellen Raums wird auf zweierlei Weise inszeniert: Zum einen durch die explizite Abgrenzung von den Konkurrenten des Felds, zum anderen durch Positionierungen in der szenographischen Ordnung des

---

<sup>250</sup> »Wie in einer Hitparade besetzen die größten den obersten Rang. Diese wichtigen universitären Mitarbeiter sind mit einer institutionellen Legitimität ausgestattet und auch die Garanten, die ihren Kredit jederzeit

intellektuellen Diskurses. Ein Beispiel für den ersten Fall liefert Sollers' Behauptung, dass »[I]es récents développements de la théorie de l'écriture – notamment ceux qui sont en cours à *Tel Quel* et dont la *Nouvelle Critique* a présenté un aspect – suscitent les plus vives résistances de la part de la presse bourgeoise.«<sup>251</sup> (Sollers 1968c: 399). Die institutionell wenig gefestigte Bedeutung der eigenen Position im Feld wird aufgewertet, indem ein übermächtiger Gegner, die „bourgeoise Presse“, beschworen wird, der der telquelianischen Lehre „widersteht“. Dieser Versuch, sich explizit als „marginal-subversiver“ Gegner von Bourgeoisie und Kapitalismus zu positionieren, ist jedoch nicht unbedingt überzeugend. Dies erkennt auch Sollers an:

Proposer une phraséologie « révolutionnaire » est à la portée de n'importe qui. Mais participer à la révolution de la pensée qui s'écrit en sachant qu'écriture et révolution sont précisément homologues en ceci qu'elles exercent une force transformative « muette », cela est beaucoup plus difficile, cela exige une certaine ampleur de déchiffrement et de production déchiffrente incessante. [...] Une « avant-garde » est efficace en définitive moins par ses déclarations ou ses innovations « formelles » que par son travail.<sup>252</sup> (Sollers 1968b: 397f.).

In der Tat versucht sich Sollers durch die bloße Nennung der gewünschten Position im Feld zu positionieren („Die Avantgarde bin ich!“), was mit der radikalen Ablehnung von einem imaginären anderen unterstrichen wird. Es ist unsicher, ob dieser imaginäre andere der telquelianischen Szenographie jemals auf einen real existierenden Gegner zielt; sicher ist dagegen, dass sich die Zeitschrift ohne diese Abgrenzung nicht diskursiv stabilisieren kann. Als paradoxe Konsequenz ergibt sich eine eigentümliche Solidarität zwischen *Tel Quel* und ihrem humanistischen anderen, dessen Existenz für die Stabilisierung der intellektuellen Avantgarde-Position sowohl vorausgesetzt als auch bestätigt wird. Aber die Zeitschrift arbeitet nicht nur mit expliziten, sondern auch mit präsupponierten Szenographien, die der Abgrenzung vom expliziten anderen entgegenlaufen kann. So verortet sich Sollers auch über die szenographische Situation, die von den spezifischen intellektuellen Enunziationen, diskursiven Positionsnahmen und hegemonialen Artikulationen vorausgesetzt werden. Die Frage ist somit, wie sich Sollers bzw. *Tel Quel* durch die hegemoniale Artikulation verschiedener Positionen des intellektuellen Diskurses (Philosophie, Literatur, Politik) gegenüber den imaginären anderen des intellektuellen Diskurses positioniert.

---

zurückziehen können.«

<sup>251</sup> »die neuen Entwicklungen der *écriture*-Theorie – namentlich die, die von *Tel Quel* vertreten werden und von denen die *Nouvelle Critique* einen *Tel* vorgestellt hat – rufen die größten Widerstände der bourgeoisen Presse hervor.«

<sup>252</sup> »Eine ›revolutionäre‹ Phraseologie vorschlagen kann jeder. Aber an einer Revolution des Denkens teilzunehmen, die sich in dem Wissen schreibt, dass *écriture* und Revolution insofern genau homolog sind, als sie eine transformative ›stumme‹ Kraft ausüben, das ist viel schwieriger, dies erfordert einen gewissen Umfang der Entzifferung und einer andauernden entziffernden Produktion. [...] Eine ›Avantgarde‹ ist sicher weniger durch ihre Erklärungen oder ihre ›formalen‹ Innovationen wirksam als durch ihre Arbeit.«

Die Avantgarde-Programmaturik *Tel Quets* wird in *Théorie d'ensemble* prägnant formuliert. So sind nach Sollers die »effets les plus en plus irréversibles«<sup>253</sup> (Sollers 1968a: 68) der Arbeiten von *Tel Quel* auf »l'accent sur le texte, sur ses déterminations historiques et son mode de production«<sup>254</sup> (1968a: 68) zurückzuführen. Durch die Verbindung mit marxistischen Termini („déterminations historiques“, „mode de production“) wird „Text“ zu einem programmatischen Signifikanten, in dem sich die verschiedenen hegemonialen Systeme von Differenzen, in die sich die Zeitschrift einzuschreiben versucht, kreuzen. Mit Hilfe des programmatischen Signifikanten „Text“ bzw. „écriture“ werden eine Reihe von Verknüpfungen vorgenommen, v.a. zwischen den reflexiven, struktural-textualistischen Theorien der Zeit, einer revolutionären Gesellschaftspolitik und bestimmten ästhetischen Strömungen. Sollers erläutert dieses Programm folgendermaßen:

en dénonçant systématiquement la valorisation métaphysique des concepts « d'œuvre » et « d'auteur » ; en mettant en cause l'expressivité subjective ou soi-disant objective, nous avons touché les centres nerveux de l'inconscient social dans lequel nous vivons et, en somme, la distribution de la propriété symbolique. Par rapport à la « littérature », ce que nous proposons veut être aussi subversif que la critique faite par Marx de l'économie classique.<sup>255</sup> (1968a: 68)

Im Anschluss an die genannte Passage folgt ein Zitat aus Marx' Kapital; auch an anderen Stellen werden Lenin, Engels, Althusser und einige der Theoriepropheten, besonders Derrida zitiert, deren unumstrittene intellektuelle bzw. politische Legitimität durch die bloße Wiederholung ihrer Namen und Texte zugleich vorausgesetzt, bestätigt und für die Befestigung der eigenen Stellung im Feld genutzt wird. Indem sich Sollers immer wieder auf die Autorität quasi-sakraler Texte beruft, wird die Unantastbarkeit der theoretischen Position unterstellt und die eigene Position im Feld stabilisiert.

Die programmatische Verwendung von „Text“ und „écriture“ mag sich bisweilen wie der forcierte Versuch anmuten, unvereinbare Diskurspositionen in einem Projekt zusammenzubringen, wie vielleicht in folgender Passage:

le processus d'écriture étant celui non pas d'une fixation, d'une représentation, d'un collage, mais d'une transformation ; il est inévitable que se produisent en surface des effets de significations politique précis. Toute écriture, qu'elle le

---

<sup>253</sup> »die immer unwiderstehlichen Wirkungen«

<sup>254</sup> »der Akzent auf dem *Text*, auf seinen historischen Bestimmungen und seiner Produktionsweise.«

<sup>255</sup> »indem wir systematisch die metaphysische Aufwertung der ›Werk‹ und ›Autor‹-Konzepte ablehnen, indem wir die subjektive oder sogenannte objektive Expressivität in Frage stellen, haben wir an die Nervenzentren des sozialen Unbewussten, in dem wir leben, gerührt, und alles in allem an die Verteilung des symbolischen Eigentums. Gegenüber der ›Literatur‹ soll das, was wir vorschlagen, genauso subversiv sein, wie die Kritik, die Marx an der klassischen Ökonomie geübt hat.«

veuille ou non, est politique. L'écriture est la continuation de la politique par d'autres moyens.<sup>256</sup> (1968a: 78)

Doch wenn der hegemoniale Erfolg, die diskursive Signifikanz eines Projekts gerade auf der kontingenten Verknüpfung disparater Elemente basiert, dann darf die diskursanalytische Untersuchung nicht fragen, ob die verknüpften Positionen ein „harmonisches“ Ganzes oder eine „natürliche Einheit“ bilden. Die Frage ist vielmehr, wie die konstitutive Offenheit und Brüchigkeit des Systems von Differenzen hegemonial vernäht wird, wie, in anderen Worten, über die artikulatorische Praxis des Diskurses dem intellektuellen Projekt eine Illusion von „Einheitlichkeit“, „Stimmigkeit“ und „spontaner Evidenz“ verliehen wird. Um die konstitutive Spaltung des Projekts bzw. der Position zu vernähen, die diskursive Position im Feld zu stabilisieren und eine marginal-subversive Avantgarde-Subjektivität hervorzurufen, nutzt Sollers die Mehrdeutigkeit des begrifflichen Apparats der Text- bzw. *Écriture*-Theorie, darunter insbesondere Termini wie „Materialität“, „Produktion“, „Arbeit“, „Ökonomie“ und „Transformation“. Durch die mehrdeutige Verwendung dieser Begriffe erreicht Sollers, dass die Grenzen zwischen politischer Ökonomie und textualistisch-strukturalistischen Theorien verwischt werden:

L'écriture ainsi, non pas comme représentation de la parole, mais comme *processus producteur translinguistique* (et ici se dresse la problématique de toute la « littérature » moderne) se montre comme ayant été occultée au même titre que le *travail* dans la théorie prémarxiste. [...] Quand nous avons avancé que le « sens » jouait dans le procès de langage le rôle que l'argent tenait dans la circulation des marchandises, il n'était pas question, évidemment, de proposer de « se priver du sens » mais d'indiquer la possibilité – d'une grande portée théorique – d'une étude de son procès de production.<sup>257</sup> (Sollers 1968c: 401f.)

Gerade aus dieser „Verwischung“ der Grenzen ergeben sich diskursive Effekte, die auf keinen vorgängigen Code und keine diskursive „Grammatik“ zurückgeführt werden können. Indem Sollers die Elemente und Positionen von drei verschiedenen hegemonialen Systemen von Differenzen – Theorie, Politik, Literatur – verknüpft und überkreuzt, kann die Zeitschrift trotz eines eher defizitären Kapitalvolumens der Redakteure ihre symbolischen Profite auf verschiedenen Märkten des intellektuellen Felds (besonders auf theoretisch-akademischen

---

<sup>256</sup> »der *écriture*-Prozess ist nicht der einer Fixierung, einer Repräsentation, einer Collage, sondern einer Transformation; es ist unvermeidlich, dass sich an der Oberfläche politische Bedeutungseffekte ereignen. Jede *écriture*, ob sie es will oder nicht, ist politisch. Die *écriture* ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.«

<sup>257</sup> »So gibt sich die *écriture*, nicht im Sinne einer Repräsentation der Parole, sondern als *translinguistischen produktiven Produktionsprozess* (und hier zeigt sich die Problematik jeder modernen ›Literatur‹) als etwas, das genauso wie die *Arbeit* in der vormarxistischen Theorie verborgen wurde. [...] Wenn wir vorgebracht haben, dass der ›Sinn‹ im Sprachprozess die Rolle spielt, die das Geld in der Zirkulation der Waren inne hatte, stand es offensichtlich nicht in Frage, ›sich vom Sinn zu verabschieden‹, sondern die Möglichkeit einer Betrachtung seines Produktionsprozesses – in einer großen theoretischen Reichweite – zu bezeichnen.«

und ästhetisch-hochkulturellen Märkten) multiplizieren und an dem Nachfrageboom nach den intellektuellen Gesamtprojekten der *sciences humaines* teilhaben.

Im Folgenden werden die spezifischen hegemonialen Praktiken der Zeitschrift in den drei Regionen des intellektuellen Diskurses, analysiert, in denen sie sich hauptsächlich positioniert: Theorie, Politik und Literatur. Auch diese drei Hegemonien, die mit Hilfe der programmatischen Signifikanten von „Text“ und „écriture“ zusammengeschlossen werden, sind keine in sich geschlossenen, harmonischen Strukturen, sondern vorläufig vernähte Produkte hegemonialer Praktiken, die auf der irreduziblen Kontingenz des Diskurses beruhen. Zunächst soll die hegemoniale Positionierung der Zeitschrift im Bereich Theorie betrachtet werden, der für die Zeitschrift insofern bedeutend ist, als die theoretische Reflexivität der Texte *Tel Quels* die Differenz zu den älteren Bewegungen der historischen Avantgarde ausmacht. Im Bereich Theorie werden drei sich teilweise überlappende Strömungen verknüpft: die theoretischen Produkte von zeitgenössischen Produzenten wie Derrida, Lacan und Althusser; „marginal-subversive“ Strömungen der mehr oder minder kanonisierten theoretisch-philosophischen Vergangenheit (z.B. Spinoza, Marx, Nietzsche, Freud) und formal-strukturelle Sprachmodelle (Saussure, russischer Formalismus). Neben Lacan und Althusser spielt für Sollers insbesondere Derridas dekonstruktive Philosophie eine wichtige Rolle, die er als einen großen theoretischen Durchbruch feiert: »Il est vrai que le travail accompli par Derrida est si impressionnant que la manière dont il a été reçu, soi-disant reconnu et plus généralement méconnu, mériterait une étude à part. Disons simplement ici qu’aucune pensée ne peut plus ne pas se situer par rapport à cet événement.«<sup>258</sup> (1968b: 396f.). Durch den Gebrauch der diskursiven Programmatik Derridas, die in Abschnitt 5.2 ausführlicher analysiert wird, kann sich Sollers von den „métaphysiques idéalistes“, die sowohl philosophisch-humanistische als auch ästhetisch-hochmodernistische Subjektivitäten umfassen, distanzieren: »Un concept de reflet doit être construit qui échappe à la catégorie d’*expression*, complice de celle de *création* – toutes deux résidus de la métaphysiques idéaliste.«<sup>259</sup> (1968d: 319). Indem Sollers wie Derrida die philosophische Tradition als eine Geschichte verdrängter Brüche und Supplemente repräsentiert, kann er sich auf bestimmte ausgewählte kanonische Werke der Vergangenheit beziehen und diese zu Vorläufern der textualistischen Doktrin *Tel Quels* erklären.

la plupart des textes traités appartiennent à un espace occulté par notre culture, et, en général, matérialiste. Ainsi le *De Natura Rerum* et le *Capital*. Le point commun de tous ces acteurs est d’avoir été déformés ou refusés par le système

---

<sup>258</sup> »Es ist wahr, dass die Arbeit, die von Derrida vollzogen wurde, so beeindruckend ist, dass die Art, wie sie aufgenommen bzw. anerkannt und eher noch verkannt wurde, muss sich im Verhältnis zu diesem Ereignis setzen.«

<sup>259</sup> »Ein Abbildkonzept muss konstruiert werden, das sich der *Ausdruckskategorie*, die der *Kreation* nahe steht, entzieht – beide sind die Überreste der idealistischen Metaphysik.«

chrétien : ainsi Bruno, Spinoza, Artaud... C'est un hommage rendu à un certain « enfer » de notre pensée.<sup>260</sup> (Sollers 1968a: 77)

Es ist zweifelhaft, ob diese Autoren („Bruno“, „Spinoza“, „Artaud“) für das hegemoniale Projekt der Zeitschrift mehr als bloß emblematische Figuren darstellen. Immer wieder berufen sich die Redakteure der Zeitschrift auch auf „Marx/Freud“, was in diesem Kontext auch als eine Abkürzung für „Althusser/Lacan“ verstanden werden kann. An anderer Stelle werden »Dante, Sade, Lautréamont, Mallarmé, Joyce, Artaud, Bataille« (Sollers 1968b: 393) bzw. »Lautréamont, Mallarmé, Roussel, Kafka, Joyce, Artaud, Bataille...« (Sollers 1968c: 404) beschworen. Wie auch immer die inhaltliche „Substanz“ dieser Referenzen zu bewerten ist, als ein wichtiger szenographischer Effekt dieser emblematischen Aufzählungen bleibt das imaginäre Universum „marginal-subversiver“ Werke und Traditionen festzuhalten, das die hegemonialen Artikulationen der Zeitschrift sowohl voraussetzen als auch bestätigen. Und es ist dieses imaginäre Universum einer „verdrängten“ marginal-subversiven Tradition, in die sich die Zeitschrift einschreibt.

Die radikalen Abgrenzungen, der dogmatische Gestus und die manichäische Wortwahl dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch die politische Positionierung der Zeitschrift auf kontingenten Akten beruht, die disparate Positionen des intellektuellen Diskurses zu einem nie vollständig vernähbaren System von Differenzen verbinden. Dabei sind die politischen Aussagen *Tel Quels* grundsätzlich ästhetisch eingerahmt, stellt der politische Akt für die Telquelianer doch immer zugleich auch eine theoretisch-ästhetisch Positionierung dar.

L'écriture et la révolution font cause commune l'une donnant à l'autre sa recharge signifiante et élaborant, comme arme, un mythe nouveau : c'est ce qui, dans *Nombres* [Titel eines Romans von Philippe Sollers, JA], est appelé le *récit rouge*, un récit qui porte à la fois la couleur du sang et du seul parti possible dans l'histoire en cours.<sup>261</sup> (Sollers 1968a: 79)

Die Ehrfurchtsbekundung vor der „einzigen möglichen Partei“, mit der Sollers seinen Beitrag „*Ecriture et révolution*“ schließt, kündigt die beginnende Allianz mit der Kommunistischen Partei und ihrem literaturwissenschaftlichen Organ *La Nouvelle Critique* an. Doch vermeidet Sollers die Nennung des Namens der gemeinten Partei, was einen Rest an Unbestimmtheit hinterlässt. Vor was verbeugt sich Sollers? Vor einem politischen Abstraktum oder vor der historisch konkreten Kommunistischen Partei Frankreichs mit ihrem post-stalinistischen

---

<sup>260</sup> »die Mehrheit der Texte, die behandelt werden, gehören einem Raum an, der durch unsere Kultur verborgen wird und in der Regel materialistisch ist. So etwa *De Natura Rerum* und das *Kapital*. Der gemeinsame Punkt aller dieser Akteure ist es, das christliche System deformiert oder abgelehnt zu haben, bspw. Bruno, Spinoza, Artaud... Dies ist eine Hommage an eine gewisse ›Hölle‹ unseres Denkens.«

<sup>261</sup> »Die *écriture* und die Revolution machen gemeinsame Sache, wobei die eine der anderen ihre signifikante Aufladung gibt und als Waffe einen neuen Mythos ausarbeitet: Das ist, was in *Nombres* die *rote Erzählung* genannt wird, eine Erzählung, die zugleich die Farbe des Bluts und der einzigen möglichen Partei in unserer Geschichte trägt.«

Apparat? Wenn, wie Sollers betont, der Akzent der Zeitschrift seit ihrer Gründung »sur la pratique immanente du texte, sur la rupture avec les justifications extra-littéraires de la littérature«<sup>262</sup> (Sollers 1968b: 392) liegt, dann sind eindeutige politische Parteinahmen riskant. Die Allianz mit der KP darf daher unter keinen Umständen eine Vereinnahmung durch eine außerintellektuelle Instanz mit sich bringen, die die intellektuelle Autonomie der Zeitschrift und damit ihre Positionierung als Avantgarde unterlaufen würde. Die politischen Aussagen der Zeitschrift, insbesondere die Bezüge auf die KP, werden daher grundsätzlich in eine ästhetische Rahmung gebracht: »Les signes gardent quelque chose de la main qui les a tracés, ils forment d'autre part une matrice organique : sang, cosmos, nombres, écriture, histoire, masses, révolution...«<sup>263</sup> (Sollers 1968a: 77). In diesem Zitat, in dem Sollers mit dem charakteristischen Mittel der Aufzählung der hegemonial verknüpften Diskurselemente arbeitet, verweisen „Blut“, „Geschichte“, „Massen“, „Revolution“ auf die marxistische bzw. kommunistische Hegemonie; „Zahlen“ und „écriture“ auf die textualistisch-strukturalistische Hegemonie, und alles unterlegt mit einem Schuss esoterischer Obertöne („Kosmos“).

Bei genauerem Hinsehen löst sich die vordergründige Eindeutigkeit der politischen Positionen der Zeitschrift auf, und es tritt die schwierige Gratwanderung zu Tage, die *Tel Quel* zu leisten hat, und zwar zwischen einer verkrusteten KP, die den Mai 1968 als Bedrohung empfindet, und den revolutionären Studenten, die auf der Suche nach politischen Alternativen links von der Partei sind. So verbeugt sich Sollers nicht nur vor der KP, sondern auch vor den Studenten und zieht die Erfahrungen heran, die in USA und England mit Drogen und dem Buddhismus (Sollers 1968a: 74) sowie mit der Sexualität gemacht werden. „Drogen“, „Buddhismus“ und „Sex“ werden somit ebenfalls in das hegemoniale Projekt der Zeitschrift eingebaut:

Le sexe et l'écriture sont liés de telle façon que l'un est sans cesse la métaphore de l'autre, c'est là le lieu d'un renversement constant. Perdre de vue cette productivité, c'est aussitôt, dans notre culture, être déporté dans une phénoménologie mentaliste et décorative.<sup>264</sup> (Sollers 1968a: 75)

Aber vor allem integriert Sollers den Maokult und die Chinabegeisterung, die aus Enttäuschung der Studenten über das Versagen der KP entsteht, in das eigene hegemoniale Projekt. Die Kompatibilität mit der textualistischen Doktrin begründet er mit der nichtphonetischen Schrift (*écriture*) des Chinesischen: »il est immédiatement visible que le

---

<sup>262</sup> »auf der immanenten Praxis des Texts, auf dem Bruch mit den außerliterarischen Rechtfertigungen der Literatur.«

<sup>263</sup> »Die Zeichen halten etwas von der Hand, die sie gezeichnet hat, sie bilden andererseits eine organische Matrix: Blut, Kosmos, Zahlen, *écriture*, Geschichte, Massen, Revolution...«

<sup>264</sup> »Sex und *écriture* sind so verbunden, dass der eine ununterbrochen die Metapher des anderen ist. Das ist der Ort eines konstanten Umbruchs. Wenn man diese Produktivität verliert, ist man sofort in einer mentalistischen und dekorativen Phänomenologie.«

fait de ne pas employer une écriture phonétique suppose une tout autre économie que celle dans laquelle nous nous produisons.«<sup>265</sup> (Sollers 1968a: 73).

Für die Kritiker von *Tel Quel* mag die Verknüpfung dieser heterogenen Diskurspositionen als teilweise „unausgegoren“, „arbiträr“ oder „widersprüchlich“ erscheinen; in der diskursanalytischen Betrachtung ergibt eine solche Bewertung jedoch wenig Sinn, wird eine Hegemonie doch grundsätzlich als das brüchige, vorläufig vernähte Produkt kontingenter Akte begriffen. Was dennoch als ein charakteristischer Unterschied zu den „traditionellen“ Hegemonien, die die Zeitschrift so radikal bekämpft, festgehalten werden muss, ist die relative Unverbindlichkeit und Flüssigkeit ihrer diskursiven Positionierungen: Bei aller zur Schau getragenen Dogmatik ist keine der Positionsnahmen auf Dauer angelegt; das hegemoniale Projekt von *Tel Quel* ist so beschaffen, dass abrupte Richtungsänderungen der Redaktion zu jedem Zeitpunkt möglich bleiben. Gerade die Redakteure von *Tel Quel* wie auch die vielen, institutionell noch ungebundenen Produzenten des intellektuellen Felds können sich die revolutionäre Hyperrhetorik „leisten“, denn jede Position kann am nächsten Tag widerrufen werden, ohne dauerhafte Konsequenzen zu zeitigen. Ja mehr noch: Die Distanz zu den pädagogischen Institutionen zwingt diese Produzenten, die akademisch weder etwas zu investieren noch zu verlieren haben, geradezu dazu, mit „überzogenen“ Mitteln symbolische Präsenz zu zeigen; wie sollte man angesichts der vielen neuen anderen, die ebenfalls um Positionen, Ansehen und Legitimität konkurrieren, auch sonst auffallen?

Es ist diese eingebaute Flexibilität von Sollers' Positionierungen, die die latente (und offene) Distanz zu akademisch legitimen Produzenten begründet, deren intellektuelle Projekte in den mehr oder minder langfristigen Bahnen pädagogischer Verhältnisse, akademischer Loyalitäten und universitärer Bürokratien verlaufen. Dieser unterschiedliche Grad der Verpflichtung auf pädagogische Institutionen erklärt auch, warum die Zeitschrift nur zwei Haltungen kennt, um akademischen Produzenten zu begegnen: zum einen die bedingungslose Verehrung und Sakralisierung bestimmter akademischer Produzenten (z.B. Derrida, Althusser und Foucault, aber auch ihre akademisch etwas weniger legitimen „Verbündeten“ Lacan und Barthes), zum anderen die nicht weniger bedingungslose Disqualifizierung der „humanistischen“, „bourgeoisen“ bzw. „metaphysischen“ Arrièregarde, der meist namenlosen Masse derer, die für die „traditionellen“ Hegemonien des akademischen Subfelds stehen.

Als drittes und letztes Feld der hegemonialen Praktiken der Zeitschrift muss der Bereich genannt werden, für den die Zeitschrift zunächst gegründet wurde: die Literatur. Die Abgrenzung gegenüber den etablierten literarischen Strömungen bereitet keine große Mühe: diese werden zu »l'idéologie bourgeoise« erklärt »qui ne manque pas « d'écrivains » destinés à mimer son passé classique, romantique ou naturaliste« (Sollers 1968a: 68). Schwieriger ist

---

<sup>265</sup> »es ist unmittelbar sichtbar, das die Tatsache, keine phonetische *écriture* zu benutzen, eine ganz andere Ökonomie voraussetzt als die, in der wir produzieren.«

die Abgrenzung von den Avantgarde-Strömungen der Vergangenheit (Surrealismus) und Gegenwart (*Nouveau Roman*, Existenzialismus), deren Erbe *Tel Quel* antreten soll. Trotz allem Manichäertum sind diese Abgrenzungen fragil und delikat, gilt es doch den Mythos der Avantgarde nicht zu zerstören. Sie müssen immer wieder wiederholt und gut begründet werden, gerade mit Blick auf die Bewegung des *Nouveau Roman*, deren theoretischer Programmierer, Jean Ricardou, eine wichtige Stimme in *Tel Quel* hat:

Il nous faut à ce moment surmonter à la fois les résidus de la théorie surréaliste qui, voulant présenter d'abord le « fonctionnement réel de la pensée », reste prise au piège d'un classicisme et d'un baroque superficiels ; le confusions de la littérature soi-disant « engagée » qui n'est ni littéraire (incompréhension de la série historique visant à dégager la pratique spécifique du texte) ni engagée (persistance, en elle, du discours naturaliste bourgeois du XIXe siècle), et enfin, après une phase de soutien assez brève, l'idéologie positiviste du « nouveau roman » qui oscille entre une survivance psychologue (« courant de conscience ») et un « descriptionnisme » décorativement structural. A ce moment, en effet, la linguistique est pour nous d'un puissant secours.<sup>266</sup> (Sollers 1968b: 392)

Diesen „überholten“ Avantgardisten stellt Sollers die experimentelle reflexiv-textualistische Literatur der *Tel Quel*-Autoren gegenüber – v.a. seine eigene –, die in das hegemoniale System von Differenzen von *Tel Quel* eingebaut wird. In diesem hegemonialen System finden sich eine Reihe von Äquivalenzen, die unterschiedslos die „eigene“ Region des intellektuellen Felds bezeichnen. Diese äquivalenten Positionen und Elemente ergeben gleichsam eine unendlich verlängerbare Kette: „écriture“ = „Derrida“ = „Revolution“ = „Marx/Freud“ = „Materialität“ = „Lenin“ = „Mallarmé“ = „Sex“ = „Buddhismus“ = „China“ = „Kosmos“, der eine ebenfalls unendlich verlängerbare Kette der äquivalenten Elemente und Positionen des Diskurses gegenübergestellt werden kann, die die „andere“ Region des intellektuellen Felds bezeichnen: „Subjekt“ = „Humanismus“ = „parole“ = „bourgeoise Ideologie“ = „Sinn“ = „Kapitalismus“ = „Metaphysik“ = „Christentum“ = „USA“ = „Surrealismus“.

Als programmatische Signifikanten für die Äquivalenzen der „eigenen“ Region dient neben „écriture“ und „Text“ auch die Termini „Nichtlinearität“ bzw. „Multidimensionalität“, die für das literarische Projekt von *Tel Quel* stehen:

---

<sup>266</sup> »Wir müssen in diesem Moment zugleich die Überbleibsel der surrealistischen Theorie überwinden, die, indem sie sich zunächst als ›reales Funktionieren des Denkens‹ präsentieren will, einem oberflächlichen Klassizismus und Baroquismus verhaftet bleibt. Die Verwirrungen der sogenannten ›engagierten‹ Literatur, die weder Literatur (Unverständnis der historischen Serie, die darauf zielt, die spezifische Praxis des Texts zu entschleiern) noch engagiert ist (Verfestigung des naturalistischen bourgeoisen Diskurs des 19. Jahrhunderts), und schließlich nach einer ziemlich kurzen Unterstützungsphase, die positivistische Ideologie des ›Nouveau Roman‹, der zwischen einer psychologischen Überbleibseln (›Bewusstseinsstrom‹) und einem dekorativ strukturalen ›Deskriptionismus‹ hin und herschwankt. Vor diesem Hintergrund leistet die Linguistik für uns eine mächtige Hilfestellung.«

Ce qui est contesté, ici, c'est l'histoire linéaire qui a toujours asservi le texte à une représentation, un sujet, un sens, une vérité ; qui réprime sous les catégories théologiques de sens, de sujet et de vérité l'énorme travail à l'œuvre dans les textes-limites. Ces limites me paraissent pouvoir être caractérisées par les noms que l'histoire linéaire [...] leur a donnés : mystique, érotisme, folie, littérature, inconscient. Il est temps, non pas de célébrer comme le surréalisme l'a fait intuitivement, mais d'interroger systématiquement ces appellations, de faire surgir la pensée qui s'y trouve enfermée et réservée sous forme d'alibi commode. Or je pense que le trait distinctif de cette pensée est la multidimensionnalité, celle, précisément, que l'écriture, et non la parole, découvre et entraîne.<sup>267</sup> (Sollers 1968a: 72)

In diesem Zitat deutet sich die Szenographie des historischen Raums an, die Sollers hegemoniale Artikulationen zugleich voraussetzen und bestätigen. So sind in dem hegemonialen System von Differenzen die äquivalenten Terme der eigenen („écriture“...) und der anderen („parole“...) Region im Sinne eines Prozesses geordnet, der von dem anderen zum eigenen Pol des hegemonialen Raums gerichtet ist. Dieser Prozess, der sich in diesem Zitat zwischen einem „linearen“ Ausgangspunkt und einem „multidimensionalen“ Zielpunkt aufspannt, wird jedoch nicht nur szenographisch realisiert, sondern auch narrativ fixiert. Erst durch die Fixierung der Szenographie des historischen Raums in einer wiederholbaren narrativen Struktur gewinnt das hegemoniale System von Differenzen *Tel Quels* programmatischen Charakter. Die Konsumenten der Zeitschrift können sich nämlich, indem sie die narrativen Operationen dieser Programmatik immer wieder ausführen, in die szenographische Ordnung des hegemonialen Systems einschreiben und ebenfalls als „marginal-subversive“ Theorie-Avantgarde im intellektuellen Feld positionieren. Die narrative Programmierung des hegemonialen Systems ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass die symbolischen Produkte unter den Produzenten des Felds zirkulieren und symbolische Profite erzielen können.

Angesichts der unterschiedlichen hegemonialen Systeme (Theorie, Politik, Literatur), die in *Tel Quel* verhandelt werden, lassen sich spezifische Narrative festmachen, die sich durch je unterschiedliche Grenzziehungen zwischen „Tradition“ und „Moderne“, „damals“ und „jetzt“ auszeichnen. Im Bereich von Theorie und Philosophie kündigt sich die große „Revolution“ schon seit den „marginal-subversiven“ Philosophen wie „Spinoza“, besonders aber seit „Marx/Freud“ und „Saussure“ an, um von „Derrida“ und den anderen

---

<sup>267</sup> »Was hier in Frage gestellt wird, ist die lineare Geschichte, die den Text immer einer Repräsentation, einem Subjekt, einem Sinn, einer Wahrheit unterworfen hat, die unter den theologischen Kategorien des Sinns, des Subjekts und der Wahrheit die enorme Arbeit unterdrückt, die sich in den Grenz-Texten vollzieht. Diese Grenzen erscheinen mir durch die Namen charakterisiert, die die lineare Geschichte [...] ihnen gegeben hat: Mystik, Erotik, Wahnsinn, Literatur, Unbewusstes. Es ist Zeit, diese Benennungen nicht, wie es der Surrealismus intuitiv gemacht hat, zu feiern, sondern systematisch zu befragen, das Denken, das sich dort eingeschlossen unter einem dienlichen Alibi reserviert findet, hervorzuholen. Ich glaube nun aber, dass der entscheidende Zug dieses Denkens die Multidimensionalität ist, jene gerade, die die *écriture* und nicht die *Parole* entdeckt und nach sich zieht.«

Theoriepropheten, auf die sich die Zeitschrift beruft, schließlich vollzogen zu werden. Dagegen wird im Bereich der Ästhetik der historische Bruch, der den Narrativ Sollers' organisiert, auf das späte 19. Jahrhundert festgelegt, auf den Beginn der autonomen, modernistischen Kunstbegriffe und der historischen Avantgarde: »La coupure décisive – celle qui agit rétroactivement et dans le futur – est ici Lautréamont/Mallarmé [...]. Ensuite, on peut dire que tout recommence et commence.«<sup>268</sup> (Sollers 1968a: 72). In diesen Narrativ werden dann die programmatischen Signifikanten „Text“ und „écriture“ eingebaut, die zum zentralen Schauplatz für die umfassende Transformation der westlichen Zivilisation werden: »Les concepts de texte, d'intertextualité, d'écriture sont explicitement à la base d'une mutation dans notre civilisation, et les noms que nous citons de façon répétée : Lautréamont, Mallarmé, Marx, Freud, en sont les symptômes massifs et, à notre avis, encore à venir.«<sup>269</sup> (Sollers 1968b: 394). Auch die narrative Repräsentation der politischen Zeitlichkeit dreht sich um die Zäsur, die das späte 19. Jahrhundert mit sich bringt. In folgender Passage zeigt sich, wie die verschiedenen narrativen Apparate theoretischer, ästhetischer und politischer Zeitlichkeit überlagert und zu einem großen zielgerichteten Prozess verschmolzen werden, in dem jedes Element seinen funktionellen (d.h. „historisch-progressiven“ oder „ideologisch-regressiven“) Platz zugewiesen bekommt:

A notre avis, l'épistémologie marxiste introduit dans le cours de l'histoire occidentale du langage une coupure radicale. A partir de cette coupure, la crise du signe va s'ouvrir de façon apparemment paradoxale : par une inflation, une saturation, propulsant la linguistique en position de modèle absolu des sciences dites « humaines ». Cette « royauté » apparaît, bien entendu, de plus en plus suspecte et on pourrait dire qu'il s'agit d'un regroupement massif et en quelque sorte défensif contre un « dehors » menaçant. Ce « dehors », c'est à la fois, pour nous, la montée historique irréversible du marxisme dans ses effets politiques *et* l'arrivée de la question de l'écriture comme problématique « multidimensionnelle » longtemps refoulée par la linéarité de la pensée du signe. Toutes les tentatives de « l'avant-garde » depuis cent ans en témoignent, mais le plus souvent de façon purement spectaculaire et même régressive, sans la conscience théorique de ce processus (exemples : le futurisme italien fasciste, le surréalisme sombrant dans un occultisme mou, l'abêtissement pseudo-oriental des recherches américaines actuelles).<sup>270</sup> (Sollers 1968c: 403)

<sup>268</sup> »Der entscheidende Bruch – jener, der nachträglich und in der Zukunft wirkt – ist hier Lautréamont/Mallarmé. [...] Von da an kann man sagen, dass alles anfängt und wieder anfängt.«

<sup>269</sup> »Die Begriffe des Texts, der Intertextualität, der *écriture* liegen einem Wandel unserer Zivilisation explizit zu Grunde, und die Namen, die wir immer wieder zitieren: Lautréamont, Mallarmé, Marx, Freud sind davon die massiven Symptome und werden es unserer Meinung nach noch sein.«

<sup>270</sup> »Unserer Meinung nach führt die marxistische Epistemologie in den Lauf der westlichen Sprachgeschichte einen radikalen Schnitt ein. Von diesem Schnitt wird sich die Krise des Zeichens auf paradoxe Ort öffnen: durch eine Inflation, eine Sättigung, die die Linguistik in die Position eines absoluten Modells der ›Human-  
Wissenschaften katapultiert. Diese ›Königlichkeit‹ scheint selbstverständlich immer suspekter zu werden, und man könnte sagen, dass es sich um eine massive, in bestimmter Hinsicht defensive Umgruppierung gegen ein bedrohliches ›Außen‹ handelt. Dieses ›Außen‹ ist für uns sowohl der unumkehrbare Aufstieg des Marxismus mit seinen politischen Wirkungen *und* die Ankunft der Frage der *écriture* als eine ›multidimensionale‹ Problematik,

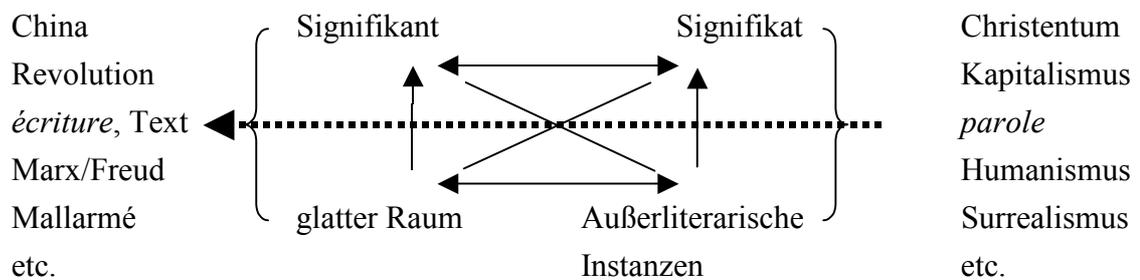
Auch wenn der Term „Poststrukturalismus“ schon 1969 in *Tel Quel* verwendet wird (Kauppi 1990: 252), basiert der Narrativ der Zeitschrift auf keinem postmodernistischen Repräsentationsregime. Der zentrale historische Wendepunkt, der den Narrativ der Zeitschrift in theoretischer, politischer und ästhetischer Hinsicht organisiert, wird nicht auf die sechziger (bzw. siebziger) Jahre des 20. Jahrhunderts – im Sinne des angloamerikanischen „Poststrukturalismus“/„Postmoderne“-Narrativs –, sondern eindeutig auf das späte 19. Jahrhundert datiert. Auf diese Weise fügen sich die Telquelianer in die Tradition der historischen Avantgarde ein, was sie nicht als Post-, sondern als Spätmodernisten ausweist.

Zusammenfassend lässt sich das symbolische Projekt von *Tel Quel* als die Verknüpfung von Elementen aus drei hegemonialen Systemen von Differenzen begreifen. Durch die kontingente Reartikulation dieser drei Systeme (Theorie, Literatur und Politik) entsteht ein neues hegemoniales System, das mit den programmatischen Signifikanten „Text“ und „écriture“ bezeichnet wird. Durch die Äquivalenzsetzung der hegemonial artikulierten Elemente wird der intellektuelle Raum nach eigenen und anderen Regionen unterteilt. Diese Elemente des hegemonialisierten Raums werden dann in einer wiederholbaren narrativen Struktur fixiert und zusammengeführt. Die Repräsentationsdilemmata dieser narrativ stabilisierten Programmatik sollen abschließend in einem semiotischen Viereck dargestellt werden, das die narrativen Operationen visualisiert, die *Tel Quels* Texten zu Grunde liegen. Das Viereck basiert auf der kontradiktorischen Gegenüberstellung von „(literarischem) Signifikant“ („innen“) und „außerliterarischen Instanzen“ („außen“), denn die Position der Zeitschrift basiert auf der modernistischen Entkopplung von Ästhetik und Gesellschaft (vgl. Sollers' Plädoyer für »la rupture avec les justifications extra-littéraires de la littérature« (Sollers 1968b: 392)). Die andere Kontradiktion stellt „Signifikat“ (bzw. „Transzendentaler Sinn, Ordnung, Hierarchie“) und die enttranszendentalisierte, enthierarchisierte („transgressiv-subversive“) Ordnung des „glatten Raums“ gegenüber. Die beiden lateralen Seiten des Vierecks können nun zu den äquivalenten Termen der eigenen (links) bzw. der anderen Region (rechts) des hegemonialen Systems zusammengezogen werden. Der gestrichelte Pfeil bezeichnet den Effekt historischer Gerichtetheit, der durch die deiktischen Aufladung der linken Seite („jetzt“) gegenüber der rechten Seite („damals“) entsteht. Auch wenn *Tel Quel* eine wichtige Rolle für den Erfolg der prophetischen Hegemonie spielt, wird die programmatische Basis ihres Projekts – der Entwurf einer theoretisch gesättigten Text- bzw. écriture-Programmatik – woanders gelegt. Die theoretische Innovativität und Legitimität der Gruppe um *Tel Quel* ist gering; ihr hegemonialer Erfolg beruht weniger auf der eigenen

---

die lange durch die Linearität des Denkens des Zeichens verdrängt wird. Davon zeugen seit hundert Jahren alle Versuche der ›Avantgarde‹, aber meistens auf rein spektakuläre und sogar regressive Weise, ohne das theoretische Bewusstsein dieses Prozesses (Beispiele: der italienische faschistische Futurismus, der

diskursiven Kompetenz als auf der Reproduktion anderer, theoretisch „wetterfester“ Projekte, etwa von Derridas Dekonstruktion, Lacans Psychoanalyse und Althusser's strukturelem Marxismus. Es wird der diskursanalytischen Untersuchung von Derridas dekonstruktiver Philosophie (5.2) vorbehalten sein, eine theoretisch dichte Programmatik, die nach anderen Logiken funktioniert, diskursanalytisch zu untersuchen.



## 5.2 Jacques Derridas Dekonstruktion der liberal-humanistischen Hegemonie

### 5.2.1 Akademische Positionierung und neoavantgardistische Hegemonie

Jacques (Geburtsname „Jackie“) Derrida wird 1930 bei Algiers geboren und verlebt Kindheit und Jugend in Algerien. Wie Albert Camus und Hélène Cixous gehört er der französischen Minderheit an. Während des Régimes von Pétain und der Okkupation (1940-1943) wird Derrida wegen seiner jüdischen Religionszugehörigkeit diskriminiert und darf zeitweise die Schule nicht besuchen. Nachdem er 1948 sein Abitur erhält, zieht er nach Paris, wo er das Internat *Louis-le-Grand* besucht, um sich in der *khâgne* auf die *Ecole Normale Supérieure* vorzubereiten. 1952 besteht er den *concours* und tritt u.a. mit Michel Serres und Pierre Bourdieu in die *Ecole Normale Supérieure* ein. Dort lernt er Althusser und Foucault kennen, mit denen er sich anfreundet, und engagiert sich in einigen linken Gruppierungen, hält aber Distanz zur KP. 1953 bis 1954 hält sich Derrida am Husserl-Archiv in Louvain auf, wo er seine erste *thèse* über Husserls Phänomenologie schreibt. 1956 besteht er die *agrégation* für Philosophie und geht für ein Jahr nach Harvard. Nach seinem Militärdienst im Algerienkrieg (1957-1959), lehrt Derrida 1960 bis 1964 als Assistent von S. Bachelard, G. Canguilhem und P. Ricœur Philosophie an der Sorbonne. Danach geht er als *maître-assistant* an die *ENS*, wo er bis 1984 bleibt. 1966 nimmt er mit Barthes, Lacan, Goldmann, Hyppolite und Todorov an dem Symposium der *Johns Hopkins* Universität „The Languages of Criticism and The Sciences of Man“ teil, von dem einige Jahre später die breite amerikanische Rezeption von

---

Surrealismus, der in einem lauen Okkultismus dämmert, die pseudoorientalistische Verdummung gegenwärtiger amerikanischer Forschungen).«

Derridas Werk und des *sciences humaines*-Diskurses ausgeht. 1967 veröffentlicht er seine ersten drei wichtigen Werke (Derrida 1967a; b; c), in denen seine dekonstruktive Philosophie umrissen wird. Mehrere Anläufe, einen Posten an einer der französischen Universitäten zu erhalten, scheitern (vgl. Bennington und Derrida 1993: 331). Mit dem institutionellen Misserfolg auf dem heimischen Markt kontrastiert ab Mitte der siebziger Jahre der breite Erfolg auf dem amerikanischen *humanities*-Markt. Seit 1975 hält Derrida immer wieder Seminare an verschiedenen amerikanischen Universitäten (zunächst an der *Yale University*, an der sich unter der Führung Paul de Mans die sog. *Yale School of Deconstruction* bildet, später an der *University of California, Irvine* und an vielen anderen Universitäten), und 1983 wird er in die *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales* (Sektion „Philosophische Institutionen“) gewählt.

Derridas Karriere entspricht bis Mitte der siebziger Jahre der eines typischen *normalien*-Philosophen, wie sie klassischer kaum ausfallen könnte: *ENS*, *agrégation* in Philosophie, Assistent an der *Sorbonne*, *maître-assistant* an der *ENS*<sup>271</sup>. Doch gelingt es Derrida nicht, sich in den akademischen Institutionen zu etablieren. Wie Althusser und Deleuze gehört er zu den *normaliens*, die trotz des Aufschwungs der *sciences humaines* der Philosophie zwar treu bleiben, aber Distanz zum etablierten Zentrum der kanonischen Disziplinen einnehmen, indem sie eine „marginal-subversive“ Position im intellektuellen Diskurs artikulieren. Diese symbolischen Produzenten haben eine besondere Gratwanderung zu leisten: Zum einen müssen sie die Nachfrage der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie bedienen, was eine Distanzierung von der Philosophie in ihren traditionellen Formen zur Folge hat; zum anderen müssen sie versuchen, ihre Legitimität im theoretisch-akademischen Subfeld zu erhalten. Althusser und seine Schüler lösen diese widersprüchliche Anforderung durch ihre politische Positionierung als Parteigänger der KP, die ihre marginale Position im philosophisch-akademischen Feld unterstreicht und die sie anschlussfähig für die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie macht, *obwohl* sie an der Produktion „reiner“ Philosophie festhalten.

Wie aber stellt sich Derrida, der sich der marxistischen Theorie erst später, in den achtziger Jahren und vor dem Hintergrund einer vollkommen veränderten Feldstruktur annähert, der drohenden Entwertung philosophischer Legitimität? Sicher kann Derridas Philosophie nicht als ein „Ausdruck“ der „Produktionsbedingungen“ des intellektuellen Felds gelten. Dennoch muss seine dekonstruktive Philosophie als ein symbolischer Einsatz für einen spezifischen intellektuellen Markt gelten, geht es doch darum, die bedrohte Legitimität der Position der Philosophie zu verhandeln. Derridas „Lösung“ besteht in dem paradoxen

---

<sup>271</sup> Bezeichnend für Derridas eher unspektakuläre akademische Karriere ist die Antwort, die er Mitte der achtziger Jahre in seinem ersten englischen Interview auf die Frage nach seiner intellektuellen Biographie gibt: »I don't know what my "intellectual life" is. How could I separate my intellectual life from my life?« (Salusinszky 1987: 22), worauf er beginnt, die Bücher zu nennen, die ihn beeinflusst haben.

Versuch, sich von der Philosophie zu distanzieren, ohne den philosophischen Rahmen aufzugeben. Derrida positioniert sich im intellektuellen Feld, indem er die zwei Produktionslogiken, Subjektivitäten, bzw. Nachfragearten von *lector* und *auctor* gleichermaßen bedient. Um diese symbolischen Produktionslogiken von *lector* und *auctor* diskursanalytisch zu differenzieren, möchte ich die spezifischen diskursiven Programme betrachten, die die symbolische Produktion dieser beiden Produzententypen organisieren. Die diskursiven Programme von *lector*-Produzenten orientieren sich an der legitimen symbolischen Produktion der kanonischen Tradition, das primär als *zu reproduzierendes* Wissen verstanden werden muss, während die diskursiven Programme von *auctor*-Produzenten die symbolische Produktion der Philosophen als *zu produzierendes* Wissen definieren. So führt im ersten Fall die reproduktive Orientierung zu einer Aufwertung kanonisierter, in den pädagogischen Institutionen als legitim geltender symbolischer Produkte. Im zweiten Fall dagegen wird in erster Linie die „innovative“ Perspektive, der Forschungszusammenhang „mit eigener Handschrift“, die kritische Auseinandersetzung mit den eingelebten, disziplinierenden Axiomaten positiv sanktioniert. *Auctores*-Produzenten bedienen die Nachfrage nach neoavantgardistischen Produkten, indem sie sich von den kanonisierten Wissenstraditionen absetzen und indem sie zeigen, wie legitim-kanonische Produkte in theoretisch-neoavantgardistische Produkte übersetzt werden. Der Erfolg eines symbolischen Produzenten und die Kanonisierung seiner Produkte im Feld hängt somit maßgeblich von der Wirksamkeit seiner Programmatik ab, d.h. von dem Potential des symbolischen Produkts, durch den Gebrauch seiner diskursiven Programme die diskursiven Verhältnisse bzw. Subjektivitäten der Produzenten im Feld auf bestimmte Weise zu reartikulieren. Die symbolischen Profite, die ein Produzent wie Derrida für sein intellektuelles Projekt erzielt, können auf die spezifischen diskursiven Programmierungsleistungen zurückgeführt werden, die von den Produzenten in Abhängigkeit von ihren spezifischen Positionierungen im Feld nachgefragt werden.

In Derridas symbolischer Produktion kommen diese beiden diskursiven Programme, die auf unterschiedliche Weise in die Reproduktion der symbolischen Produzenten eingreifen, gleichermaßen zum Tragen: Die Dekonstruktion der „logozentrischen“ Tradition kann entweder im Sinne einer *explication de texte* – eine Produktionsform, die insbesondere in den Institutionen mit ausgeprägter Lehrorientierung (*lycées, classes préparatoires* etc.) – verstanden werden. Oder Derridas Projekt wird im Sinne der Subversion bzw. Abgrenzung von den etablierten philosophischen Traditionen („Metaphysik“, „Logozentrismus“) begriffen. Derridas doppelte Strategie ist riskant, kann sie in einer Situation der weitgehenden Ausdifferenzierung der Produktionslogiken von *auctor* und *lector* in semiautonome Ökonomien symbolischer Produktion – von akademischen und theoretisch-neoavantgardistischen Produzenten – doch leicht zu der gegenseitigen Neutralisierung beider

Logiken führen. Und in der Tat: Der diskursive Antagonismus zwischen „Propheten“ und „Humanisten“ fasst alle äquivalenten Diskurspositionen (z.B. Lehrorientierung = reproduktives Wissen = humanistisch etc.) zu hegemonial zusammengeschlossenen Regionen diesseits bzw. jenseits des konstitutiven Bruchs des Diskurses zusammen. Die hegemonialisierten Regionen lassen schließlich nur noch wechselseitig exklusive Positionsnahmen zwischen der einen *oder* der anderen Hegemonie zu. Derridas dekonstruktive Strategie des Weder-noch bzw. Sowohl-als-auch, die bis in die elementarsten Operationen seiner Philosophie reicht, erweist sich angesichts der Entweder-oder-Logik des ausgebildeten Antagonismus zwischen Propheten und Humanisten als problematisch. Im französischen Kontext erscheint Derridas Projekt in den sechziger und siebziger Jahren für viele der theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion als zu „konservativ“ bzw. „scholastisch“, weil er der Philosophie letztendlich die Stange hält; vielen Vertreter der akademischen Fraktion dagegen gilt er als nicht „respektabel“ genug. So können Derridas Schwierigkeiten, in Frankreich institutionelle Anerkennung zu gewinnen, auf seine ambivalente Positionierung im intellektuellen Feld zurückgeführt werden: Die Tatsache, dass er Philosoph geblieben ist, weist ihn angesichts des Aufstiegs der *sciences humaines* und der neuen Möglichkeiten, die sich außerhalb der kanonischen Philosophie auftun, als „konservativ“ aus. Dem widerspricht Derridas Orientierung an den interdisziplinären Debatten der Zeit, der marginal-subversive Gestus seiner Philosophie, und sein Eintritt in die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie. Während Derridas heterodoxer, antihumanistischer Gestus für die akademische Philosophie suspekt, ja skandalös erscheint, ist seine Philosophie für viele der neoavantgardistischen Avantgarde-Produzenten zu „rein“ bzw. zu stark der kanonischen Tradition verhaftet und – zumal nach 1968 – nicht „politisch“ genug. Alles in allem positioniert sich Derrida mit seiner dekonstruktiven Philosophie „zwischen allen Stühlen“, was dazu führt, dass keine Seite ihn als einen der ihren begreift.

### 5.2.2 Jacques Derridas dekonstruktive Philosophie in der struktural-pragmatischen Diskursanalyse

Derridas Projekt einer Philosophie der Dekonstruktion, das im Folgenden mit Blick auf ihre programmatischen Positionierungsleistungen genauer analysiert werden soll, zählt zu den zahlreichen Ereignissen des intellektuellen Felds, die zwischen 1965 und 1967 den Höhepunkt des Strukturalismus markieren. Die Werke, in denen Derrida die Umrisse seiner dekonstruktiven Philosophie zeichnet, erscheinen 1967: *De la grammatologie* (1967a), *La voix et le phénomène*; (1967b) sowie bestimmte Aufsätze in *L'écriture et la différence* (1967c) – außer *Marges de la philosophie* und des Interviewbands *Positions*, die 1972 veröffentlicht werden. Ende der siebziger Jahre wird sich Derrida von der Philosophie der

Dekonstruktion abwenden und sich verstärkt Fragen der Ethik und der politischen Theorie zuwenden – eine Wende, die nicht zuletzt auf seinen großen internationalen Erfolg, den Bruch des intellektuellen Diskurses, der Ende der siebziger Jahre in Frankreich einsetzt, und seinen Misserfolg an den französischen Universitäten zurückzuführen ist.

Verkürzt lässt sich das dekonstruktive Vorgehen folgendermaßen zusammenfassen: Man betrachte ein philosophisches System, entnehme diesem ein Element, dem ein transzendentaler Status zugesprochen wird und das als Zentrum oder Ursprung des Systems fungiert (etwa „Stimme“ oder „Präsenz“), und zeige dann, dass der Text dieses Element nur in der Differenz von anderen Elementen erzeugen kann. Weil jeder Text in seinem operativen Spiel der Differenz Vorrang vor Identität einräumen muss, muss ein Supplement – ein ungewollt, aber dennoch notwendig Unterschiedenes – die vermeintlich reine Ursprünglichkeit des transzendentalen Zentrums parasitär bewohnen. Nicht nur kann nun die Hierarchie, die der Text zwischen dem transzendentalen Zentrum und seinen supplementären Unterscheidungen etabliert, als notwendig instabil begriffen werden. Es zeigt sich auch die aporetische Basis, die das System der philosophischen Oppositionen konstituiert.

Die für Derrida typische Geste des Weder-noch – die „Erschütterung“ bzw. „Subversion“ des zu Grunde liegenden Begriffssystem aus dessen eigener Logik heraus – verweist auf den konstitutiven Bruch, der Derridas symbolisches Projekt durchzieht, und zwar auf die Grenze zwischen theoretisch-neoavantgardistischer und akademisch-humanistischer Hegemonie. Es ist diese paradoxe sich selbst negierende Verortung im Feld – die „Paratopie“ (Maingueneau 1993: 27) –, die in Derridas intellektuellem Programm verhandelt wird. Die Artikulationen eines solchen paradoxen „Nicht-Orts“ ist nun kein Mangel, sondern verweist auf die konstitutive Offenheit diskursiver Positionssysteme. Nach Maingueneau »[l]’appartenance au champ littéraire n’est donc pas l’absence de tout lieu, mais plutôt une difficile négociation entre le lieu et le non-lieu, une localisation parasitaire, qui vit de l’impossibilité même de se stabiliser.«<sup>272</sup> (1993: 27). Das *skandalon* von Derridas symbolischer Produktion besteht demnach nicht in der Postulierung eines neuen philosophischen „Inhalts“ als in der Reprogrammierung der diskursiven Grenzlinien, die die hegemoniale Ordnung des intellektuellen Diskurses organisieren.

Die folgenden diskursanalytischen Betrachtungen werden Derridas Philosophie als eine diskursive Programmatik fassen, die die szenographische Verortung und die diskursive Positionierung der Produzenten im Feld auf bestimmte Weise regelt. Dabei wird es weniger um den (philosophischen) Inhalt als um die Frage gehen, welche diskursiven Programme Derridas Philosophie der Dekonstruktion den Konsumenten des Felds anbietet, wie das Verhältnis der Produzenten des Felds durch den Gebrauch der dekonstruktiven Operationen

organisiert wird und auf welche Weise über die Aneignung der intellektuellen Subjekt-Positionen von Derridas Philosophie eine gegebene Feldordnung diskursiv organisiert wird. Kurz: Es geht um die szenographisch-diskursiven Mechanismen, durch die das symbolische Produkt in die Produzentenverhältnisse eingeschrieben wird und die Individuen zu spezifischen intellektuellen Subjekten versubjektiviert werden.

Die diskursanalytische Untersuchung von Derridas Dekonstruktionsphilosophie geht an dem Vorgehen von Derridas dekonstruktiven Lektüren entlang: 1) Lektüre eines philosophischen Systems und Herausarbeitung seiner begrifflichen Systematik, 2) Transformation („Erschütterung“) dieses Systems durch die Identifizierung der begrifflichen Exklusionen und Auslagerungen („Supplemente“, „Spuren“), die den ausdrücklichen philosophischen Intentionen zwar entgegenlaufen, aber dennoch für die begriffliche Schließung des Systems konstitutiv vorausgesetzt werden müssen, 3) Verallgemeinerung der philosophischen Konsequenzen dieser Transformation und programmatische Einbindung in die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie. Diskursanalytisch lässt sich diese Fragestellung in drei Analyseschritten fassen: 1) *Beschreibung der diskursiven Regeln des humanistischen Ausgangsdiskurses*. Derridas dekonstruktive Kritik richtet sich gegen eine humanistische Philosophietradition, die sich durch den transzendentalen Status von „Präsenz“, „Identität“, „Ursprung“, „Stimme“ etc. auszeichnet. Das diskursive Programm dieser Tradition gilt es zunächst allgemein linguistisch zu beschreiben („Transzendentalisierung der Enunziationssituation“) und mit Blick auf dessen Leitbildfunktion für das Verhältnis der symbolischen Produzenten untereinander zu untersuchen. 2) *Übersetzung der kanonischen Werke in die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie*. Derridas Projekt zielt auf die Übersetzung des idealistisch-humanistischen philosophischen Kanons in den theoretisch-neoavantgardistischen Diskurs von *écriture* und post-saussurianischer Differenzdiskurs. Dieser Übersetzungsprozess wird von der Umstellung der diskursiven Programmatik von einer (reproduktiven) *lector*- auf eine (produktive) *auctor*-Subjektivität begleitet. An dieser Umstellung lassen sich die spezifischen Unterschiede zwischen den diskursiven Programmen ablesen, etwa von personal-pädagogischen auf medialisierte („verschriftete“) Sprechsituationen, was eine diskursive Reprogrammierung intellektueller Subjektivität im Sinne theoretisch-neoavantgardistischer Produktion nach sich zieht. 3) *Diskursive Stabilisierung der neuen philosophischen Subjektivität*. Die Reprogrammierung intellektueller Subjektivität hat weitere diskursive Effekte und Manifestationen zur Folge, etwa die hegemoniale Konstruktion des humanistischen anderen des Diskurses. Die Aneignung der Subjekt-Positionen des humanistischen anderen durch bestimmte Produzenten im Feld kann schließlich einen Antagonismus zwischen den

---

<sup>272</sup> »ist die Zugehörigkeit zum literarischen Feld also nicht die Abwesenheit jeden Orts, sondern eher die schwierige Verhandlung zwischen dem Ort und dem Nicht-Ort, eine parasitäre Verortung, die von der

Produzenten des intellektuellen Felds begründen (vgl. 5.3). Die diskursanalytische Beschreibung von Derridas Husserllektüre wird das szenographische Universum und die diskursive Signifikanz dieser Bewegung nachvollziehbar machen.

### 5.2.3 Der humanistische Ausgangsdiskurs und sein hegemoniales Programm: Die Lektüre von Husserls Zeichentheorie

*La Voix et le phénomène* (1967b) ist Derridas Promotionsarbeit, in der seine langjährige Beschäftigung mit Husserls Phänomenologie (vgl. besonders 1976) ihren Niederschlag findet. Husserl, dessen Werk zu dieser Zeit in weiten Teilen noch nicht übersetzt war, repräsentiert einen der Denker von jenseits des Rheins, die seit Sartre eine wichtige Rolle in der französischen Philosophie spielen. Für Derrida, dessen metaphysikkritische Haltung auf den Einfluss der strukturalistischen Welle zurückgeführt werden kann, ist die Auseinandersetzung mit Husserl aus zwei Gründen interessant. Zum einen gilt Husserl als ein wichtiger Vorläufer für Sartres Existenzialismus (vgl. insbesondere dessen Einleitung in *L'être et le néant*). Für die nachfolgende intellektuelle Generation (der „Strukturalisten“) liegt es daher nahe, die rigorose Analytik der strukturalen Wissenschaft zunächst gegen Husserl und die subjektivistisch-bewusstseinsphilosophische Tradition, in der und für die er steht, in Stellung zu bringen.<sup>273</sup> Zum anderen inszeniert Derridas die Auseinandersetzung mit Husserls Phänomenologie auf eine Weise, die auch ein gewisses intellektuelles Selbstverständnis in ein kritisches Licht rückt, und zwar das des abendländischen Humanisten bzw. Geisteswissenschaftlers. Husserl fungiert demnach als „Chefideologe“ einer alteuropäischen Philosophie, der trotz aller progressiven wissenschaftlichen Rhetorik an fundamentalen Axiomen der humanistischen Metaphysik festhält. Indem Derrida auf eine Dekonstruktion der Ursprungs- und Transzendentalbegriffe der Wissenschaften vom „Geist“ (wie etwa „Sinn“, „Subjekt“, „Bewusstsein“) zielt, macht er auf die schwankenden philosophischen Fundamente jener Strömungen aufmerksam, die sich eng an der jenseits des Rheins gepflegten Wissenschaftskultur orientieren. Mit einem Wort: Die Dekonstruktion der Grundlagen der Husserl'schen Phänomenologie erlaubt es Derrida, sich sowohl gegen dessen spätmodernistisch-subjekttheoretische (Sartre) als auch gegen dessen abendländisch-humanistische (Ricoeur) Epigonen abzugrenzen und sich dadurch in die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie einzuschreiben.

---

Unmöglichkeit selbst lebt, sich zu stabilisieren.«

<sup>273</sup> Aus strukturalistischer Perspektive sind vor allem die subjektivistischen und bewusstseinsphilosophischen Fundierungen der deutschen Philosophie fragwürdig. Husserl vertritt diese Tendenz am deutlichsten; die anderen Hs (Hegel, Heidegger) ließen sich wesentlich einfacher in den strukturalistischen Diskurs einführen.

Um die szenographische Dimension von Derridas Husserllektüre zu erfassen, werde ich zunächst fragen, welche Mechanismen das diskursive Programm dieses als metaphysisch qualifizierten Projekts aufweist. Derrida nähert sich Husserls Phänomenologie, indem er die begrifflichen Unterscheidungen, die dessen Zeichentheorie organisieren, einer systematischen Betrachtung unterwirft. Husserl beginnt seine Diskussion mit der Unterscheidung von (sinnhaftem) Ausdruck und (sinnleerem) Anzeichen. Husserl weist darauf hin, dass beide Zeichenfunktionen verflochten sind, jeder Ausdruck einen indexikalen Aspekt und jedes Anzeichen einen expressiven Aspekt mitführt. Doch gleichzeitig betont Husserl, dass der Ausdruck kein „Zeichensein im Sinne der Anzeige“ darstellt, denn der Ausdruck ist mit Sinn versehen und lässt sich, insofern er auf eine vorgängige Sinn- und Bedeutungsebene verweist, auch nicht als eine bloße Ausprägung des Anzeichens verstehen. Derrida schließt daraus, dass »il faut donc retrouver, s'il en est, une situation phénoménologique en laquelle l'expression ne soit plus embarrassée dans cet enchevêtrement, ne soit plus entrelacée avec l'indice«<sup>274</sup> (Derrida 1967b: 22). Nach Husserl erschließt sich die Sinnhaftigkeit eines lebendigen Ausdrucks zunächst in der gesprochenen Rede, d.h. in der klassischen personalen Sprechsituation zweier Kommunikationspartner. »Husserl admet certes que la fonction à laquelle est « originairement appelée » l'expression est la communication (§7). [...] Que se passe-t-il en effet dans la communication ? Des phénomènes sensibles (audibles ou visibles, etc.) sont animés par les actes d'un sujet qui leur donne sens et dont un autre sujet doit comprendre simultanément l'intention.«<sup>275</sup> (Derrida 1967b: 41). Der ganze Apparat von Husserls Unterscheidungen dreht sich also um die Definition des Zeichens als ein Zeichen für eine vorgängige Sinnebene. Es ist diese Unterordnung des Zeichens unter eine externe Bedeutungssenz, die nach Derrida das Wesen des phänomenologischen Projekts ausmacht: »le vouloir-dire n'isolerait pas la pureté concentrée de son *ex-pressivité* qu'au moment où serait suspendu le rapport à un certain *dehors*.«<sup>276</sup> (Derrida 1967b: 22). Die Unterscheidung von vorexpressivem Sinn, ursprünglicher Intentionalität, Bedeutungsidealität vs. anzeigender Form, sprachlichem Ausdruck, sinnleerer Materialität markiert, wie auch Husserl betont, im Rahmen seines allgemeinen philosophischen Projekts keine willkürliche theoretische Lösung, sondern verweist auf eine grundlegende begriffliche Unterscheidung, die Husserls Phänomenologie konstitutiv voraussetzt.

---

<sup>274</sup> »muss demnach – wenn möglich – eine phänomenologische Situation gefunden werden, in welcher der Ausdruck nicht länger durch diese Verflechtung verwirrt und nicht länger mit dem Anzeichen verquickt ist.« (Diese, wie alle folgenden Passagen aus *La Voix et le phénomène* sind modifizierte Übersetzungen aus Derrida 1979: 73).

<sup>275</sup> »Gewiss, Husserl räumt ein, dass die Mitteilung eine Funktion ist, welche zu erfüllen der Ausdruck »ursprünglich berufen« ist [...] Was nun geschieht in der Mitteilung? Wahrnehmbare (hör- oder sehbare) Phänomene werden von den Akten eines Subjekts so »beseelt«, dass ein anderes Subjekt dessen Intention gleichzeitig verstehen können.« (1979: 91).

<sup>276</sup> »das Bedeuten vermag einzig dann die gesammelte Reinheit seiner *Ausdrücklichkeit* zu isolieren, wenn seine Beziehung zu seinem Außen suspendiert ist« (1979: 74).

Derridas weiteres Vorgehen läuft auf die Herausarbeitung der (uneingestanden) Paradoxien hinaus, die Husserls Theorie transzendentalen Sinns provoziert und deren Offenlegung zu einer „Erschütterung“ von Husserls begrifflichem System führt. Doch bevor ich mich im nächsten Abschnitt wieder den philosophischen Argumentationen zuwende, soll diese Darstellung der Husserl’schen Zeichentheorie mit Blick auf die linguistischen Mechanismen, die eine spezifische diskursive Programmatik nahe legen, eingehend betrachtet werden. Die zentrale Frage ist: Inwiefern können die von Derrida identifizierten metaphysischen Begrifflichkeiten bei Husserl („lebendige Rede“, „vorexpressiver Sinn“, „intentionale Bedeutung“ etc.), die Derrida unter dem Stichwort der Präsenz vereinigt, als die (philosophisch-zeichentheoretische) Lösung einer bestimmten diskursiven Problematik betrachtet werden, die sowohl eine spezifische Subjektivität als auch spezifische Produzentenverhältnisse im Feld symbolischer Produktion nahe legt? Die Abstraktion von Husserls philosophischer Argumentation und die vermeintliche Reinheit seines philosophischen Projekts soll nicht davon abhalten, sein Werk als eine Investition in den Markt symbolischer Produkte zu begreifen, deren Wert sich erst in der Zirkulation zwischen den Produzenten realisiert, die durch den Konsum des Produkts sich gegenseitig ausrichten und dadurch eine spezifische Feldordnung konstituieren. Das symbolische Produkt ist gerade kein transparentes Medium, durch das sich präexistente Strukturen des Felds ausdrücken. Vielmehr konstituieren sich die Verhältnisse der Produzenten erst im konsumierenden Gebrauch, d.h. szenographisch über die Enunziation des intellektuellen Diskurses. Ein Feld symbolischer Produktion kann sich nicht konstituieren, ohne dass die Produzenten als diskursiv schon versubjektivierte Individuen in das Feld eintreten. Und das heißt immer auch: Die Ordnung des Felds setzt eine diskursiv-szenographische Ebene voraus, über die sich die Produzenten spezifische Subjektivitäten aneignen und einen spezifischen Ort finden.

#### 5.2.4 Die humanistische Transzendentalisierung des Enunziationsnullpunkts

Wenn sich Derridas Kritik an Husserls Zeichentheorie an dem wiederkehrenden Problem transzendentalen Sinns entzündet, dann berührt dies nicht nur innerphilosophische Fragen, sondern auch die szenographischen Verortungen, die die Produzenten und Konsumenten im Feld auf spezifische Weise ausrichten. Die szenographische Dimension des Diskurses soll nun im Anschluss an strukturelle und pragmatische Theorien der Subjektivität in der Sprache linguistisch analysiert werden. Schon Karl Bühlers „Origo-System“ des Ich-Hier-Jetzt (Bühler 1965) und Emile Benvenistes Theorie des formellen Apparat der Enunziation arbeiten die besondere Funktion von linguistischen Markierungen heraus, die deiktisch auf die Enunziationssituation verweisen. Die paradigmatischen Elemente des formellen Apparats der Enunziation sind das Personalpronomen „ich“ und die beiden Adverbien des Raums und der

Zeit „hier“ und „jetzt.“ Diese drei Partikel fungieren als Zeigepartikel, die den personalen, räumlichen und zeitlichen Nullpunkt, der durch die Enunziation definiert wird, indexikal bezeichnen. Das Gleiche gilt für die Adverben „hier“ und „jetzt,“ die einen deiktischen Bezug zum räumlichen und zeitlichen Nullpunkt der Enunziation herstellen. Der formelle Apparat der Enunziation besteht nun nicht nur aus den drei Partikeln Ich-Hier-Jetzt, sondern umfasst auch Partikel, die sich direkt vom System des Ich-Hier-Jetzt ableiten wie „du,“ „dort,“ „gerade eben“ bzw. „gleich,“ darüber hinaus alle Derivate, die die semischen Merkmale von Ich-Hier-Jetzt aufweisen, also z.B. „mein,“ „mich,“ „dein,“ „dich“ (nicht aber „sein“ und „ihn“), dann auch bestimmte adverbiale Ausdrücke wie „Meiner Meinung nach,“ „Ehrlich gesagt,“ sowie axiologische Konstruktionen, die nur in Beziehung auf den Nullpunkt der Enunziation bestimmt werden können, also etwa Bewertungen und evaluative Modalverben, und schließlich, und das gilt v.a. für das Französische, bestimmte Tempora, insbesondere das Präsens und auf das „jetzt“ der Enunziationssituation bezogene Perfektformen (vgl. Cervoni 1987; Kerbrat-Orecchioni 1980).

Alle diese Formen des formellen Apparats der Enunziation sind deiktisch auf den durch die Enunziationssituation personal-räumlich-zeitlich bestimmten Nullpunkt bezogen. Enunziate, die mit diesem deiktischen Mechanismus arbeiten, sollen „enunziative“ Texte (Benvenistes *discours*) heißen, wohingegen „enunzive“ Texte (Benvenistes *histoire*) ohne die linguistischen Markierungen der Enunziation operieren (vgl. Greimas und Courtès 1993: 124). Der entscheidende Punkt ist nun, dass der Gebrauch von enunziativen Texten erfolgreich sein kann, ohne anaphorisch auf antezedenten Text zu verweisen. Das klassische Beispiel für den Gebrauch enunziativer Texte ist die personale, nichtmediale Sprechsituation von zwei Sprechpartnern – Lokutor und Alloktor. Der Sprecher (Lokutor) kann die Sprechsituation mit dem Personalpronomen „ich“ beginnen und sich mit „du“ an den Alloktor wenden, ohne dass dieses „ich“ und „du“ durch antezedenten Text bestimmt werden müssen. Allerdings, und dies ist nicht weniger relevant, kann deiktische immer in anaphorische Verweisung übersetzt werden. Von einer „Anaphorisierung“ der deiktischen Partikel kann man sprechen, wenn die durch den Nullpunkt der Enunziation geforderte Konfigurationsinformation nicht mehr durch die Situation selbst, sondern durch antezedenten Text bereitgestellt wird. Jedes enunziative Enunziate kann also in enunzive Texte transformiert werden, die unabhängig von der Enunziationssituation und selbstreferential funktionieren können. Erst diese Möglichkeit begründet es, dass enunziative Texte (also gesprochene Rede) in enunzive Texte (also schriftliche Texte) übersetzt werden können, nicht aber umgekehrt.

Enunziative Texte können grundsätzlich in selbstreferentiale Texte umgewandelt werden, die sich statt an den Alloktor einer Sprechsituation an LeserInnen richten, mit denen keine gemeinsame personal-raum-zeitlich bestimmte Enunziationssituation hergestellt wird. Dass Texte unabhängig von einer bestimmten Enunziationssituation zirkulieren können, ist

eine notwendige Bedingung nicht nur für die Möglichkeit der Schrift, sondern für Sprache überhaupt, denn nur so können sprachliche Inhalte auch außerhalb einer bestimmten Enunziationssituation wiederholt werden.

Verschriftete Texte können also mit dem System des Ich-Hier-Jetzt operieren, wenn sie ihre Verweisungen anaphorisch bzw. selbst-referential organisieren. Diese schriftlichen Texte sollen in Abgrenzung von enunziativen Texten, die ohne den formellen Apparat der Enunziation auskommen, enunziative Texte genannt werden. Ein klassisches Beispiel für enunziative Texte sind protokollierte Sprechinteraktionen von Lokutor und Alloktor, die in der Schriftform auf keine Enunziationssituation verweisen können und somit als reines Protokoll unvollständig bleiben. Bestimmte Diskurse (z.B. wissenschaftliche Diskurse) müssen Protokolle daher durch Anaphorisierung der deiktischen Partikel in selbstreferentielle Texte transformieren, um verschriftete Texte zu generieren, die unabhängig von personalen Sprechsituationen zirkulieren können.

Jedoch gibt es jenseits von Anaphorisierung und Protokollierung eine dritte Möglichkeit, enunziative in enunziative Texte umzuwandeln. Dieser dritte Typ zeichnet sich durch einen Grad selbstreferentialer Verweisung aus, der weder in vollem Wortsinne als vollständig (durch Anaphorisierung) noch unvollständig (durch Protokollarisierung) gefasst werden kann, sondern eine eigentümliche Zwitterstellung anzeigt. Diese Texte lösen das Problem deiktischer Verweisung enunziativer Enunziative durch die Transzendentalisierung der personal-räumlich-zeitlichen Kategorien der Enunziationssituation. Transzendentalisierung bezeichnet hier den paradoxen Versuch, die durch das Ich-Hier-Jetzt System deiktisch bezeichnete Enunziationssituation durch eine Situation zu bestimmen, die für jede Person, jede Zeit und jeden Ort, d.h. universale Geltung beansprucht. Diese pseudo-enunziativen Texte basieren auf der Annahme einer universalen Enunziationssituation, in die *a priori* die deiktischen Partikel des formellen Apparats der Enunziation einrasten können. Diese Texte sind zum einen insofern selbstreferential, als die deiktisch geforderte Konfigurationsinformation der Enunziationssituation durch den Verweis auf die universale Geltung des Ich-Hier-Jetzt-Systems bereitgestellt wird. Zum anderen wird ein originär deiktischer Verweisungszusammenhang etabliert, d.h. ein Verweisungszusammenhang, der eine deiktische Verbindung mit einer transzendentalen Welt herstellt, in der die Kategorien des Ich-Hier-Jetzt-Systems universale Geltung haben.

Diese dritte Lösung, die Transzendentalisierung der deiktischen Partikel, stellt eine textuale Lösung dar, die nicht nur die mittelalterliche Mystik und religiöse Diskurse auszeichnet. Auch die symbolische Produktion der Wissenschaft bemüht bisweilen die Transzendentalisierung der reflexiven Verweise auf die Enunziationssituation, und zwar aus nahe liegenden Gründen. Die symbolische Produktion akademischer Produzenten muss im allgemeinen zwei widersprüchlichen Ansprüchen gerecht werden: Insofern diese einen

pädagogischen Aspekt aufweist und lehrbar sein will, ist sie an eine personal definierte Sprechsituation von (mindestens) zwei anwesenden Sprechpartnern (Lehrer, Schüler) gebunden. Insofern Wissenschaft als primär forschungsorientierte Angelegenheit verstanden wird, hängt sie aber gerade nicht von der zeitlich-räumlich-personalen Einheit einer Sprechsituation ab. Der forschungsorientierten Wissenschaft geht es um die Hervorbringung von Ergebnissen, die enunziationsunabhängig zirkulieren und „universal“, von jedem beliebigen Leser in jeder beliebigen Situation konsumiert werden können. Ein Produktionsapparat, in dem sowohl Lehre als auch Forschung betrieben wird, muss versuchen, beiden Orientierungen gleichermaßen gerecht zu werden. Die Transzendentalisierung der Markierungen der Enunziationssituation, durch die ein System situationsabhängiger Operatoren zu „universalen“ Kategorien erhoben werden, erweist sich insbesondere für die symbolischen Produzenten in den Geisteswissenschaften als wichtige diskursive Lösung. Auch heute noch charakterisiert sich das geisteswissenschaftliche Selbstverständnis oft durch primär pädagogische Ziele (Ausbildung von Lehrern und Professoren, Bewahrung und Vermittlung eines nationalen oder internationalen Kulturerbes, Hilfe bei Sinn- und Orientierungssuche). Und auch in Husserls Philosophie hinterlässt der humanistische Diskurs transzendentaler Enunziation seine Spuren. Das Paradox, das Husserl wie die humanistisch-geisteswissenschaftliche Tradition zugleich voraussetzt und verdrängt, besteht in dem Versuch, einen universalen Nullpunkt des Ich-Hier-Jetzt zu artikulieren, von dem aus eine transzendente Welt aufgespannt werden kann, in die die deiktischen Markierungen des alteuropäischen Diskurses der Geisteswissenschaften einrasten können. Diese deiktische Verweisungslogik produziert einen Effekt transzendentaler Subjektivität, der in dem Paradox des universalen Ich-Hier-Jetzt Nullpunkts gründet. Der diskursive Raum, dessen Koordinaten sich von diesem Nullpunkt aus definieren, muss in einem transzendentalen Fluchtpunkt verankert werden, der die Welt als einen um ein transzendentes Subjekt zentrierten Sinnkosmos ordnet, und es ist der diskursive Effekt transzendentaler (humanistischer) Subjektivität, an dem sich Derrida reibt.

An dieser Stelle kann nun die Bedeutung von Derridas Dekonstruktion von Logozentrismus und von der Metaphysik der Präsenz angedeutet werden. Logozentrismus ist Derridas Bezeichnung für eine philosophische Tradition, die von dem Vorrang gesprochener Rede, der sinnkonstitutiven Kraft intentionalen Bewusstseins bzw. des sprechenden Subjekts ausgeht. Logozentrische Begriffssysteme operieren aber nicht nur mit der hierarchischen Binäroposition zwischen dem transzendentalen Subjekt („ich“) und einem nicht-subjektiven Unterschiedenen, sondern sie privilegieren durch die Sublimierung der deiktischen Partikel „hier“ und „jetzt“ „Präsenz“ vs. Nicht-Präsenz. Die dekonstruktive Bewegung der *différance* setzt an dem Punkt ein, an dem die Lektüre des philosophischen Texts ergibt, dass auch pseudo-enunziative Texte Sinn unweigerlich selbstreferential funktionieren. Derrida zeigt

somit, dass sich kein philosophisches Gebäude in einer transzendentalen Enunziations-situation verankern lässt; auch „transzendente Signifikate“ müssen grundsätzlich anaphorisch (durch Kontext) definiert werden. Die „ursprünglichen“ Begriffe des philosophischen Systems rasten in keine transzendente Enunziations-situation ein, sondern bestimmen sich notwendig durch das von ihnen Unterschiedene.

Doch bevor ich zur Frage der „Dekonstruktion“ des humanistischen Diskurses komme, soll das diskursive Programm Husserls noch etwas genauer analysiert werden. In *La Voix et le phénomène* beschäftigt Derrida sich zunächst mit der Frage, wie Husserl mit dem Problem vorexpressiven Sinns umgeht. Derrida zeigt nun, wie Husserl seinen transzendentalen Sinnbegriff textual zu stabilisieren versucht. Dazu weist Derrida zunächst auf die Bedeutung der „Stimme“ bzw. von „lebendiger Rede“ für den phänomenologischen Sinnbegriff hin:

pour Husserl la *Deutung*, disons l'interprétation, l'entente, l'intelligence de la *Bedeutung* ne peut jamais avoir lieu hors du discours oral (*Rede*). Seul un tel discours peut s'offrir à une *Deutung*. Celle-ci n'est jamais essentiellement lecture mais écoute. Ce qui « veut dire », *ce que* le vouloir-dire veut dire, la *Bedeutung*, est réservé à ce qui parle et qui parle en tant qu'il dit ce qu'il *veut* dire : expressément, explicitement et consciemment.<sup>277</sup> (36)

Demnach scheint Husserl davon auszugehen, dass die mündliche Rede, das konkret ge- und erlebte Sprechen, den „wirklichen“ Bedeutungsintentionen näher kommt als die Lektüre von schriftlich vermittelter Kommunikation. Schrift nimmt somit eine sekundäre Funktion gegenüber Rede ein, da sich die „eigentliche Bedeutung“ nur in gesprochener, erlebter Unmittelbarkeit erschließt.

En effet quand j'écoute autrui, son vécu ne m'est pas présent « en personne », originairement. Je peux avoir, pense Husserl, une intuition originaire, c'est-à-dire une perception immédiate de ce qui en lui est exposé dans le monde, de la visibilité de son corps, de ses gestes, de ce qui se laisse entendre des sons qu'il profère. (41f.<sup>278</sup>)

Nur im Sprechen und Hören, in der lebendigen Gegenwart der Stimme fällt der sprachlich vermittelte und der erlebte Sinn zusammen und die intendierte, vorexpressive

---

<sup>277</sup> »Husserl zufolge kann die Deutung, das Verständnis oder die Geistigkeit der Bedeutung keinen anderen Ort als den der Rede haben. Nur der Diskurs der gesprochenen Rede steht einer Deutung offen. Und diese ist wesentlich ein Hören und niemals ein Lesen. *Was* die Bedeutung oder das Sagen-Wollen sagen will, bleibt demjenigen zu entscheiden vorbehalten, der derart spricht, dass er einzig spricht, was er sprechen *will*: dem, der ausdrücklich, absichtlich und bewusst spricht.« (1979: 86)

<sup>278</sup> »Und tatsächlich ist, wenn ich dem anderen zuhöre, mir ›persönlich‹ sein Erlebnis nicht ursprünglich präsent. Ich kann, wie Husserl überlegt, von dem innerweltlich Gegebenen, von der Sichtbarkeit des Körpers des anderen, von seinen Gesten und von seinen Verlautbarungen eine ursprüngliche Intuition, d.h. eine unmittelbare Wahrnehmung haben« (1979: 92).

Bedeutungsintention kann sich in einer Intuition, in der sich intendierter und ausgedrückter Sinn noch in einer ursprünglichen Einheit miteinander verschmolzen sind, erschließen. Vielleicht kann man in dieser Privilegierung gesprochener Rede schon ein erstes Indiz für die Problematik personal-pädagogischer Sprechsituationen sehen, aber Derrida begnügt sich nicht mit der Konstatierung von Husserls Phonozentrismus, und in der Tat lassen sich die szenographischen Mechanismen der diskursiven Programme auf dieser Ebene tatsächlich manifestierten Inhalts noch nicht ablesen.

Derridas Phonozentrismusthese zwingt die Konsumenten noch zu keinen Positionsnahmen. Was je nach Produzentenfraktion eine positive oder negative Reaktion, in jedem Fall aber eine *Reaktion* erwarten lässt, kristallisiert sich erst im Fortgang seiner Betrachtungen heraus. So arbeitet Derrida die spezifische begriffliche Nähe von Stimme (gr. *phonē*) zur metaphysischen Tradition heraus – und hier kann man auch sagen: zur humanistisch-geisteswissenschaftlichen Tradition –, die von der irreduziblen Ursprünglichkeit von „Präsenz“ ausgeht.

Mais pourquoi la verbalité se confond-elle avec la détermination de l'être en général comme présence ? Et pourquoi le privilège de l'indicatif présent ? Pourquoi l'époque de la *phonē* est-elle l'époque de l'être dans la forme de la présence ? C'est-à-dire de l'idéalité ?<sup>279</sup> (83)

Für Derrida ist Husserls Sinntheorie demnach insofern essentialistisch, als sie eine Theorie darstellt, die Sinn an eine ursprüngliche Ebene gegenwärtigen Erlebens bindet. Die Theorie präexpressiven Sinns ist nur möglich, weil sie den Ursprung von Sinn in der Idealität lebendiger Gegenwart verankert, die – und das ist mit Blick auf die paradoxe Konstituierung humanistischer Subjektivität von entscheidender Bedeutung – *jederzeit und unabhängig* von der Enunziationssituation Bezug genommen werden kann.

Que signifie la valeur de présence originaire à l'intuition comme source de sens et d'évidence, comme *a priori* des *a priori* ? Elle signifie tout d'abord la certitude, elle-même idéale et absolue que la forme universelle de toute expérience (*Erlebnis*) et donc de toute vie, a toujours été et sera toujours le *présent*. Il n'y a et il n'y aura jamais que du présent. L'être est présence ou modification de présence. Le rapport à la présence du présent comme forme ultime de l'être et l'idéalité est le mouvement par lequel je transgresse l'existence empirique, la factualité, la contingence, la mondanité, etc. Et d'abord *la mienne*. Penser la présence comme forme universelle de la vie transcendante, c'est m'ouvrir au savoir qu'en mon absence, au-delà de mon

---

<sup>279</sup> »Aber warum konfundiert das Verbsein mit der Bestimmung des Seins überhaupt als Präsenz? Und warum wird der Indikativ Präsenz privilegiert? Warum ist die Epoche der *phonē* die Epoche des Seins überhaupt als Präsenz, d.h. der Idealität?« (1979: 130).

existence empirique, avant ma naissance et après ma mort, *le présent est*.<sup>280</sup>  
(60)

Mit Blick auf das diskursive Programm, das Derrida in Husserls Phänomenologie problematisiert, kann nun die imaginäre Orientierung an Präsenz im Sinne einer räumlich-zeitlich-personal „präsenten“ Sprechsituation ausgemacht werden, die allerdings nicht mit der „empirischen Existenz, der Faktizität, der Kontingenz, der Weltlichkeit“ wirklich gesprochener Sprache zu verwechseln ist, sondern im Sinne einer ideal-transzendentalen Welt zu verstehen ist, in die die Markierungen der Enunziation unabhängig von der spezifischen Enunziationssituation einrasten können. Die Subjektivitätseffekte dieses diskursiven Programms installieren den symbolischen Produzenten als einen Sprecher, der von der enunziationsunabhängigen Universalität „jemeinigen“ („la mienne“) Sprechens ausgehen kann: Indem der symbolische Produzent in eine diskursive Ordnung eintritt, deren Koordinaten auf den Origo-Punkt eines transzendentalisierten Ich-Hier-Jetzt zulaufen, wird er im Sinne des humanistischen Diskurses versubjektiviert.

Anhand von Husserls Präsenzmetaphysik arbeitet Derrida das klassische diskursive Programm des Humanismus, den begrifflich-philosophischen Apparat einer transzendentalen Origo, heraus. Derridas Überlegungen zur Theorie von Präsenz als Punkt (»la temporalité a un centre indéplaçable un œil ou un noyau vivant, et c'est la ponctualité du maintenant actuel.«<sup>281</sup>, 69) laufen auf die Sezierung der Transzendentalisierung der zeitlichen Markierungen der Enunziationssituation hinaus. Aus dem als enunziationsunabhängigen Jetzt installierten Ursprungspunkt scheinen sich dann auch die nicht-präsentischen Zeitlichkeiten abzuleiten. Präsenz kann aber auch in einem räumlichen Sinn (Nähe bzw. Anwesenheit) verstanden werden, und Derrida zeigt, dass Husserls bewusstseinsphilosophische Theorie der Sinnkonstitution nicht nur zeitliche, sondern auch räumliche Präsenz privilegiert. Im lebendigen Bewusstsein ist sich das ursprünglich Gemeinte in einer „absoluten Nähe“ selbst gegenwärtig und damit in ihrer ursprünglichen Transparenz gegeben.

la conscience est la présence à soi du vivre, de l'*Erleben*, de l'expérience.  
Celle-ci est simple et n'est jamais, par essence, affectée par l'illusion  
puisqu'elle ne se rapporte qu'à soi dans une proximité absolue. L'illusion du

---

<sup>280</sup> »Was bedeutet der der Intuition verliehene Wert der ursprünglichen, als Quelle des Sinns und der Evidenz, als *Apriori* des *Apriori* verstandenen Präsenz? Er meint vorab die an ihr selbst ideale und absolute Gewissheit, dass die universale Form jeden Erlebnisses und also allen Lebens immer das *Präsens* gewesen ist und immer das *Präsens* sein wird. Es gibt nur Präsenz und wird stets nur Präsenz geben. Das Sein ist Präsenz oder Modifikation der Präsenz. Die Beziehung zur Präsenz des Präsens/Präsenten als letzter Form des Seins wie der Idealität ist die Bewegung, mittels derer ich die empirische Existenz, die Faktizität, die Kontingenz, die Mundanität etc. überschreite. Und diese Beziehung ist vor allem *meine*. Die Präsenz als universale Form des transzendentalen Lebens zu denken heißt, mich dem Wissen zu öffnen, dass auch unter der Bedingung meiner Abwesenheit, jenseits meiner empirischen Existenz, vor meiner Geburt und nach meinem Tod, *das Präsens ist*.« (1979: 108).

<sup>281</sup> »die Temporalität besitzt ein unverrückbares Zentrum, ein Auge oder einen Lebensknoten, und dieser ist als die Punktualität des aktuellen Jetzt bestimmt.« (1979: 117)

se-parler flotterait à sa surface comme une conscience vide, périphérique et secondaire. Le langage et sa représentation viendraient s'ajouter à une conscience simple et simplement présente à soi, à un vécu, en tout cas, qui peut réfléchir en silence sa propre présence.<sup>282</sup> (65)

Doch neben Jetzt und Hier transzendentalisiert Husserl schließlich noch die klassische Kategorie humanistischer Subjektivität überhaupt, das Ich. Das in der ersten Person Singular sprechende humanistische Subjekt spricht von dem transzendentalen Origopunkt aus, der das humanistische Sinnuniversum aufspannt. Es besetzt den Ort, von dem sich alle anderen Punkte der diskursiven Ordnung des Humanismus ableiten lassen. Die transzendentalen Instanzen ursprünglich gemeinten Sinns wie auch seiner deutenden Erschließung befinden sich an diesem enunziationsunabhängigen Ort transzendentaler Subjektivität. »Seul le *Je* accomplit son vouloir-dire dans le discours solitaire et fonctionne hors de lui comme un « indice universellement efficient ».«<sup>283</sup> (79). Auch Derrida erkennt die Bedeutung deiktischer Verweisung für den Husserl'schen Diskurs. An einer Stelle deutet er deren Subjektivität stiftende Funktion an: »La racine de toutes ces expressions, on le voit très vite, c'est le point-zéro de l'origine subjective, le *je*, le *ici*, le *maintenant*. La *Bedeutung* de ces expressions est déportée dans l'indication chaque fois qu'elle anime pour autrui un discours réel.«<sup>284</sup> (105).

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich die privilegierte Funktion der Zeitform des Präsens (»C'est que *l'indicatif présent du verbe être* est la forme pure et téléologique de la logicité de l'expression. Mieux : l'indicatif présent du verbe être à la *troisième personne*.«<sup>285</sup> [81]), und Derrida unterstreicht die Privilegierung des Systems der Deixis in Husserls ideal-transzendentaler Sublimierung des Hier und Jetzt der einheitlichen Sprechsituation ausdrücklich:

L'acte vivant, l'acte qui donne vie, la *Lebendigkeit* qui anime le corps du signifiant et le transforme en expression voulant-dire, l'âme du langage semble ne pas se séparer d'elle-même, de sa présence à soi. Elle ne risque pas la mort dans le corps d'un signifiant abandonné au monde et à la visibilité de l'espace. Elle peut *montrer* l'objet idéal ou la *Bedeutung* idéale qui s'y rapporte sans s'aventurer hors de l'idéalité, hors de l'intériorité de la vie présente a soi. Le

---

<sup>282</sup> »das Bewusstsein ist die Selbstpräsenz des Lebensvollzugs, des Erlebens, der Erfahrung. Denn dieses Bewusstsein ist einfach in dem Sinne, dass es niemals von der Illusion durchsetzt sein kann, weil es sich selbst absolut nahe ist. Die Illusion des Sich-Sprechens treibt als leeres, peripheres und sekundäres Bewusstsein an seiner Oberfläche. Die Sprache und ihre Repräsentation treten zu diesem einfachen und einfach nur sich selbst präsenten Bewusstsein lediglich hinzu. Sie treten in jedem Fall nur an ein Erlebnis heran, das seine eigene Präsenz still reflektiert.« (1979: 113).

<sup>283</sup> »Nur das Ich erfüllt seine Bedeutung im einsamen Diskurs und fungiert außerhalb seines Diskurses als »allgemein wirksames Anzeichen« (1979: 126).

<sup>284</sup> »Die Wurzel dieser Ausdrücke ist, wie man bald gewahr wird, der Nullpunkt des subjektiven Ursprungs, das *Ich*, das *Hier* und das *Jetzt*. Die Bedeutung dieser Ausdrücke wird immer dann zur Anzeige verschoben, wenn sie für den anderen einen realen Diskurs belebt.« (1979: 153).

<sup>285</sup> »der *Indikativ Präsens des Verbs »sein«* ist die reine und teleologische Form der Logizität des Ausdrucks, genauer: der *Indikativ Präsens des Verbs »sein«* in der *dritten Person*.« (1979: 129)

système du *Zeigen*, les mouvements du doigt et de l'œil [...] ne sont pas ici absents, ils sont intériorisés.<sup>286</sup> (87)

Am Beispiel der Husserl'schen Phänomenologie arbeitet Derrida die humanistische Szenographie heraus, für die das Präsens eine privilegierte Rolle spielt. Humanistisch versubjektivierte Produzenten treten sich immer auf doppelte Art und Weise gegenüber: als konkrete Interaktanten in spezifischen Sprechsituationen und als transzendente Subjekte universaler Wahrheiten. Die Kommunikation zwischen den humanistisch versubjektivierten Produzenten orientiert sich an einem idealen Universum transzendentaler Origopositionen, dessen Sinneffekte die Illusion vermitteln, sie lebten in einer Welt vorgängig strukturierten Sinns und transzendentaler Wahrheiten. In die szenographische Ordnung der pädagogischen Beziehung greift das diskursive Programm der humanistischen Enunziation ein, indem es die Beziehung zwischen den Sprechpartnern an dem Ideal einer personalen Sprechsituation orientiert, die an vorgängige Wahrheiten, eine vorgängige Konsensbasis oder ein vorgängiges kulturelles Fundament gebunden ist. Dem Ideal nach sind die humanistisch versubjektivierten Produzenten einem vorgängigen Konsens verpflichtet, der sie als Mitglieder einer bestimmten „Wertegemeinschaft“ oder „(christlich-abendländischen) Tradition“ ausweist. Humanistische Produzenten sind „verantwortliche“ und „vernünftige“ Subjekte der „Kultur“, die ihnen „Sinn“ gibt, der „Tradition“, die sie verteidigen, und der „Werte“, die sie „respektieren“. Jedes Subjekt hat das Potential, an der universal-transzendentalen Ordnung des Humanismus teilzuhaben und sich der nie vollständig einnehmbaren Position transzendentaler Wahrheit anzunähern; es ist eine Frage der inneren Bildung, dieses Potential zu entfalten.

Insbesondere in der philosophisch-intellektuellen Tradition, die die „liberale“ deutsche Universität seit Anfang des 19. Jahrhunderts auszeichnet, dominieren diese szenographischen Projektionen des intellektuellen Diskurses. Die pädagogischen Beziehungen dieses „liberalen“ Systems, an dem sich seit Ende des 19. Jahrhunderts auch die akademischen Produzenten des französischen Felds orientieren, zeichnen sich v.a. durch die Langfristigkeit der Karrierewege und durch die Hierarchien und Loyalitäten zwischen den akademischen Produzenten aus (Student, Promovend, Assistent, Privatdozent etc.). Die Bindungen, auf die sich die Produzenten langfristig einstellen müssen, weisen viele Merkmale pädagogischer Beziehungen auf: 1) *Asymmetrie*. Lehre besteht in der asymmetrischen Kommunikation zwischen Professor zu Student. Der Student steht vor der Wahl, ob er die gelehrten Inhalte annimmt oder nicht. 2) *Personalität*. Anders als Forscher arbeiten Lehrer in der Regel auf der

---

<sup>286</sup> »Der Lebensakt, der Akt, der das Leben oder die Lebendigkeit verleiht, die den Körper des Signifikanten beseelt und den be-deutenden Ausdruck verwandelt, die Seele der Sprache also scheint sich nicht von sich selbst und ihrer Selbstpräsenz zu trennen. So läuft sie nicht Gefahr, im Körper eines der Welt und der Sichtbarkeit des Raums preisgegebenen Signifikanten unterzugehen. Sie vermag, das ideale Objekt oder die ideale Bedeutung zu *zeigen*, die eine Beziehung herstellt, ohne sich in Abenteuer außerhalb der Idealität oder außerhalb der Innerlichkeit des selbstpräsenten Lebens zu verlieren. Das System des Zeigens, die Bewegungen des Zeigefingers und des Auges [...] sind hier nicht abwesend, sondern vielmehr verinnerlicht.« (1979: 134).

Basis personaler Kommunikation, d.h. mit enunziativen Texten. 3) *Konsensualität*. Beide Produzententypen, Schüler und Lehrer, treten in die pädagogische Beziehung in der Erwartung der Herstellung einer konsensualen Beziehung ein. 4) *Freiwilligkeit*. Die Beziehung ist „freiwillig“ im Althusser'schen Sinne: Die Produzenten müssen als „freie“ Subjekte in die pädagogische Beziehung eintreten und die Unterwerfung unter das Ideal eines pädagogischen Konsenses in spontaner Evidenz wollen.

Wenn das pädagogische Verhältnis als eine elementare institutionelle Beziehung akademischer Produzenten aufgefasst wird, dann heißt dies nicht, dass Produzenten, die sich in pädagogischen Verhältnissen befinden, notwendig als „Humanisten“ versubjektiviert werden. Der diskursanalytische Zusammenhang von pädagogischem Verhältnis und humanistischem Diskurs kann nur auf der Ebene der hegemonialen Institutionen des Felds hergestellt werden. Die Analyse untersucht die hegemonialen Artikulationen, die der Gebrauch von symbolischen Produkten des Felds möglich macht, und nicht für ursprüngliche Sinn- und Lebenswelten oder die biographischen Konstruktionen der Produzenten. Für die Diskursanalyse müssen solche „individualistischen“ Zugänge notwendig zu kurz greifen; in Analogie zum Feld der Ökonomie kann gesagt werden: Wer würde sich schon für die individuellen, biographischen Erfahrungen interessieren, die ein gegebenes Individuum mit dem Gebrauch von Geld macht, wenn dessen Wert, Wechselkurs bzw. Kaufkraft von den transindividuellen Beziehungen eines Markts bzw. einer ökonomischen Ordnung definiert wird?

Wie hängen nun das pädagogische Verhältnis und die Transzendentalisierung der Kategorien des Origosystems des humanistischen Diskurses zusammen? Inwiefern setzt die humanistische Szenographie institutionalisierte Beziehungen der Produzenten des akademischen Felds, etwa die pädagogische Beziehung, voraus? Wenn, wie die pragmatische Linguistik nahe legt, das Verhältnis der Sprecher zueinander durch bestimmte Sprechrollen und Regeln organisiert werden, dann kann auch die symbolische Produktion akademischer Produzenten entsprechend betrachtet werden. Die Produzenten treten auf eine bestimmte Weise miteinander in Beziehung (z.B. auf einem Markt von Forschungsprodukten, in den Sprechsituationen zwischen Professor und Student, auf Kolloquien und Kongressen, etc.), wobei die symbolischen Produkte der Produzenten die notwendigen Einsätze und Investitionen sind, um diese Beziehungen herzustellen, Positionierungen im Feld vorzunehmen und symbolische Profite zu akkumulieren. Aus diesem Grund sind v.a. die symbolischen Produkte erfolgreich, deren Gebrauch für die Konstitution der Produzentenbeziehungen des Felds spezifische, notwendige Positionsnahmen hervorruft. Das diskursive Programm des Humanismus leistet genau dies: Ausgehend von der pädagogischen Beziehung organisiert es ein szenographisches System imaginärer Sprechrollen und Subjekt-Positionen.

## 5.2.5 Dekonstruktive Transformation der humanistischen Hegemonie und szenographische Reprogrammierung des intellektuellen Diskurses

Derrida belässt es nicht dabei, die humanistische Diskurslogik in Husserls symbolischer Produktion zu identifizieren. Der nächste Schritt besteht darin, das symbolische Produkt der humanistischen Hegemonie in die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie zu übersetzen. Dabei werden die Transzendentalitätseffekte des humanistischen Diskurses auf deren „materiale“ Basis zurückgeführt. Das heißt, es wird die differentielle Konstitution von vordergründig ursprünglichen, sich selbst fundierenden Konzepten herausgearbeitet. Diese Fokussierung auf die „Materialität“ der philosophischen Rede erlaubt es Derrida, eine rigorose Lektüre des philosophischen Texts vorzunehmen, die die konstitutiven Widersprüche zwischen philosophischem Inhalt und textueller Form enttarnt. Nach Derrida unterlaufen die Präsentationszwänge des Texts jeden metaphysischen Anspruch auf die Konstitution ursprünglicher Begrifflichkeiten wie „Präsenz“, „Stimme“ oder „Subjekt“. Jeder Begriff eines philosophischen Systems folgt einer differentiellen Logik, die ihn notwendig als Gegenbegriff zu einem anderen Begriff ausweist, wodurch jeder Begriff von den unterschiedenen Begriffen abhängt.

Wenn Husserl von einer Hierarchie zwischen ursprünglicher Präsenz und materialem Ausdruck ausgeht, dann besteht Derridas Strategie darin, die gegenseitige Abhängigkeit dieser beiden Seiten aufzuzeigen. So fungieren Husserls Begriffe der Protentionen und Retentionen als die notwendigen Supplemente des lebendigen Jetzt, ohne die es den transzendentalen Effekt reiner Ursprünglichkeit nicht erzeugen kann. »le maintenant vivant ne se constitue comme source perceptive absolue qu'en continuité avec la rétention comme non-perception.«<sup>287</sup> (75). Jeder Präsenzbegriff muss mit diesen Supplementen arbeiten, die ihn zwar konstituieren, aber „verdrängt“ werden müssen, weil die Doktrin ja von der irreduziblen Ursprünglichkeit des transzendentalen Begriffs ausgeht. Derrida zeigt somit, dass die transzendentalen Begriffe der Metaphysik auf der Ebene der Präsentation, wie auf der Ebene der philosophischen Logik selbst, keine selbstgenügsamen Ursprünge markieren, sondern in ein System binärer Oppositionen integriert sind. Insofern diese Abhängigkeit von dem binär Unterschiedenen negiert wird, ist von einer hierarchischen Beziehung zwischen dem transzendentalen und dem supplementären Begriff auszugehen. Die Dekonstruktion einer solchen Hierarchie besteht in der philosophischen Restituierung des Supplements, das für die Stabilisierung des philosophischen Begriffssystems notwendig ist. Mehr noch: Die metaphysische Tradition muss nicht nur supplementäre Begriffe voraussetzen, sie muss diese

auch negieren. Die Negation der Supplemente ist selbst eine notwendige Voraussetzung für die Stabilisierung der transzendentalen Welt des humanistischen Diskurses.

Derridas dekonstruktive Lektüre zielt auf die Restitution des Supplements, und diese Restitution wird durch die Temporalisierung des Differenzbegriffs erreicht. Jede metaphysische Ursprünglichkeit muss sich, insofern sie zeichenhaft vermittelt sein will, in neuen Kontexten bezeichnen lassen. Indem Derrida die Wiederholbarkeit der Zeichen betont, mit denen Husserl das metaphysische Fundament seiner Theorie begrifflich zu stabilisieren versucht, verdeutlicht er die logische Unmöglichkeit der Fixierung von Präsenz mit Hilfe eines ursprünglichen Zeichens. Ein Zeichen, das sich nicht in verschiedenen Kontexten wiederholen ließe, wäre genauso sinnlos, wie ein Zeichen ohne Unterschiedenes. Der Punkt ist nun, dass Derrida mit der Betonung der Wiederholbarkeit philosophischer Begriffe Husserl nicht widerspricht und etwas postuliert, was der humanistische Diskurs selbst zugeben muss: »On peut donc dire que l'être est déterminé par Husserl comme idéalité, c'est-à-dire comme répétition.«<sup>288</sup> (58). Die Wiederholbarkeit und die Notwendigkeit der supplementären Konstitution transzendentaler Begriffe gründen somit auf ein und derselben Voraussetzung: der Notwendigkeit, Präsenz differenziell zu stabilisieren.

Il est impliqué structurellement dans mon opération que le contenu de cette expression soit idéal et que son unité ne soit pas entamée par l'absence de perception *hic et nunc*. Celui qui, à côté de moi ou à une distance infinie dans le temps ou dans l'espace, entend cette proposition doit, en droit, comprendre ce que j'entends dire. Cette possibilité étant la possibilité du discours, elle doit structurer l'acte même de celui qui parle en percevant. Ma non-perception, ma non-intuition, mon absence *hic et nunc* sont dits par cela même que je dis, par ce que je dis et *parce que* je dis. Jamais cette structure ne pourra faire avec l'intuition une « unité d'intime confusion ». L'absence de l'intuition – et donc du sujet de l'intuition – n'est pas seulement *tolérée* par le discours, elle est *requis*e par la structure de la signification en général, pour peu qu'on la considère *en elle-même*.<sup>289</sup> (103f.)

Ohne diese In-Differenzsetzung von Präsenz und Absenz ist der philosophische Text nicht möglich. Das Zeichen funktioniert nicht, *obwohl* es in keinem Verhältnis absoluter

---

<sup>287</sup> »Das Jetzt konstituiert sich nur im Kontinuitätszusammenhang mit der als Nicht-Wahrnehmung verstandenen Retention zur absoluten ›Quelle‹ der Wahrnehmung.« (1979: 122).

<sup>288</sup> »Man kann also sagen, dass Husserl das Sein als Idealität, d.h. als Wiederholung bestimmt hat.« (1979: 107).

<sup>289</sup> »Meiner Operation ist struktural implizit, dass der Inhalt dieses Ausdrucks ideal ist und dass seine Einheit *hic et nunc* durch die Absenz von Wahrnehmung beeinträchtigt ist. Derjenige, der, ob unmittelbar neben mir stehend oder durch Räume und Zeiten von mir getrennt, dieses Proposition vernimmt, muss aus guten Gründen verstehen können, was ich selbst sagen höre. Sofern diese Möglichkeit die Möglichkeit des Diskurses ist, muss sie den Akt desjenigen strukturieren, der wahrnehmend spricht. Meine Nicht-Wahrnehmung, meine Nicht-Intuition und meine *hic-et-nunc*-Abwesenheit werden eben durch das ausgesagt, was ich sage, durch *das*, was ich sage, und *dadurch*, dass ich (aus)sage. Niemals vermag diese Struktur mit der Intuition eine ›innig verschmolzene Einheit‹ zu bilden. Die Absenz der Intuition – und damit des Subjekts der Intuition – wird vom

Selbsttransparenz mit einem sinngebenden Ursprung („Präsenz“) mehr steht, sondern *gerade weil* es auch später, in beliebigen anderen Kontexten geäußert und wiederholt werden kann, und philosophische Texte operieren notwendig mit wiederholbaren Begriffen, sonst wäre das Produkt ihrer Operationen im wahrsten Sinne „sinnlos“. Die konstitutive Wiederholbarkeit eines Text-, Begriffs- oder Zeichensystems bedeutet aber auch, dass die „materiale Produktion“, die Operation mit immer neuen Zeichen bzw. Unterscheidungen nicht zu Ende geführt werden kann. Kein System kann sich begrifflich schließen: »Le présent-vivant, concept indécomposable en un sujet et un attribut, est donc le concept fondateur de la phénoménologie comme métaphysique. Pourtant, tout ce qui est *purement* pensé sous ce concept étant du même coup déterminé comme *idéauté*, le présent-vivant est *en fait*, réellement, effectivement, etc., *différé à l'infini*.«<sup>290</sup> (111). Das System entbehrt einer Verankerung in einem transzendentalen Origopunkt, von dem sich die diskursive Ordnung ursprünglich aufspannen ließe. Jeder Anspruch, dem System durch einen Begriff reiner Identität ein sicheres Fundament zu geben, wird durch die Notwendigkeit, mit immer neuen Differenzen dieses Fundament zu stabilisieren, auf später „verschoben“ (*différé*). Derrida nennt diese Notwendigkeit der dauernden Fortsetzung begrifflicher Unterscheidungen „Spiel der Differenzen“ bzw. der „Bewegung der *différance*“, die jede philosophische Begründung einer Identität von vornherein untergräbt. Das metaphysische System untergräbt sich laufend selbst, und zwar gerade durch die Notwendigkeit der Produktion wiederholbarer Zeichen, die das System notwendig offen konstituieren.

Derrida zielt auf die szenographische Reprogrammierung des akademischen Diskurses: Die kanonischen Texte der philosophischen Tradition werden konsumiert, ohne den Anspruch aufzustellen, einen vorgegebenen Sinn zu reproduzieren; der Erfolg der symbolischen Produktion des Produzenten misst sich an der Erschließung der „Produktivität“ des Texts. Indem der transzendente Orientierungsmaßstab, der dem Text einen „objektiven Sinn“ verleiht, dekonstruiert wird, verändert sich das imaginäre Verhältnis der Produzenten zu den Konkurrenten und ihren Produkten. Die Produkte des Felds treten dem Produzenten nicht mehr als die Träger einer immanenten Wahrheit gegenüber, sondern als Rohmaterial für die Produktion von Mehr-Text. Die Aura legitimer symbolischer Produkte des Felds verändert sich: Statt „Respekt“ vor dem Werk und der Tradition, in der sie stehen, erheischen die symbolische Produkte der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie Aufmerksamkeit gerade durch den heterodoxen Bruch mit der Tradition. Das Produkt wird zu einem Mittel, um einen eigenen distinktiven Stil zu entwickeln und eine „individuelle“ Position zu besetzen,

---

Diskurs nicht nur *toleriert*, sondern von der Struktur der Signifikation überhaupt geradezu erfordert, zumindest sofern man sie *an sich selbst* betrachtet.« (1979: 126: 151).

<sup>290</sup> »So erweist sich das Präsent-Lebendige, welcher Begriff nicht in Subjekt und Attribut zerlegbar ist, als zentraler Begriff der Phänomenologie als Metaphysik. Obwohl alles unter diesem Begriff *rein* Gedachte immer schon als *Idealität* bestimmt wird, ist das Präsent-Lebendige *tatsächlich*, real, wirklich etc. zum Unendlichen hin verschoben.« (1979: 159).

nicht aber um eine gegebene Tradition fortzusetzen. Die Hierarchien zwischen den Positionen im Feld werden dadurch nicht abgebaut; im Gegenteil: stellt sich für den humanistischen Produzenten der philosophische Kanon als eine Tradition dar, deren Autorität sich aus einem zentrierten abendländischen Sinn- und Wertekosmos ableitet, so basiert die Autorität der neoavantgardistischen Produzenten auf der diskursiven Inszenierung von Kreativität, Innovation und Opposition. Die post-pädagogischen Produktionsverhältnisse theoretisch-neoavantgardistischer Produzenten bewirken die „Verselbständigung“ symbolischer Produktion, und zwar sowohl im Sinne der Herauslösung der Produzenten aus personal definierten Loyalitäten wie auch im Sinne der Dezentrierung der szenographischen Situation. Diese Dezentrierung des intellektuellen Diskurses geht einher mit dem Zwang zur Produktion von „Innovation“ und „Brillanz“ und zur Inszenierung eines Bruchs mit der Vergangenheit des Felds. Der theoretisch-neoavantgardistische Produzent tritt dem Produkt nicht mit der reproduktiven Haltung eines Bewahrers und Verteidigers der Vergangenheit, sondern in der Erwartung eines orientierungsstiftenden intellektuellen Gesamtprojekts gegenüber, das die kanonischen Produkte des Felds als Rohmaterial für die Produktion von „neuen“ Produkten begreift.

Die Subjekt-Positionen der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie basieren auf einer diskursiven Programmatik, die eher an die apersonalen Tauschbeziehungen abstrakter Märkte als an die personalen pädagogischen Verhältnisse akademischer Institutionen erinnert. Die dominierenden Produzenten der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie sind keine „respektablen Gelehrten“ einer disziplinär geschlossenen Öffentlichkeit, sondern „Stars“, deren Anerkennung auf der Akkumulation symbolischer Profite in den verschiedenen Öffentlichkeiten unterschiedlicher Subfelder beruht. Die Legitimität des Propheten bemisst sich an dem Grad der „Innovation“, „Brillanz“ bzw. „Individualität“ seines symbolischen Projekts. Im Gegensatz zum Fall des humanistisch-abendländischen Gelehrten äußert sich die Dominanz von theoretisch-neoavantgardistischen Produzenten oft in symbolisch aufgeladenen Kontroversen und polarisierenden Polemiken, mittels derer sich die Produzenten in den verschiedenen Regionen des intellektuellen Felds positionieren. Die Beziehungen zwischen den Produzenten des Felds werden weniger im Sinne langfristiger personaler Bindungen definiert als im Sinne „taktischer“ Allianzen. Die neoavantgardistischen Propheten befinden sich in einem „unternehmerischen“ Umfeld, in dem Reaktionsschnelligkeit und Gespür für die rasch wechselnden Nachfragetendenzen eines abstrakten, medialisierten Markts mehr zählen als personale Loyalitäten. Der Prophet muss die Kunst der (kontrollierten) Provokation beherrschen und die widersprüchlichen Reaktionsmuster der Repräsentanten der verschiedenen Felder antizipieren. Dagegen müssen sich die Produzenten der akademischen Institutionen in bürokratisch normierte Verhältnisse, Hierarchien und Regeln einfügen, und sie sind eher geneigt, langfristige Produktionsstrategien

zu verfolgen. Gerade für die akademischeren Vertreter der prophetischen Fraktion (wie etwa für Derrida) bieten sich Strategien an, die auf die Kanonisierung der eigenen symbolischen Produktion setzen, durch die die eigene Anerkennung vor den Moden und Schwankungen des Markts langfristig geschützt werden kann (anders dagegen der Fall *Tel Quel* und auch Roland Barthes). Zu einer Anzahl von Produzenten (z.B. Studenten, Doktoranden etc.) unterhält der akademische Produzent langfristig normierte Beziehungen, und ihm bleibt bis zu seiner Pensionierung die pädagogische Funktion, die einem raschen Legitimitätsverlust ebenfalls entgegenwirken. Derridas dekonstruktives Projekt entspricht dieser Diskurslogik, insofern es einen „transformativen“ Zugang zu den legitimen Produkten des Felds gegenüber „rekonstruktiven“ Produktionsidealen aufwertet.

Doch Derridas dekonstruktive Transformation der Husserl'schen Phänomenologie wird nicht nur der neoavantgardistischen Produktionslogik gerecht; Derridas Philosophie schreibt sich auch in die humanistisch-geisteswissenschaftliche Hegemonie ein. Der diskursiven Logik der humanistischen Hegemonie wird insofern entsprochen, als sich Derrida Lektüren an dem reproduktiven Produktionsideal akademischer *lectores* halten. Die Nachfrage nach theoretisch-neoavantgardistischen Produkten wird dagegen durch den subversiven Gestus dekonstruktiver Transformation bedient: Derridas philosophisches Projekt artikuliert die Distanz zur philosophischen Tradition, indem es die schwankende aporetische Basis der humanistischen Autorität herausarbeitet. Es bestätigt sich somit die schon zu Anfang festgestellte ambivalente Tendenz von Derridas symbolischer Produktion, wonach sich die Philosophie der Dekonstruktion in zwei verschiedene Hegemonien einschreibt, deren zunehmender Antagonismus im Laufe der sechziger und siebziger Jahre die Positionierung in der einen *oder* der anderen hegemonialen Ordnung verlangt.

#### 5.2.6 Die Szenographie der neoavantgardistischen Hegemonie und die Artikulation einer hegemonialen Programmatik

Auch wenn Derrida auf die Postulierung eines positiven Gegenprojekts zur philosophisch-humanistischen Tradition („Metaphysik“) explizit verzichtet, sind dennoch die Umriss einer eigenen intellektuellen Programmatik erkennbar, die seine Bedeutung für die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie begründet. Eine intellektuelle Programmatik gibt ihren Konsumenten systematische Anweisungen an die Hand, die sie in die Lage versetzt sich in bestimmten Regionen des Felds zu positionieren. In bestimmten Situationen, in denen sich die Produzenten des Felds neu- oder umpositionieren müssen, können Programmatiken für ihre „Schöpfer“ sehr hohe symbolische Profite erzielen, da sie den intellektuellen Orientierungsbedarf vieler Produzenten des Felds befriedigen können.

Doch wie sieht angesichts der Ambivalenz seiner Positionierung im Feld Derridas Programmatik aus? Derridas programmatischer Spagat zwischen den beiden Hegemonien lässt sich an mindestens zwei Punkten ablesen: 1) an den Versuchen, sein Projekt mit immer neuen Begriffen wie *différance* und *écriture* programmatisch zu umgrenzen; 2) an dem philosophischem Geschichtsnarrativ einer immer wieder versuchten, aber notwendig scheiternden Überwindung der Metaphysik.

1) Derridas Dekonstruktion der metaphysischen Tradition erschöpft sich nicht in dem Nachweis der aporetischen Basis der kanonisierten Philosophie, sondern lässt auch die Umrisse eines philosophischen Gegenprogramms erkennen, das mit immer neuen Begriffen (*réserve*, *archi-écriture*, *archi-trace*, *espacement*, *supplément*, *pharmakon*, *hymen*, *marge-marque-marche* Derrida 1972a: 13) bezeichnet wird. Anhand des Neologismus *différance*, das sich von *différence* durch ein unhörbares, nur graphisch repräsentierbares *a* unterscheidet, können die szenographischen Positionierungsdilemmata in Derridas Programmatik aufgezeigt werden. Damit weist Derrida auf die Bedeutung der Materialität, der *écriture*-Dimension des Zeichens hin. Es geht Derrida um die Darstellung der irreduziblen Differenzen, die der Konstitution von Begriffen zu Grunde liegen. Der Prozess der Begriffsbildung hängt demnach von der „materialen“ Ebene des Zeichens ab, deren differenzielle Struktur einen konstitutiven Überschuss bereithält, der von keiner Idealität, Intention und keinem sinngebendem Bewusstsein kontrolliert werden kann. *Différance* ist das Zeichen für die Unmöglichkeit eines originären transzendentalen Signifikats und damit »ni un mot ni un concept«<sup>291</sup> (Derrida 1972a: 7), weil es die aporetische Basis, den unmöglichen Ursprung eines jeden Begriffs zu bezeichnen versucht – Derridas eigenes philosophisches „System“ eingeschlossen.

Ce qui s'écrit *différance*, ce sera donc le mouvement de jeu qui « produit », par ce qui n'est pas simplement une activité, ces différences, ces effets de différence. Cela ne veut pas dire que la différence qui produit les différences soit avant elles, dans un présent simple et en soi immo­difié, in-différent. La différence est l'« origine » non-pleine, non-simple, l'origine structurée et diffé­rante des différences. Le nom d'« origine » ne lui convient donc plus.  
<sup>292</sup>(Derrida 1972a: 12)

Auch *différance* ist kein »maître-nom«: »C'est pourquoi la pensée de la lettre a de la différence n'est pas la prescription première ni l'annonce prophétique d'une nomination

---

<sup>291</sup> »weder ein Wort noch ein Begriff«

<sup>292</sup> »Das, was sich *différance* schreibt, ist daher die Bewegung des Spiels, das durch das, was nicht einfach eine Aktivität ist, die Differenzen, die Differenzeffekte ›produziert‹. Das heißt nicht, dass die *différance*, die die Differenzen produziert, vor ihnen in einem einfachen und in sich unveränderten, in-differenten Präsens ist. Die *différance* ist der nicht-erfüllte, nicht-einfache ›Ursprung‹, der strukturierte und differierende Ursprung der Differenzen. Der Name des ›Ursprungs‹ eignet sich ihm also nicht.«

imminente et encore inouïe.«<sup>293</sup> (Derrida 1972a: 29). Dass die dekonstruktive Lektüre nicht zum „Ziel“ führt und keine „Wahrheiten“ aufdeckt, zeigt sich somit auch an Derridas Begriffen für das eigene Projekt bzw. die eigene Position, die sich nicht letztendlich stabilisieren lässt und die Hervorbringung von immer neuen Lektüren erfordert.

2) Die Umstellung auf das diskursive Programm der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie hat auch entscheidende Konsequenzen für die Repräsentation historischer Zeitlichkeit. Im Gegensatz zu den kontinualistischen Vorstellungen des humanistischen Diskurses dreht sich der theoretisch-neoavantgardistische Diskurs um die Artikulation eines Bruchs mit der Vergangenheit bzw. mit der bürgerlichen Mehrheitsdoxa („mainstream“). Geschichte wird demnach nicht als ein sich organisch entfaltender Prozess dargestellt. Seit Bachelards Wissenschaftstheorie dominiert gerade in den peripheren Regionen des intellektuellen Felds die Vorstellung einer bruchartigen Entwicklung intellektueller bzw. gesellschaftlicher Geschichte wie sie etwa von Foucaults Theorie der *epistamai* formuliert wird. Gleichzeitig wird das Verhältnis intellektueller Produktion zum sozialen Raum im Sinne der Ausdifferenzierung eines theoretisch-neoavantgardistischen Subfelds umdefiniert. Die intellektuellen Projekte der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie inszenieren den szenographischen Gegensatz zum bürgerlichen „mainstream“. Der theoretisch-neoavantgardistisch versubjektivierte Produzent definiert sich weder als Bewahrer eines nationalen, westlichen oder abendländischen Kulturerbes noch als intellektuelle Inkarnation einer national-kulturellen Führungsschicht.

Auch Derridas Dekonstruktion der „Metaphysik“ vollzieht diesen Gestus der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie nach. Für Derrida ist die Geschichte keine »histoire du sens se produisant, se développant, s’accomplissant.«<sup>294</sup> (Derrida 1972b: 77). Der dekonstruktive Geschichtsnarrativ unterläuft die liberal-humanistische Repräsentation historischer Zeitlichkeit, die von einem übergreifenden historischen „Sinn“ organisiert wird. Derridas narrativer Apparat unterläuft jedoch genauso prophetisch-messianische Repräsentationen historischer Zeitlichkeit, die von der Möglichkeit einer Überwindung und vollständigen Ablösung von „Metaphysik“, „Kapitalismus“ bzw. „Kultur“ ausgehen. Ein solcher Austritt ist nach Derrida dem dekonstruktiven Potential, das jedem metaphysischen Text eigen ist, nach zwar immer schon angelegt, aber letztendlich unmöglich: »La clôture de la métaphysique n’est surtout pas un cercle entourant un champ homogène, homogène à soi dans son dedans, et dont le dehors le serait donc aussi. La limite a la forme de failles toujours différentes, de partages dont tous les textes philosophiques portent la marque ou la

---

<sup>293</sup> »Daher ist das Denken des Buchstabens a der *différance* keine erste Vorschrift und auch keine prophetische Ankündigung einer immanenten und noch ungehörten Benennung.«

<sup>294</sup> »Geschichte des Sinns, der produziert wird, sich entwickelt, sich vollendet«

cicatrice.«<sup>295</sup> (Derrida 1972b: 77). Die Überwindung der Metaphysik ist nie vollkommen, sondern »s'annonce dans certaines fissures calculées du texte métaphysiques. [...] Il faut pour excéder la métaphysique qu'une trace soit inscrite dans le texte métaphysique tout en faisant signe, non pas vers une autre présence ou vers une autre forme de la présence, mais vers un tout autre texte. Une telle trace ne peut être pensée *more metaphysico*.«<sup>296</sup> (Derrida 1972a: 75f.). So muss nach Derrida jede Philosophie immer »Deux textes, deux mains, deux regards, deux écoutes«<sup>297</sup> (Derrida 1972a: 75) verhandeln – eine „metaphysische“ und eine „nach-metaphysische“ Ebene, was einmal mehr Derridas ambivalente szenographische Positionierung im Feld unterstreicht.

Diese „positive“ dekonstruktive Programmatik stellt auf szenographischer Ebene zum einen eine polemische Spitze gegen die etablierte humanistische Philosophie dar: Indem Derrida den Blick auf die Materialität der philosophischen *écriture* lenkt, unterläuft er die humanistische Annahme einer universal-transzendentalen Sprechposition, die sich immer und überall, und v.a. unabhängig von ihrer formal-sprachlichen Ausdrucksform einnehmen lässt. Zum anderen positioniert sich Derrida im Zentrum der philosophischen Tradition, und zwar nicht nur „performativ“, d.h. durch die exklusive Behandlung kanonischer philosophischer Texte. So zeichnet sich Derridas spezifische Vorgehensweise, die rigorose Lektüre und innertextuale Analyse der konstitutiven begrifflichen Unterscheidungen des philosophischen Werks, durch eine hohe Kompatibilität mit den etablierten Formen akademischer Produktion aus: etwa mit der in den *lycées* und *classes préparatoires* eingeübten Form der *dissertation*, mit der exakten Arbeit des philosophischen Exegeten sowie mit den textualistischen Traditionen der etablierten Grammatik und Stilistik. Es ist eine Art Quadratur des Kreises, die Derrida mit seiner Philosophie der Dekonstruktion gelingt: eine Kritik der Philosophie mit den Mitteln der Philosophie, die Distanzierung von der Philosophie innerhalb der Philosophie. Und es ist die Programmatik von *différance*, *réserve*, *archi-écriture* etc., die seine Bedeutung für die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie ausmacht.

Auch wenn Derrida in Frankreich nie die öffentliche Bedeutung eines Lacan, Althusser oder Foucault erreicht, wird seine *écriture*-Philosophie unmittelbar nach dem Erscheinen der *Grammatologie* (1967) zu einem wichtigen Projekt der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie. Insbesondere für *Tel Quel*, aber auch für Barthes spielt Derridas *écriture*-Programmatik um 1970 eine wichtige Rolle, bietet sie doch eine Lösung für die diskursiven Dilemmata, die viele Produzenten des Felds auszuhandeln haben. So legitimiert Derridas dezentrierter und temporalisierter Strukturbegriff einen Textzugang, der

---

<sup>295</sup> »Die Schließung der Metaphysik ist vor allem kein Ring, der ein sich selbst in seinem Inneren homogenes Feld umschließt, dessen Außen es also auch wäre. Die Grenze hat die Form je differenter Brüche und Teilungen, die allen philosophischen Texten eine Markierungen oder Narbe verleihen.«

<sup>296</sup> »Um die Metaphysik zu überschreiten, muss eine Spur in den metaphysischen Text eingeschrieben werden, indem sie nicht eine andere Präsenz oder eine andere Präsenzform, sondern einen ganz anderen Text anzeigt.«

<sup>297</sup> »Zwei Texte, zwei Hände, zwei Blicke, zwei Mal zuhörende Aufmerksamkeit«

an der Stelle „transzendentalen Sinns“ den „Überschuss“ und den „Exzess“ textueller Produktion betont. Indem sich die Konsumenten von Derridas dekonstruktiven Lektüren von der Illusion eines vorgängig gegebenen, rekonstruktiv wiedererlebbareren Sinns freimachen, wird das Verhältnis zwischen Autor und Leser und damit zwischen den Produzenten und der Vergangenheit ihres Felds neu definiert. Die Institutionen, die kanonischen Produkte und die etablierten Produzenten des akademischen Felds repräsentieren nun keine unhinterfragten Autoritäten mehr. Gerade für die Produzenten, die sich im akademischen Feld positionieren wollen, aber noch keinen institutionellen Ort gefunden haben, ist Derridas Programmatik attraktiv: Sie erlaubt es, die eigene marginale Situation als einen Ort zu begreifen, der sich sowohl innerhalb wie außerhalb der etablierten Regionen des Felds befindet.

### 5.3 Von hegemonialer Praxis zu antagonistischen Ordnungen: Polemiken und Kontroversen zwischen Propheten und Humanisten

Der Antagonismus zwischen „marginalen Theorie-Propheten“ und „etablierten Humanisten“, zwischen Produzenten mit hohem kulturell-symbolischen und denen mit hohem pädagogisch-institutionellen Kapital, der seit den sechziger Jahren den intellektuellen Diskurs immer wieder strukturiert und in zahlreichen Kontroversen zwischen Vertretern der jeweiligen Produzentenfraktionen öffentlich ausgetragen wird, setzt eine institutionelle Konstellation fort, die in der einen oder anderen Weise den intellektuellen Diskurs in Frankreich seit der Entstehung einer bürgerlichen Öffentlichkeit auszeichnet. Mit dem überproportionalen Wachstum einiger weniger, traditionell als „marginal“ geltenden Positionen, insbesondere an den „peripheren“ Forschungseinrichtungen wie der *Ecole Pratique des Hautes Etudes*, erfahren die hegemonialen Projekte der „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Bewegung in der Konjunktur der *sciences humaines* einen unübersehbaren Aufschwung. Spekulativ-humanistische Philosophien und Geisteswissenschaften werden nun weithin als überholt bzw. hinderlich für den weithin konstatierten Nachholbedarf an rigoroser Forschung wahrgenommen; gleichzeitig werden diese symbolischen Projekte zunächst noch mit der institutionellen Macht des universitären Zentrums bzw. mit der symbolischen Macht „überholter“ Avantgarde-Philosophien (Sartre) assoziiert. Die „marginale“ Seite des Antagonismus zwischen Propheten und Humanisten erfährt im Laufe dieser Entwicklung nicht nur eine unübersehbare Aufwertung und einen Prestigegewinn; sie wird schließlich zur *doxa* des intellektuellen Diskurses, deren Dominanz in den Jahren um 1970 von allen Seiten – sei es positiv, sei es negativ – anerkannt wird.

Doch muss der hegemoniale Erfolg der theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion in seiner ganzen Vielschichtigkeit gesehen werden: Zwar setzt sich der „subversiv-marginale“ Diskurs der Propheten als dominante *doxa* durch; aber diese Hegemonie führt nicht dazu, dass

sich eine große Anzahl von Produzenten des Feld als prophetische Star-Theoretiker positionieren. Es ist nie mehr als eine kleine bzw. sehr kleine Minderheit von Produzenten, die sich die entsprechenden „peripheren“ Positionen und „marginalen“ Subjektivitäten aneignen und den „traditionellen“ Hegemonien des akademischen Subfelds dauerhaft den Rücken kehren. Für einen Zugang, der die Homologie von hegemonialem Diskurs und objektiven Kräfteverhältnissen des Felds annimmt, würde dieser Sachverhalt schwierige theoretische Probleme aufwerfen, nicht aber für die struktural-pragmatische Diskurstheorie, die die Kontingenz der Artikulation von Struktur (das Feld als eine Struktur von Positionen) und diskursivem Ereignis (die *sciences humaines*-Konjunktur) betont. Entscheidend für den hegemonialen Erfolg eines symbolischen Projekts sind nicht die „objektiven Kräfteverhältnisse“ des Felds; die diskursive Wirkung dieses oder jenen Ereignisses korreliert nicht mit der numerischen Stärke dieser oder jener Fraktion. Wichtiger ist vielmehr die Frage, wie durch spezifische Diskurs-Ereignisse – die von vielen, wenigen und auch von einzelnen Produzenten getragen werden können – die Positionen des Diskurses artikuliert werden und der Raum des Felds hegemonial aufgeteilt wird. Die irreduzible Kontingenz des Diskurses schließt eine Verständigung über die institutionelle Struktur des Felds dabei gerade nicht aus, sondern macht sie notwendig, setzt die diskursanalytische Beschreibung doch ein System spezifisch artikulierter Positionen des Felds voraus, ohne das das diskursive Ereignis keine hegemoniale Wirkung entfalten kann.

Die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie der sechziger Jahre entsteht durch die Verknüpfung verschiedener Positionen des intellektuellen Diskurses: von verschiedenen theoretischen, akademisch legitimen Projekten mit bestimmten ästhetischen Strömungen (z.B. *Nouveau Roman*, Surrealismus) und mal deutlicheren, mal weniger deutlichen Positionierungen als politisch-intellektueller Opposition. Vor dem Hintergrund der tiefgreifenden Umbrüche innerhalb und zwischen den Subfeldern und der Schwächung des akademischen Zentrums wird diese Hegemonie in der institutionellen Peripherie des akademischen Subfelds (*ENS, EPHE, Collège*, Ausland) von einigen (wenigen) Produzenten artikuliert, die sich als marginal-subversive Subjekte des intellektuellen Diskurses konstituieren, indem sie sich in ihrem imaginären anderen („Humanismus“, „Kapitalismus“, „Staat“, „Metaphysik“, „Tradition“) spiegeln. Doch kann von der imaginären Struktur dieses hegemonialen Diskurses (hier „theoretische Propheten“, dort „liberale Humanisten“) nicht auf eine bestimmte Feldstruktur angeeigneter Subjektivitäten und ausgebildeter Fraktionierungen geschlossen werden. Die Tatsache, dass ein hegemonialer Diskurs in der Abgrenzung von seinem imaginären anderen entsteht, heißt nicht notwendig, dass sich Produzenten finden, die sich von diesem imaginären anderen interpellieren lassen. Im Gegenteil, im intellektuellen Diskurs der sechziger und siebziger Jahre finden sich nur wenige Diskursträger, die sich als die imaginären anderen der Propheten ansprechen lassen. Sicher wird die symbolische Praxis

der großen Mehrheit der akademischen Produzenten auch nach den Erschütterungen der sechziger Jahre von den älteren Hegemonien des akademischen Subfelds geprägt; aber die institutionellen Verwerfungen, die mit dem Untergang des alten *facultés*-Systems und der Gründung der „modernen“ französischen Universität im November 1968, verbunden sind, lassen die hegemonialen Praktiken dieser älteren Traditionen zeitweise aus den intellektuellen Öffentlichkeiten verschwinden. Auch wenn die Produzenten der theoretisch-neoavantgardistischen Fraktion nie mehr als einzelne Positionen des intellektuellen Felds besetzen, sind „Vertreter“ der humanistischen Hegemonie nicht leicht zu finden, geschweige denn solche, die sich in einer breiteren intellektuellen Öffentlichkeit als „Humanisten“ positionieren. Ausnahmen sind Paul Ricœur und Raymond Aron, die sich gerade wegen ihrer öffentlichen Präsenz nur begrenzt als intellektuelle „Vorzeigehumanisten“ eignen. Auch Ricœur und Aron sind Produzenten, die nicht diese oder jene Subjektposition des Diskurses idealtypisch exemplifizieren, sondern sich auf den Brüchen und Grenzen des intellektuellen Diskurses bewegen. Sicher weist der positive Bezug auf die klassisch-akademischen (Ricœurs hermeneutische Theologie) bzw. republikanischen Traditionen (Arons Liberalismus) die beiden als latente Gegner der Propheten aus. Doch positionieren sich diese beiden potentiellen Vertreter des Humanismus nicht immer eindeutig gegen die Propheten und die theoretisch-neoavantgardistische Hegemonie. Arons polemische Abgrenzungen zielen angesichts der relativen politischen Nüchternheit der meisten strukturalistischen und nachstrukturalistischen Propheten in erster Linie auf die vorangehende Prophetengeneration (Sartre). Und bei aller Unterschiedlichkeit des theoretischen Gestus und der Verortung in der philosophischen Tradition zeugen die psychoanalytischen und sprachtheoretischen Interessen von Ricœur, dessen Status als nicht-*normalien* sowie seine zahlreichen Auslandsaufenthalte eine Einordnung als „etablierter Akademiker“ bzw. „Humanist“ ohnehin problematisch erscheinen lässt, von einer hohen „Anschlussfähigkeit“ an bestimmte Projekte der prophetischen Fraktion. Erst im Nachhinein – in der neoliberalen Ära – werden diese Figuren zu emblematischen Vertretern des intellektuellen „Widerstands“ gegen den „Nihilismus“, die „Unvernunft“ und das „Sektierertum“ der Propheten.

Ungeachtet der hegemonialen Ungleichgewichte des intellektuellen Diskurses der sechziger und siebziger Jahre lassen sich dennoch Produzenten finden, die sich offen gegen die hegemoniale Dominanz der Propheten stellen. Das sind zum einen einige Produzenten des hegemonialen Diskurses der kommunistischen Partei bzw. der unorthodoxen Linken, wie Roger Garaudy, Henri Lefebvre (vgl. Lefebvre 1971) und natürlich Jean-Paul Sartre, die die antisubjektivistische Kritik der *sciences humaines*-Propheten als inkompatibel mit den Erfordernissen politischer Praxis und Revolution auffassen. Es können aber auch die Philosophen und Geisteswissenschaftler der alten Schule genannt werden, die sich weniger über den Mangel revolutionärer und politischer Praxis als über die Traditionslosigkeit der

Propheten echauffieren. So wirft Mikel Dufrenne in seiner 1968 veröffentlichten Polemik *Pour l'homme* Philosophen wie Foucault, Althusser und Derrida vor, »de contester ou de négliger l'histoire« und fügt hinzu, dass »[c]e refus de l'histoire est profondément lié au reniement de l'homme.«<sup>298</sup> (Dufrenne 1968: 101). Dufrenne fasst seine Kritik an den Produzenten, die den Tod von Mensch, Autor und Subjekt ausgerufen haben, in folgender Passage zusammen:

La mort de l'homme, c'est d'abord l'extinction du sens. Rien de commun avec le refus de l'idéologie officielle que pratiquait comme une libération l'existentialisme. Ce sont les choses mêmes autour de l'homme qui sont devenues insignifiantes : dont la morne platitude du paysage urbain dans les cités ouvrières ou les grands ensembles est le plus pertinent exemple. Le souci de l'efficacité condamne le luxe de la rêverie, sinon servie à domicile directement du producteur au consommateur ; la fonction symbolique par quoi se définissait l'homme tend à s'engourdir, et les organes mêmes – œil, cœur, pensée, organes du jugement et du goût – à s'atrophier. Le monde et l'histoire s'estompent dans la brume de l'indifférence. En même temps que s'éteint l'éclat des significations, s'éteint le sujet qui vivait de les reconnaître ou de les promouvoir.<sup>299</sup> (Dufrenne 1968: 238)

In Dufrennes humanistischer Programmatik, von einer gewissen Technik- und Fortschrittsskepsis zeugt, stellt sich die Welt als ein hierarchisch zentriertes Universum dar, dessen Koordinaten auf einen Nullpunkt sinnhafter Schöpfung zulaufen. Es macht das besondere Wesen des Menschen aus, diesen sinnhaften Origopunkt artikulieren zu können:

Comprendre l'homme comme vivant, dans l'immense prolifération de la vie, ce n'est donc nullement le dissoudre ou le réduire, c'est fonder positivement dans la nature l'individuation et la volonté, et peut-être comprendre déjà que l'idée de l'homme soit pour l'homme la norme suprême : l'homme se veut normal parce qu'il se veut pleinement homme, et cette idée de l'homme qui ouvre une carrière à son vouloir est exigeante et conquérante.<sup>300</sup> (Dufrenne 1968: 210)

---

<sup>298</sup> »die Geschichte in Frage zu stellen oder zu verneinen« »die Ablehnung der Geschichte tief mit der Verneinung des Menschen verbunden ist.«

<sup>299</sup> »Der Tod des Menschen ist zunächst die Auslöschung des Sinns. Nichts hat er gemein mit der Ablehnung der offiziellen Ideologie, die der Existenzialismus als eine Befreiung praktizierte. Gerade die Dinge um den Menschen sind unbedeutend geworden. Dafür ist die triste Flachheit der urbanen Landschaft in den Arbeiterstädten oder den großen Blöcken das beste Beispiel. Die Sorge um die Effizienz verdammt den Luxus der Träumerei, es sei denn er wird direkt von Produzent nach Hause zum Konsumenten geliefert. Die symbolische Funktion, über die sich der Mensch definierte, neigt dazu, sich zu verkrampfen, und die Organe selbst – Auge, Herz, Denken, Urteils- und Geschmacksorgane – dazu, umzukippen. Die Welt und die Geschichte lösen sich im Nebel der Indifferenz auf. Gleichzeitig löscht sich der Blitz der Bedeutungen aus, das Subjekt, das lebte, um sie zu erkennen oder sie zu fördern.«

<sup>300</sup> »Den Menschen als Lebewesen in der immensen Wucherung des Lebens zu verstehen bedeutet also keineswegs, ihn aufzulösen oder zu reduzieren. Das bedeutet, ihn positiv in der Natur der Individuierung und des Willens zu fundieren, und vielleicht schon zu verstehen, dass die Idee des Menschen für den Menschen die höchste Norm ist. Der Mensch will normal sein, weil er voll Mensch sein will, und diese Idee des Menschen, der eine Karriere nach seinem Willen öffnen will ist anspruchsvoll und verlockend.«

Eine ähnliche Programmatik vertritt Georges Gusdorf. Gusdorf repräsentiert den traditionellen, „scholastischen“ *normalien*-Philosophen, der in die große philosophische Tradition zurückblickt und im Vergleich zu den „goldenen Zeitaltern“ der altgriechischen und der deutschen Philosophie des 19. Jahrhunderts einen geistig-moralischen Verfall der Gegenwart konstatiert. Aufschlussreich ist der nostalgische Blick auf die deutsche Universitätstradition, die immer wieder als leuchtendes Vorbild für das eigene „verrottete“ System erhalten muss – eine Tendenz, die bezeichnenderweise auch bei den neoliberalen Nachfolgern der Humanisten anzutreffen ist (vgl. Renaut 1995). An der idealistischen Verklärung der „deutschen“ Universität während des 19. Jahrhunderts lässt sich die imaginär-szenographische Ordnung des intellektuellen Felds als einer gewachsenen, einheitlichen und harmonischen „Gemeinschaft“ von Produzenten ablesen:

L'étymologie matérielle et spirituelle de l'Université en tant qu'*universitas scientiarum* s'identifie avec le rassemblement de tous les ordres de connaissances dans cet espace privilégié qu'est le *campus* universitaire. La communauté des hommes, maîtres et étudiants, va de pair avec la communauté des savoirs. Les problèmes de l'interdisciplinarité ne sont intervenus qu'à partir du moment où la scandaleuse dislocation de l'institution universitaire a fait apparaître le désert spirituel des sciences contemporaines, lancées dans une désastreuse fuite en avant, sous le coup d'un égoïsme et d'un impérialisme épistémologique, à la faveur desquels elles ont perdu leurs raisons d'être. L'état présent d'anarchie épistémologique caractéristique d'un espace universitaire revenu à l'état sauvage fait ressortir par contraste la réussite exceptionnelle de l'université de Berlin.<sup>301</sup> (Gusdorf 1988: 172)

Gusdorfs Positionierung als philosophisch-hermeneutischer Geisteswissenschaftler und Spezialist der (deutschen) Romantik macht eine imaginäre Abgrenzung von den „technokratischen“ Strömungen der Gegenwart nötig – und darunter versteht Gusdorf weniger die Naturwissenschaften als die szientifischen Strömungen der *sciences humaines*, allen voran die strukturelle Sprachwissenschaft bzw. die Anthropologie von Lévi-Strauss: »Équipé d'une bonne calculatrice de poche, l'ethnologue cybernétique réduit en quelques jours n'importe quelle population archaïque au statut du cas particulier du cyberanthrope universel ; quelques équations simples soumettent à une même obéissance toutes les variétés réelles ou possibles

---

<sup>301</sup> »Die materielle und spirituelle Etymologie der Universität als *universitas scientiarum* identifiziert sich mit der Versammlung aller Wissensebenen in dem privilegierten Raum eine universitären *Campus*. Die Gemeinschaft der Menschen, Meister und Studenten, geht Hand in Hand mit der Gemeinschaft des Wissens. Die Probleme der Interdisziplinarität sind erst aufgetaucht, als der skandalöse Umsturz der universitären Institution die spirituelle Wüste der gegenwärtigen Wissenschaften eröffnet hat, die sich unter dem Einfluss des Egoismus und des epistemologischen Imperialismus, zu Gunsten derer sie ihre Existenzgründe verloren haben, in eine desaströsen Flucht nach vorne gestürzt haben  
Der gegenwärtige Zustand epistemologischer Anarchie, der für den universitären Raum, der zu seinem wilden Zustand zurückgekehrt ist, charakteristisch ist, lässt den außergewöhnlichen Erfolg der Universität von Berlin um so stärker hervortreten.«

de l'espèce humaine.«<sup>302</sup> (Gusdorf 1988: 262). Als *caïman* (Repetitor) an der *ENS* – Althusser folgt ihm 1948 nach – hat Gusdorf vermutlich noch den einen oder anderen der zukünftigen FMS-Propheten angeleitet. Wer weiß, vielleicht wenden sich einige von denen, die in den sechziger Jahren das Ende des Humanismus ausrufen, implizit gegen ihren früheren Lehrer Georges Gusdorf?

Es verwundert nicht, dass diese szenographische Struktur des *sciences humaines*-Diskurses, in der „anciens“ und „modernes“, „humanistische Philosophie“ und „sciences humaines“ gegenüberstehen, bisweilen zu offenen Konflikten zwischen den Produzenten des Felds führt. In kaum einem Ereignis investieren Produzenten des Felds so in diesen imaginären Gegensatz von Propheten und Humanisten wie in der Kontroverse zwischen Roland Barthes und Raymond Picard, die auf dem Höhepunkt der strukturalistischen Welle im Herbst 1965 von Picards Pamphlet *Nouvelle critique ou nouvelle imposture* (1965) ausgelöst wird und eine Reihe von Produzenten des Felds dazu veranlasst, für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen. In dieser Polemik zwischen Barthes, dem vielgestaltigen Verbreiter aktueller theoretischer Trends an der *Ecole Pratique des Hautes Etudes*, und Picard, dem angesehenen Spezialisten der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts und Professor an der *Sorbonne*, werden beide Seiten von ihrem jeweiligen Gegner interpelliert. Indem sie sich gegenseitig angreifen, installieren sich diese Protagonisten des intellektuellen Diskurses als Vertreter zweier antagonistischer Fraktionen und eignen sich die Positionen an, die ihnen der Diskurs anbietet. Es ist diese solidarische Struktur des Imaginären der beiden Hegemonien, die dazu führt, dass sich die Produzenten als antagonistische Fraktionen positionieren. Diskursive Antagonismen, in dem die jeweiligen imaginären anderen der Hegemonien sich gegenseitig zu treffen versuchen, werden oft auf dem Höhepunkt symbolischer Konjunkturen inszeniert, wenn die neue pontifikale Dominanz von den Konkurrenten des Felds nicht mehr ignoriert werden kann. Durch die öffentliche Austragung des Antagonismus werden weite Bereiche des Felds nach „hier“ und „dort“, nach „Freund“ und „Feind“ kodiert, ohne dass sich die Produzenten diesen Positionierungszwängen entziehen können. Ist der Diskurs einmal auf den Antagonismus von Affirmation und Negation eingestellt, muss jede weitere Äußerung des Diskurses entsprechend dieser antagonistischen Systematik eingeordnet werden. Der Diskurs scheint dann zwischen den Polen von Affirmation und Negation zu verhandeln, die oft mit einer entsprechenden Subjekt-Form einhergehen, und zwar im Sinne der Enaktierung eines Antagonismus zweier „kollektiver Subjekte“ – etwa in der Form „hier Prophet“, „dort Humanist“. Weitere Elemente und Positionen des intellektuellen Diskurses werden nun in die jeweiligen Hegemonien

---

<sup>302</sup> »Ausgestattet mit einem guten Taschenrechner reduziert der kybernetische Ethnologe in wenigen Tagen jede beliebige archaische Population auf einen speziellen Fall des universalen Cybermenschen. Einige simple Gleichungen unterwerfen alle wirklichen oder möglichen Varietäten der menschlichen Gattung einer gleichen Formel.«

integriert. Unter dem Etikett der *Nouvelle Critique* versammeln sich beispielsweise „strukturelle Sprachwissenschaft“ und „Psychoanalyse“ (Barthes 1993: 1564). Jeder Produzent, der sich gegen eines der Elemente dieser diskursiv verknüpften Hegemonie wendet, tritt nun unmittelbar als humanistischer Gegner in den Diskurs. Die Ausbildung eines Antagonismus bewirkt, dass jedes Element zu einem partikularen Ausdruck dieser oder jener Seite wird. Auch Derridas *écriture*-Philosophie geht in das hegemoniale Netz von Unterscheidungen ein und wird dadurch zu einem äquivalenten Stellvertreter für die jeweils affirmative Seite der folgenden binären Oppositionen, die den hegemonialen Diskurs der *Nouvelle critique* bzw. der FMS-Bewegung organisieren: Subversion, Revolution vs. Bourgeoisie; Jouissance, Exzess, Überschuss vs. Subjekt, Bewusstsein, Intention; Signifikant vs. Signifikat; Materialität vs. Idealität.

Was führt aber zum Ausbruch der Polemik zwischen Picard und Barthes? Was wirft Picard Barthes in seinem Pamphlet vor? Für Picard repräsentiert Barthes einen literaturwissenschaftlichen Zugang, der, obgleich er »se veut *structuraliste*«<sup>303</sup>, von einem ideologischen Mix aus »structures psychiques, sociologiques, métaphysiques, etc.« (»psychischer, soziologischer, metaphysischer Strukturen«, Picard 1965: 121) zeugt. Diesem »mélange« (»Mischung«) stellt Picard den Charakter »naturel« und »objectif« seines eigenen Projekts gegenüber, das sich in die hegemonialen Projekte der philologischen Tradition einschreibt. Indem sich Picard für eine philologische Tradition »patient[e] et modeste« (Picard 1965: 69) ausspricht, stellt er sich gegen »une entreprise de destruction de la littérature comme réalité originale« (»ein Unternehmen, das die Literatur als ursprüngliche Wirklichkeit zerstört«, Picard 1965: 122) – die *Nouvelle Critique*, als dessen Anführer er Barthes identifiziert. Die philologische Tradition, die Picard durch Barthes' *Nouvelle critique* bedroht sieht, versucht der »spécificité de la littérature«<sup>304</sup> gerecht zu werden und interessiert sich v.a. für »la technique dramatique [...] la psychologie théâtrale, [...] le cadre littéraire qui définit chacune des tragédies«<sup>305</sup> (Picard 1965: 117). Jedes hegemoniale Projekt – auch die philologischen Ansätze – konstituiert sich durch die Kombination disparater Elemente. Gerade daran, dass Picard die Elemente von Barthes' »mélange« aufzählt – linguistische Instrumente („Strukturalismus“), marxistische, psychoanalytische und linguistische Tendenzen, die (linke) politische Ideologie, die avantgardistischen Ästhetiken der Zeit wie den *Nouveau Roman* – zeigt sich somit der hegemoniale Erfolg von Barthes und seinen Mitstreitern. Indem Picard Barthes vorwirft, sich nicht an die „Spezifität“ einer Disziplin zu halten, äußern sich die Schwierigkeiten der „Humanisten“, der prophetischen Hegemonie, die

---

<sup>303</sup> »sich strukturalistisch gibt«

<sup>304</sup> »Spezifität der Literatur«

<sup>305</sup> »die dramatische Technik [...], die theatrale Psychologie [...], den literarischen Rahmen, der jede dieser Tragödien definiert«

sich unter dem Banner des „Neuen“, des „Modernen“ und des „Bruchs“ präsentiert, zu begegnen.

Barthes' Antwort zeigt, wie sich Barthes die Position des imaginären anderen Picards aneignet und Picard sogleich in die anderen Regionen seines eigenen hegemonialen System von Differenzen einbaut.

Ce qui est notable, dans cette opération [gemeint ist der Angriff Picards, JA], ce n'est pas tellement qu'elle oppose l'ancien et le nouveau, c'est qu'elle frappe d'interdit, par une réaction nue, une certaine parole autour du livre : ce qui n'est pas toléré, c'est que le langage puisse parler du langage. La parole dédoublée fait l'objet d'une vigilance spéciale de la part des institutions, qui la maintiennent ordinairement sous un code étroit : dans l'Etat littéraire, la critique doit être aussi « tenue » qu'une police : libérer l'une serait aussi « dangereux » que de populariser l'autre : ce serait mettre en cause le pouvoir du pouvoir, le langage du langage. Faire une seconde écriture avec la première écriture de l'œuvre, c'est en effet ouvrir la voie des relais imprévisibles, le jeu infini des glaces, et c'est cette échappée qui est suspecte. Tant que la critique a eu pour fonction traditionnelle de juger, elle ne pouvait être que conformiste, c'est-à-dire conforme aux intérêts des juges. [...] Ce que l'on reproche aujourd'hui à la nouvelle critique, ce n'est pas tant d'être « nouvelle », c'est d'être pleinement une « critique », c'est de redistribuer les rôles de l'auteur et du commentateur et d'attenter par là à l'ordre des langages.<sup>306</sup> (Barthes 1994a: 19)

Barthes lässt sich von Picard interpellieren, indem er ihn als einen Repräsentanten der „Institution“ und der „Macht“ begreift, als einen „Richter“ oder eine intellektuelle „Polizei“, die die Ordnung des „literarischen Staats“ wiederherstellen soll. Barthes' Verteidigungsstrategie ist die eines typischen „oppositionellen Subjekts“, das seine Position durch den notwendig zum Scheitern verurteilten Versuch definiert, „gegen“ den Großen Anderen („Institution“, „Macht“, „Tradition“) und seine imaginären Repräsentanten (Picard) zu sprechen. Picards nicht weniger unmöglicher Versuch, an der Stelle des Großen Anderen des intellektuellen Diskurses zu sprechen, wird von der spezifischen Struktur des humanistischen Diskurses gestützt, die schon im Zusammenhang mit Derridas Dekonstruktion der Husserl'schen Phänomenologie beobachtet werden konnte. So beruht der intellektuelle

---

<sup>306</sup> »Was bemerkenswert in dieser Operation ist, ist nicht so sehr, dass sie das Alte und das Neue gegenüberstellt, sondern dass sie durch eine nackte Reaktion eine gewisse Parole um das Buch herum schlägt. Was nicht toleriert wird ist, dass die Sprach von sich selbst sprechen kann. Die verdoppelte Parole ist das Objekt spezieller Aufmerksamkeit durch die Institutionen, die sie normalerweise unter einem strikten Code verschlossen halten: im literarischen Staat ist die Kritik genauso »angezogen« wie die Polizei. Die eine befreien wäre genauso »gefährlich« wie die andere zu popularisieren. Man würde die Macht der Macht, die Sprache der Sprache in Frage stellen. Eine zweite *écriture* mit der ersten *écriture* zu machen öffnet den Weg unabsehbarer Geschehnisse, das unendliche Spiegelspiel. Und es ist diese Perspektive, die suspekt ist. Solange die literaturwissenschaftliche Kritik die Funktion hatte, zu urteilen, konnte sie nur konformistisch sein, d.h. den Interessen der Richter konform sein. [...] Was man heute der neuen Kritik vorwirft ist nicht, dass sie »neu« ist,

Autoritätsanspruch Picards auf dem Versuch, die Position eines universal-transzendentalen Subjekts, das sich in dem enunziativen Nullpunkt des zentrierten humanistischen Diskursuniversums befindet, einzunehmen. Indem sich ein Produzent wie Picard an diesem transzendentalen Ursprung der humanistischen Szenographie – der auch der Ursprung des Großen Anderen des humanistischen Universums („Disziplin“, „Tradition“, „Institution“, „Staat“) ist – orientiert, kann sich Picard auf die »prudence« (»Umsicht«) seines Vorgehens, den »respect« vor der philologischen Tradition und die »défense« (»Verteidigung«) der universalen Werte der wissenschaftlichen Gemeinschaft berufen. Diese transzendental aufgehängte Subjektivität des Humanismus erlaubt ihren Diskursträgern, einen objektiven, von allen geteilten Sinn zu unterstellen, einen Konsens über die universalen Normen und Werte und eine zeitliche Ordnung anzunehmen, die den Ursprung der Geschichte an ihr objektives, übergreifendes Ziel bindet. Das humanistische Sprechen, die spezifischen Enunziationen und Sprechakte des Humanisten messen sich an diesem transzendental großen Anderen des humanistischen Diskurses, der es dem Humanisten erlaubt, sich in eine diskursive Ordnung einzufügen, wo jedes Element „seinen“ Platz hat, wo sich die funktionelle Bedeutung eines jeden Elements von dem originären transzendentalen Zentrum ableitet, das den Beziehungen zwischen den Produzenten, ihren Verortungen in Raum und Zeit, einen übergreifenden „Sinn“ verleiht.

Die humanistische Programmatik, die Picard gebraucht, um sich gegenüber Barthes zu positionieren, baut ein hierarchisiertes szenographisches Diskursuniversum auf, dessen Achsen auf den Origo-Punkt der Sprechinstanz zulaufen und von dort die zentrierte Welt des humanistischen Subjekts aufspannen. Das wissenschaftliche Subjekt spricht durch die Subjekt-Form universalen Wissens, durch das Subjekt (Althussers *Sujet*). Es identifiziert sich mit und orientiert sich an dem „großen Anderen“ übergreifender Wahrheit. Der humanistische Diskurs unterstellt das historisch-spezifische Subjekt einem transzendental-universalen SUBJEKT, an dessen Ursprünglichkeit es teilhat und von dem es letzte Sinnorientierungen bezieht. In diesem von dem Origo-Punkt des transzendental-universalen Subjekts ausgehenden Diskursuniversum haben alle Elemente der Welt „ihren“ Platz; die Welt wird von einem alles umfassenden Ursprung regiert, an der das historisch-spezifische Subjekt mehr oder minder teil hat. Bourdieu arbeitet hierbei die legitimatorische Funktion dieses Ursprungsdenkens für die symbolischen Produzenten heraus: »la théorie du retour à l’origine, à l’archè, par lequel le dernier venu s’assigne la tâche de dévoiler ce qui s’est donnée dans sa vérité au commencement : ce modèle de l’histoire de la philosophie comme révélation de la

---

sondern dass sie ganz und gar »Kritik« ist, dass sie die Rollen von Autor und Kommentator neu verteilt und dass sie von da aus die Sprachordnung trifft.«

vérité révélée fait du professeur de philosophie le gardien et l'interprète des textes sacrés, rôle souvent revendiqué aussi par des philologues«<sup>307</sup> (Bourdieu 1983a: 47).

Die diskursive Logik transzendentalen Sinns und universalen Subjektivität setzt sich auch in den spezifischen Repräsentationsdilemmata historischer Zeitlichkeit fort. Humanistische Produzenten wie Picard, Gusdorf und Dufrenne orientieren sich an den Geschichtsphilosophien des 19. Jahrhunderts, die das historische Geschehen als die Entfaltung einer allumfassenden Ordnung begreifen. „Abendländische“ bzw. „moderne“ Geschichte wird zu einem übergreifenden Prozess, dessen „Sinn“ in Ursprung bzw. Zielpunkt abendländischer bzw. „moderner“ Entwicklung aufgehängt ist. Der Sinn der Geschichte entfaltet sich gemäß einer ursprünglich gegebenen Ordnung bzw. einer letztendlich orientierungsgebenden Vernunft, die die historische Entwicklung als eine große erzählbare Einheit inszeniert: »La philosophie réalisée, accomplie, achevée, apparaît ainsi comme ce qui permet de penser [...] toutes les philosophies du passé, de les appréhender comme des options essentielles, fondées dans la nature même de l'esprit humain dont la philosophie critique peut *déduire* la possibilité«<sup>308</sup> (Bourdieu 1983a: 47). Diese „abendländischen“ Zeitlichkeitsrepräsentationen haben eine lange Tradition: Der universale Rationalismus der neokantischen Philosophie, von Brunschvicg oder Alain auf der einen Seite, die geschichtsphilosophische Unterscheidung von Tradition und Moderne (Durkheim, Mauss, Gurvitch) auf der anderen Seite zeugt von der Hegemonie der transzendental-kontinualistischen Formen des humanistischen Diskurses im akademischen Subfeld.

An der Barthes-Picard-Affäre lässt sich die hohe hegemoniale Bedeutung einiger weniger Produzenten in der Peripherie des akademischen Subfelds für den intellektuellen Diskurs des Zeit ablesen. Die Polemik Picards ist ein Hinweis darauf, dass die Produzenten des Felds, auch die akademisch etablierten, die symbolische Produktion Barthes' nicht mehr ignorieren können. Und es zeigt sich auch, welche polemischen Reaktionen die Versuche haben können, einen gegebenen legitimen Typ intellektueller Subjektivität gegen alternative Entwürfe durchzusetzen. So ist die Kontroverse zwischen Barthes und Picard mehr als der Konflikt zweier unterschiedlicher Persönlichkeiten. Es artikuliert sich ein Konflikt zwischen zwei intellektuellen Fraktionen des Felds und ihren verschiedenen Ökonomien, die sich durch teilweise gegensätzliche Produktionsstrategien und Erfolgskriterien auszeichnen. Während Picard für einen Produktionszusammenhang produziert, in dem langfristig geregelte, hierarchische Beziehungen (im Sinne von feudalen Meister-Schüler- oder bürokratischen

---

<sup>307</sup> »die Theorie der Rückkehr zum Ursprung, zur *archè*, durch den sich der Letztgekommene die Aufgabe zuweist, das, was sich am Anfang als Wahrheit gegeben hat, zu entschleiern: dieses Modell der Philosophiegeschichte als Entschleierung einer entschleierten Wahrheit macht aus dem Philosophieprofessor den Wächter und Interpreten heiliger Texte, eine Rolle, die oft auch von den Philologen eingefordert wird.«

<sup>308</sup> »Die realisierte und vollendete Philosophie erscheint daher als das, was [...] alle Philosophien der Vergangenheit zu denken erlaubt, als das, was es erlaubt, sie als wesentliche Optionen zu begreifen, die in der Natur des menschlichen Geists selbst, von dem die kritische Philosophie die Möglichkeit *ableiten* kann, fundiert

Vorgesetzte-Untergebene-Beziehungen) vorherrschen, bewegt sich Barthes in einer Welt rasch wechselnder Marktverhältnisse und „ephemer-taktischer“ Produzentenbeziehungen. Diese Differenz zwischen unterschiedlichen Produktions- und Reproduktionsverhältnissen wird durch die Umstellung auf eine antagonistische Diskursstruktur symbolisch wirksam gemacht.

In der Affäre Barthes-Picard wird dieser Antagonismus im Sinne wechselseitig „solidarischer“, von sich jeweils gegenseitig definierenden und stabilisierenden Subjektivitäten organisiert. So werden die „marginal-subversiven“ Subjekt-Positionen der FMS-Bewegung durch die Abgrenzung von den „akademisch-etablierten“ Produzenten stabilisiert. Die Solidarität dieser Struktur impliziert aber auch, dass der „marginal-subversive“ Diskurs der Zeit das akademische System nie wirklich ernsthaft herausfordert. Auch wenn sich die große Mehrheit der neuen und sogar viele der etablierten Produzenten in dieser Zeit „oppositionelle“ Subjekt-Positionen des Diskurses aneignen, setzt diese Subjektivität die Dominanz eines „akademisch-etablierten“ Gegenparts voraus. Weder die intellektuelle Opposition – die FMS-Bewegung – noch die politische Opposition – die Studenten – kann sich aus diesem diskursiven Dilemma befreien, und statt eines dauerhaften Umsturzes der Verhältnisse des akademischen und politischen Felds werden die politischen und intellektuellen Ereignisse der Zeit bald als das „Scheitern“ der Revolution kodiert. Doch besteht die Illusion der „Opposition“ nicht in dem Glauben, den Antagonismus „siegreich“ beenden zu können, an einen Sieg über die „Macht“, die „Tradition“, die „Institution“, ohne die eigenen imaginären Positionierungen zu überprüfen? Sicher wird ab Mitte der siebziger Jahre das Ende der FMS-Prophetie in den massenmedialen Organen inszeniert. Liberale Humanisten wie Paul Ricœur und Raymond Aron erleben nun eine Wiederkehr, und eine „respektable“, „seriöse“ Philosophie, die als sinngebend für Fragen der Moral und Ethik definiert wird, findet zu ihrer dominanten Stellung zurück. Aber fällt der Effekt des „Scheiterns“ nicht v.a. deshalb so massiv aus, weil sich die oppositionellen Subjekte nicht aus überholten imaginären Strukturen lösen, aus dem solidarischen Verhältnis mit ihrem humanistischen anderen?

Doch kann überhaupt von einem „Scheitern“ der oppositionellen Bewegungen der Zeit gesprochen werden? Viel spricht für ihren Erfolg: Sind ausgehend von den strukturalistischen, psychoanalytischen, sozialwissenschaftlichen Impulsen der Propheten nicht unzählige neue Forschungsgebiete etabliert worden? Haben die französischen Universitäten mit dem Hochschulrahmengesetz vom November 1968 nicht dauerhaft höhere Autonomie gewonnen? Ist die Herrschaft der Sorbonne-Mandarine und der klassischen Disziplinen nicht vielerorts gebrochen worden? Und haben französische Intellektuelle nicht gerade im Ausland einen enormen Prestigegewinn erlebt? Wie auch immer, das „Scheitern“ dieser Bewegungen ist von

---

sind.«

Anfang an in ihre diskursive Struktur eingeschrieben, und die Frage, die sich stellt, ist nicht, ob die eine schließlich über die andere Fraktion gesiegt hat, sondern ob der diskursive Antagonismus insgesamt aufgehoben wurde.

Doch gibt es keinen Zweifel darüber, dass die hegemonialen Projekte der Propheten heute wie die überdimensionalen Saurierknochen eines längst vergangenen Zeitalters zu einem abgeschlossenen Kapitel der Geschichte französischer Intellektueller gehören. Mit dem Beginn der nachmodernistischen, neoliberalen Ära des intellektuellen Diskurses in Frankreich veralten ihre Projekte und der spätmodernistische Intellektuelle, der sich theoretisch, ästhetisch und politisch zugleich positioniert, verschwindet. Aber gegen wen haben die Propheten „verloren“? Nicht gegen die Humanisten, die zwar von hoher imaginärer Bedeutung für den Diskurs der Zeit waren, aber sich kaum als reale Bewegung konstituieren – auch nicht nachdem sie von ihren neoliberalen Nachfolgern posthum zu den Siegern erklärt werden. Ende der siebziger Jahren wird der Antagonismus von Propheten und Humanisten, der den modernistischen und spätmodernistischen Pontifikaten zu Grunde gelegen hatte, von einem neuen antagonistischen Gegensatz abgelöst, und zwar von dem normalwissenschaftlicher Forscher, akademischer Arbeiter und Pädagogen der Massenuniversitäten einerseits und feuilletonistischer Essayisten, telegener Journalisten und technokratischer Experten andererseits. In dieser Situation, in der ästhetisch-hochkulturelles Kapital für die intellektuellen Produzenten nur noch geringe Bedeutung aufweist und die normalwissenschaftliche Verfassung des akademischen Subfelds wieder hergestellt ist, wirken die grandiosen Theorieprojekte der sechziger Jahre wie Überreste aus einer anderen Zeit. Um sich in der neoliberalen Ära als politische, intellektuelle und ästhetische Opposition zu positionieren, kommen die intellektuellen Produzenten nicht umhin, hegemoniale Projekte zu artikulieren, die dieser neuen Situation gerecht werden.

## 6 Zusammenfassung und Ausblick: *Sciences humaines*, (French) Theory und die „Globalisierung“ der intellektuellen Debatte

Der diskursanalytische Zugang, der in dieser Arbeit verhandelt wurde, verbindet Pierre Bourdieus Feldtheorie symbolischer Produktion mit den theoretischen Strömungen und Tendenzen der „französischen Schule der Diskursanalyse“. Anhand des hegemonialen Erfolgs der „Propheten“ – der intellektuellen Theoretiker, die wie Lacan, Althusser und Foucault in den sechziger und siebziger Jahren am Aufschwung der *sciences humaines* (Linguistik, Anthropologie, Psychoanalyse, Soziologie) teilhaben – wurde das Problem der diskursiven Artikulation von symbolischem Produkt und Feld, von öffentlichem Ereignis und institutioneller Struktur betrachtet. Im Mittelpunkt der Betrachtungen stand die Frage, wie intellektuelle Diskurse produziert und rezipiert werden, von welchen institutionellen Konfigurationen der intellektuellen Diskurs organisiert wird, auf welche Weise sich die Produzenten den intellektuellen Diskurs aneignen und in das intellektuelle Feld eintreten.

Am Beispiel des französischen *sciences humaines*-Diskurses der sechziger und siebziger Jahre wurde gezeigt, wie sich die symbolischen Produzenten im intellektuellen Feld der Zeit positionieren und fraktionieren. Während die „liberal-humanistischen“ Diskursträger der etablierten Geisteswissenschaften sich als Verteidiger einer abendländischen Tradition universaler Werte verstehen, positionieren sich die Propheten als „marginal-subversive“ Subjekte, die sich durch einen relativen Mangel administrativ-institutioneller Macht definieren und sich in einen diskontinuierlichen („modernistischen“) Geschichtsnarrativ einschreiben. Die Positionierung an der institutionellen „Peripherie“ des akademischen Subfelds (*Ecole Pratique des Hautes Etudes*, *Collège de France*, *Université de Vincennes*), die heterodoxe Rhetorik und das markante öffentliche Profil charakterisieren das spezifische intellektuelle Charisma dieser „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Theorie-Propheten, die das szientifische Wissenschaftsverständnis der *sciences humaines* mit einem visionären intellektuellen Orientierungsanspruch kombinieren.

Der hegemoniale Erfolg der Propheten beruht in erster Linie auf dem umfassenden Orientierungsbedarf vieler Produzenten des intellektuellen Felds, die angesichts der Austrocknung des ästhetisch-hochkulturellen Subfelds, der spektakulären Wachstumskrise des theoretisch-akademischen Subfelds und der zunehmenden Bedeutung des medial-journalistischen Subfelds zu umfassenden Neuausrichtungen und Umpositionierungen gezwungen werden. Infolge der geänderten Konstellationen zwischen und innerhalb der Subfelder setzt ein Boom v.a. der „modernen“, noch traditionslosen Forschungsdisziplinen im akademischen Subfeld ein, das die verbleibenden freischaffenden *hommes de lettres* und Autodidakten des intellektuellen Felds aufsaugt, in großem Stil jungen akademischen Nachwuchs rekrutiert und eine enorme Zahl von Studierenden anzieht. Als Konsequenz

werden die pädagogischen Beziehungen, normalwissenschaftlichen Traditionen und etablierten Hierarchien für einige Jahre geschwächt oder außer Kraft gesetzt, und zwar gerade im etablierten „Zentrum“, in den „akademischen“ Institutionen wie der *Université de Paris* („*Sorbonne*“) und den Fakultäten der Provinz. Dieser Strukturwandel intellektueller Öffentlichkeit schlägt sich in einer ungewöhnlichen Effervescenz intellektueller Großtheorien nieder, die sich an dem Erfolg neuer Verlage (*Seuil* und *Minuit*) und Zeitschriften (*Tel Quel*) ebenso ablesen lässt wie an der großen öffentlichen Wirkung bestimmter theoretischer Produzenten. Besonders eine kleine Gruppe unterschiedlicher, in der Peripherie positionierter Produzenten mit unumstrittener akademischer Legitimität – darunter viele (Ex-)Philosophen der *École Normale Supérieure (Rue d’Ulm)* – weiß die Chancen, die sich in dieser Situation für die hegemoniale Praxis ergeben, zu nutzen. Indem sie die symbolischen Ökonomien des akademisch-theoretischen, des ästhetisch-hochkulturellen und des medial-journalistischen Subfelds mit spezifischen intellektuellen Großprojekten kurzschließen, können sie hohe symbolische Profite akkumulieren – nicht nur in den boomenden Disziplinen der *sciences humaines*, sondern auch in den breiten intellektuellen und kulturellen Öffentlichkeiten Frankreichs.

Ein feldtheoretischer Zugang, der die Struktur des Felds zu repräsentieren sucht, ohne die Dimension der Enunziation zu reflektieren, erweist sich für die diskursanalytische Untersuchung als problematisch, muss er die Artikulation von Feld und symbolischem Produkt doch reduktionistisch begreifen. Die vorgestellte struktural-pragmatische Diskurstheorie sollte genau diesem Problem begegnen: Wenn der Diskurs eine kontingente artikulatorische Praxis darstellt, die mit jedem diskursiven Ereignis etwas notwendig Neues in das Feld einführt, dann kann der symbolische Produzent und sein Produkt nicht mehr auf dessen „objektive“ soziale Position im Feld zurückgeführt werden. Die Positionen im Feld müssen vielmehr als das heterogene und instabile Produkt hegemonialer Praktiken gesehen werden, die durch die kontingente Verknüpfung disparater Elemente den Feldraum immer wieder in „eigene“ und „andere“ Regionen aufteilen. Die Subjekt-Positionen, die sich die Produzenten in diesem hegemonialisierten Raum aneignen können, erfordern einen komplexen Prozess der diskursiven Positionierung, der enunziativen Artikulation und der szenographischen Verortung, den es diskursanalytisch zu untersuchen gilt.

Die struktural-pragmatische Diskursanalyse unterstreicht die Bedeutung des Kontexts, die räumlichen Orte und zeitlichen Situationen, in denen der intellektuelle Diskurs entsteht. Die Kontextualität des Diskurses impliziert dabei keinerlei Annahmen über einen objektiven sozialen Hinter- oder Untergrund („Gesellschaft“), ein stabiles, sedimentiertes und intersubjektiv geteiltes Vorwissen („Kultur“), eine übergreifende historische, kulturelle, intersubjektive Ordnung („Sinn“), aus der das einzelne Diskursereignis seine Bedeutung beziehen muss. Wenn, wie Dominique Maingueneau bemerkt, »les opérations par lesquelles

le discours développe ses contenus et le mode d'organisation *institutionnel*»<sup>309</sup> (1995: 40) nicht zu trennen sind, befindet sich der (gesellschaftliche, historische, kulturelle) Kontext nicht außerhalb des Diskurses. Der Ort und die Situation des Diskurses bezeichnet grundsätzlich den *je spezifischen, pertinenten bzw. szenographischen* Kontext, ohne den sich die diskursive Wirkung der Enunziation nicht entfalten kann. Der Kontext ist eine durch und durch instabile Angelegenheit, die nur mit Blick auf den singulären enunziativen Akt bestimmt werden kann. Der Kontext „drückt“ den Akt nicht „aus“; vielmehr sucht sich der Akt „seinen“ Kontext. Für die struktural-pragmatische Diskursanalyse sind Texte weder reduktionistisch „in“ ihren psychologisch-gesellschaftlich-historischen Kontext zu setzen, noch sind sie textualistisch als geschlossene Container immanenten, kontextunabhängigen Sinns zu betrachten.

Für die diskursanalytische Betrachtung ist „Gesellschaft“ keine gegebene Objektivität, die sich im Diskurs ausdrückt. Dies unterstellt nicht, dass Gesellschaft als bloße „Fiktion“ existiert. Die struktural-pragmatische Frage ist nicht, ob es die Gesellschaft (bzw. Feld, Sozialstruktur, Institution) „gibt“, sondern, wie das spezifische Diskursereignis die Beziehungen zwischen den Positionen und Elementen eines Systems von Differenzen artikuliert, wobei jedes Ereignis einen spezifischen Kontext voraussetzt. Der Diskurs wird nicht „in“ einer „Gesellschaft“ produziert; die „Gesellschaft“ muss vielmehr als ein Effekt des Diskurses begriffen werden. Indem die struktural-pragmatische Diskursanalyse den Diskurs von der Enunziation, dem Gebrauch bzw. dem Ereignis aus betrachtet, wird der Effekt innerer, gesellschaftlicher, kultureller Einheit auf die spezifischen diskursiven Ereignisse zurückgeführt, die ein System von Differenzen vorläufig vernähen. Durch die Aneignung des Diskurses wird der Produzent zu einem „freien bzw. sprechenden Subjekt“ und tritt in eine vorläufig vernähte Struktur („Gesellschaft“) ein. In der struktural-pragmatischen Perspektive muss Gesellschaft in ihrer diskursiven Temporalität gedacht werden. Der Diskurs setzt keine „objektive“, sedimentierte Struktur voraus, sondern entsteht aus der kontingenten Produktion von etwas Neuem. „Gesellschaft“ mag also existieren; mit jedem diskursiven Ereignis muss sie jedoch auf je spezifische Weise angeeignet werden.

Nicht nur für Bourdieus Feldtheorie, auch für andere sozialwissenschaftliche Theoriezugänge ergeben sich aus der Umstellung auf die Temporalität und Kontingenz der Enunziation Konsequenzen: So müssen theoretische Vorbegriffe ausgeschaltet werden, die wie „Gesellschaft“, „Kultur“ oder „Sinn“ die Existenz einer vorgängigen Objektivität unterstellen. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie über diskursive bzw. soziale Praktiken die Positionen und Elementen des Diskurses als beschränkt objektive Systeme von Differenzen artikuliert werden, wie über die kontingente Artikulation von Ereignis und Struktur die

---

<sup>309</sup> »die Operationen, durch die der Diskurs seine institutionellen Inhalte und seinen institutionellen Organisationsmodus entwickelt«

(notwendige) Illusion von gesellschaftlicher, kultureller bzw. subjektiver „Einheit“ entsteht. Es gilt, diese „Einheit“ wieder diskursanalytisch aufzutrennen und den paradoxen Rest, den konstitutiven Überschuss und den nicht vernähten Überschuss, den die irreduzible Kontingenz des Diskurses mit sich bringt, herauszuarbeiten. Die struktural-pragmatische Theorie der irreduziblen Kontingenz des Diskurses steht objektivistischen Theorielogiken kritisch gegenüber, ohne mit der Annahme eines „freien Subjekts“ oder mit einem voluntaristischen Handlungsbegriff zu arbeiten. Die Kontingenz des Diskurses bezeichnet gerade nicht die „Freiheit“ des Individuums, diese Handlung zu verfolgen oder jenen Sinn zu deuten. Unter der Kontingenz des Diskurses ist im Gegenteil die Unkontrollierbarkeit des Ereignisses zu verstehen, das sich subjektiven wie objektiven Sinngebungsinstanzen notwendig entzieht. Doch ist die irreduzible Kontingenz des Diskurses nicht mit „Beliebigkeit“ oder „Regellosigkeit“ gleichzusetzen; die Betonung der irreduziblen Kontingenz des Diskurses unterstreicht vielmehr die Unmöglichkeit, den Diskurs als das Produkt eines transzendentalen Codes bzw. einer übergreifenden Grammatik zu begreifen. Um die diskursive Artikulation diskursanalytisch zu untersuchen, müssen die pragmatischen Regeln reflektiert werden, die die Produktion der Spezifität, Singularität und Heterogenität des Diskurses organisieren.

Was ist mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Ende der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie von den Theorie-Propheten geblieben? Eine außerordentliche Präsenz ihrer Produkte im akademischen Diskurs, zumindest jenseits der französischen Grenzen! Ende der siebziger Jahre setzen sie ihren Siegeszug im „internationalen“ Diskurs der Geisteswissenschaften an – zunächst in den amerikanischen Literatur- und Kulturwissenschaften (*humanities*), dann auch in vielen Gebieten der Geschichtswissenschaften, der Sozialwissenschaften, der Philosophie, der Geographie, der Kunstgeschichte, der Musikwissenschaften und ganz besonders in den neuen aufstrebenden Feldern der Kulturstudien, der Kommunikations- und der Medienwissenschaften. Auch der diskursanalytischen Forschung haben die Propheten entscheidende Impulse gegeben, besonders die „Trias“ Foucault, Lacan und Althusser, deren Theorien für den diskursanalytischen Zugriff dieser Arbeit eine prominente Rolle spielen.

Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser andauernden Bedeutung der Propheten für das Verhältnis von (historischem) Objekt und (analytischer) Methode? Fungieren die Propheten nicht zugleich als wissenssoziologischer Untersuchungsgegenstand und theoretisch-methodische Autorität? Geht es dieser Arbeit nicht um den Versuch einer diskursanalytischen Untersuchung von Produzenten mit deren eigenen theoretischen Mitteln? Eine solche These ist fragwürdig. Zum einen speist sich die struktural-pragmatische Diskursanalyse aus theoretischen Tendenzen, die sich wie die Pragmatik in Frankreich oder die poststrukturalistische Diskurstheorie Ernesto Laclaus erst nach dem Ende der theoretisch-neoavantgardistischen Hegemonie etablieren. Zum anderen ist der diskursive Status der

Propheten heute ein anderer: Zwischen dem zeitgenössischen *sciences humaines*-Diskurs in Frankreich und dem aktuellen „internationalen“ Diskurs der Geisteswissenschaften, in dem die Rezeption der Propheten eine so wichtige Rolle spielt („*Theory*“), liegen Welten.

Im heutigen „internationalen“ akademischen Diskurs sind die Theorien der französischen Avantgarde-Theoretiker keine marginale Angelegenheit mehr; die Propheten haben heute einen kanonischen Status, und *Theory* ist die *doxa* der Geisteswissenschaften – zunächst in den USA und nun auch in Deutschland. Dieser umfassende Erfolg im akademischen Subfeld blieb (und bleibt) den Propheten im französischen Kontext versagt, und es ist dieser grundsätzliche Unterschied des diskursiven Kontexts, der den überbrückbaren Bruch zwischen dem Foucault, dem Lacan und dem Althusser der *sciences humaines*-Konjunktur und dem Foucault, dem Lacan und dem Althusser des „internationalen“ *Theory*-Diskurses begründet. Es gibt weitere Unterschiede, die es nahe legen, zwischen den „französischen“ und den „internationalen“ Foucaults, Lacans und Althusser zu differenzieren. Sicher geht sowohl der *sciences humaines*-Diskurs in Frankreich als auch der *Theory*-Diskurs in den USA mit der Artikulation neuer Antagonismen, Hegemonien und Fraktionierungen im akademischen Feld, mit strukturellen Repositionierungen der Produzenten und mit einem tiefgreifenden Umbruch der Verhältnisse zwischen und innerhalb der Subfelder einher. Die *Theory*-Konjunktur findet indes in einem Feld statt, das sich von der Situation in Frankreich unterscheidet. Während sich die FMS-Produzenten in Frankreich an der Peripherie oder außerhalb des Universitätssystems befinden, werden ihre Produkte im amerikanischen Kontext von den Zentren aus – den Eliteuniversitäten wie Yale, Columbia oder Berkeley – in den intellektuellen Diskurs eingespeist. Während der Diskurs der *sciences humaines* in Frankreich ein Phänomen ist, das alle Subfelder überkreuzt und auch z.T. im medial-journalistischen Subfeld stattfindet, ist *Theory* eine exklusiv akademische Angelegenheit. Und während sich die Konjunktur des *sciences humaines*-Diskurses in Frankreich vor dem Hintergrund einer außer Kontrolle geratenden Ausweitung akademischer Positionen entwickelt, entsteht der *Theory*-Diskurs in den USA vor dem Hintergrund einer desaströsen akademischen Arbeitsmarktlage. Als wichtigstes Ergebnis müssen jedoch die unterschiedlichen Entwicklungspfade der akademischen Subfelder in Frankreich und USA festgehalten werden: Während die bürokratisch-pädagogische Ordnung des akademischen Subfelds in Frankreich nach einigen Jahren der Krise wieder hergestellt ist, erlebt das akademische Subfeld in den USA eine grundlegende Transformation. Die nach-Humboldt'sche Produktions- und Reproduktionslogik, die sich im amerikanischen akademischen Feld seit den siebziger Jahren durchsetzt, stützt sich nicht mehr auf die langfristigen Abhängigkeiten, eingelebten Loyalitäten und personalen Pädagogiken, auf die bürokratisch-paternalen Reproduktions- und Rekrutierungslogiken, wie sie sich etwa in dem Phänomen der akademischen „*écuries*“ (bzw. den deutschen „Ställen“) ausdrücken. In der

nach-Humboldt'schen Universität beginnen symbolische Güter und Produzenten auf Märkten zu zirkulieren, in denen, um eine bekannte Passage zu bemühen, »[a]lles Ständische und Stehende verdampft.« In der nach-Humboldt'schen Universität löst sich das geisteswissenschaftliche Diskursuniversum, in dem jeder Produzenten, jedes Element und jede Position noch „ihren“ funktionellen Platz haben, auf. »Alle fest eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können.« (Marx und Engels 1990: 465).

Vor dem Hintergrund der großen Unterschiede zwischen den intellektuellen Feldern in den USA und Frankreich kann es nicht überraschen, dass sich (*French*) *Theory*- und *sciences humaines*-Diskurs mit Blick auf ihre szenographische Dimension deutlich unterscheiden. Zwar zeichnen sich beide Diskurse durch heterodoxe Rhetoriken aus, durch die sich die Produzenten tendenziell als „marginal-subversive“ Subjekte positionieren; doch fällt die Positionierung in den jeweiligen (kultur-)historischen Zeitlichkeiten sehr unterschiedlich aus: Während die neoavantgardistischen Subjekte des *sciences humaines*-Diskurses sich in eine modernistische Zeitlichkeit einschreiben, positionieren sich die Subjekte des *Theory*-Diskurses in einer postmodernen Zeitlichkeit, die sich durch die Inszenierung eines Bruchs mit dem Modernismus auszeichnet. *Theory* wird zu einem wichtigen Symptom für das neue Repräsentationsregime des Postmodernismus, das sich ab Anfang der siebziger Jahre im Bereich von Hoch- und Massenkultur (man denke an Architektur und die sog. *Pop Art*-Bewegung) und im akademischen Feld etabliert. So läutet *Theory* – mit seinen beiden Strömungen von *High Theory* (bestimmte Theorien des *humanities*-Diskurses v.a. Dekonstruktion und „kontinentale“ Philosophien) und *Low Theory* (*Cultural, Postcolonial, Gay and Lesbian Studies, New Historicism*) – eine nachgeisteswissenschaftliche Ära ein. Die Bedeutung der Theorien Derridas, Foucaults, Lacans usw. kann für diesen Umbruch kaum überschätzt werden, trägt ihre Rezeption doch dazu bei, das axiologisch-humanistische Selbstverständnis der traditionellen Literaturwissenschaften zu überwinden, die Theoretisierung des geisteswissenschaftlichen Diskurses einzuleiten und viele interdisziplinäre Forschungszusammenhänge zu begründen. In den achtziger Jahren beginnt sich dieses nachgeisteswissenschaftliche Diskursmodell in vielen geisteswissenschaftlichen Forschungskontexten zu etablieren.

Angesichts der zunehmenden internationalen Bedeutung von *Theory* soll anhand von drei Tendenzen das neue nachgeisteswissenschaftliche Diskursregime skizziert werden, das sich heute als internationales Leitmodell für den intellektuellen Diskurs durchzusetzen scheint:

- 1) *Entdisziplinierung und Redifferenzierung*. Während disziplinär gewachsene Grenzen an Bedeutung verlieren, setzt sich eine neue transdisziplinäre Arbeitsteilung durch. In

den einzelnen Disziplinen entstehen im Zuge dieser „Entdisziplinierung“ des geisteswissenschaftlichen Diskurses zunächst theoretische „Brückenköpfe“ – Cluster von Theoriespezialisten, die weniger mit Vertretern der eigenen als mit den theoretisch informierten Vertretern anderer Disziplinen kommunizieren. Analog zur Ausdifferenzierung von *High* und *Low Theory* bilden sich zwei komplementäre Produktionsstrategien aus: zum einen die der „Theoretiker“ – die Produzenten der symbolisch-theoretischen „Währungen“ des intellektuellen Diskurses –, deren Produkte scheinbar widerstandslos jede disziplinäre Grenze überwinden und in die verschiedensten Forschungskontexte eindringen; zum anderen die der „Normalwissenschaftler“ (vgl. Kuhn 1969), die sich an den aktuellen Forschungstrends orientieren und spezialisierte Öffentlichkeiten bedienen.

- 2) *Von scholarship-Respektabilität zu cutting edge-Rhetorik.* In der nachgeisteswissenschaftlichen Wissensökonomie gilt eine neue Rhetorik akademischer Legitimität. Die höchsten symbolischen Profite erzielen nun nicht mehr in Jahrzehnten akkumulierte Forschungsarbeiten zu einem gegebenen Thema; der Zeitpunkt, zu dem das symbolische Produkt auf dem Markt symbolischer Güter platziert wird, gewinnt entscheidenden Einfluss auf den symbolischen Erfolg: Weniger als „Ehrwürdigkeit“ und „Respektabilität“ sind nun „Aktualität“ und „Innovation“ gefragt. So zeichnet sich für Bill Readings (1996) der nachgeisteswissenschaftliche Diskurs durch eine „Rhetorik der Exzellenz“ aus, nach der es für den symbolischen Produzenten „entferentialisierte“, in beliebigen akademischen Kontexten einsetz- und zirkulierbare Legitimität zu erwerben gilt. Der Große Andere des akademischen Diskurses hat gewechselt: „Tradition“ und „Geschichte“ des Fachs, die „Vernunft“ und „Werte“ der Forschergemeinschaft haben an symbolischer Effizienz verloren; die „neuen Trends“ zu erspüren, an der „vordersten Front“ der Forschung zu arbeiten und zu einem „Star“ mit interdisziplinärem Fanpublikum zu werden, das ist, was das abstrakte nachgeisteswissenschaftliche Diskursregime von den Produzenten verlangt.
- 3) *Autonomisierung oder Marginalisierung?* Der nachgeisteswissenschaftliche Diskurs beruft sich nicht mehr auf die „kulturellen Aufgaben“, für die ein untergegangener Nationalstaat die Geisteswissenschaften einst ins Leben rief (vgl. Readings 1996); die „abendländischen Werte“, zu denen die Geisteswissenschaften die nationalen Subjekte anleiten sollte, machen im nachgeisteswissenschaftlichen Diskurs, der sich als ein „globaler“ definiert, keinen Sinn mehr: Der marginal-subversive Gestus triumphiert über das staatstragend-pädagogische Selbstverständnis – ein „Triumph“, der – je nach Perspektive – entweder die vollständige Marginalität der nachgeisteswissenschaftlichen Produzenten (die „Irrelevanz“ für staatliches Handeln und mediale Öffentlichkeit) oder ihre mühsam errungene Autonomie (die

„Emanzipierung“ gegenüber staatlichem Einfluss und medialer Dominanz) anzeigt. Doch sind Autonomisierung und Marginalisierung keine Tendenzen, die sich gegenseitig ausschließen. Im Gegenteil, die Autonomie und Marginalität akademischer Subjekt-Positionen kann sich gegenseitig bedingen und verstärken.

Aber ist dieser nachgeisteswissenschaftliche Diskurs, der in den siebziger Jahren in Nordamerika entsteht, sich dann auf die amerikanischen Satelliten (Großbritannien, Australien) ausdehnt und nun immer mehr Brückenköpfe gerade in der „Peripherie“ erobert, wirklich „international“? Auch wenn der „internationale“ Diskurs heute vielerorts so dominant erscheint, deutet nichts auf ein Verschwinden der „nationalen“ geisteswissenschaftlichen Diskursregime hin. Und dies ist nicht in erster Line auf sprachliche Grenzen zurückzuführen. Zumindest der Fall des intellektuellen Felds in Frankreich legt nahe, dass „nationale“ Diskursregime nicht zwangsläufig den Pfad des „internationalen“ Modells einschlagen. Angesichts des Fortbestands „nationaler“ Diskursregime wäre vermutlich nichts irreführender als die These einer „Internationalisierung“ der Geisteswissenschaften, die den konstitutiven Bruch ausblendet, der zwischen „internationalem“ Diskurs und „nationalem“ Diskurs herrscht. Signalisiert nicht schon der Export französischer Theorien in die amerikanischen („internationalen“) *humanities* die Entstehung eines globalen intellektuellen Diskurses, in dem ein „internationales“ Diskursregime mit „nationalen“ Diskursregimen auf eigenartige Weise koexistiert? Mit dem „internationalen“ Erfolg der französischen Theorie-Propheten scheint sich jedenfalls ein intellektuelles Paradigma zu etablieren, dessen „internationaler“ Theoriestil scheinbar widerstandslos alle Grenzen und Traditionen überwindet. Doch gleichzeitig existieren bestimmte „nationale“ Diskursregime fort, die sich in den spezifischen Gebrauchsmustern und Aneignungen der internationalen Theoriewährungen äußern.

Dieser Bruch zwischen zwei heterogenen, sich mehr oder minder überlappenden Diskursregimen – mit ihren unterschiedlichen, oft gegensätzlichen diskursiven Positionierungen, enunziativen Subjektivitäten und szenographischen Situationen – ist in den peripheren Regionen spürbarer als in den Zentren – ganz gleich ob in den Zentren des „internationalen“ Diskursregimes (USA) oder in den Zentren relativ „nationaler“ Diskursregime, wie sie in Frankreich oder Deutschland vorherrschen. Besonders in Frankreich zeigt sich die Bedeutung der Peripherie für die hegemonialen Praktiken des Diskurses; aber auch in Deutschland haben die peripheren, nichtetablierten Regionen des akademischen Felds oft eine besondere Rolle für die Durchsetzung neuer hegemonialer Diskurse gespielt. Aber wie sieht diese „Peripherie“ im „globalisierten“ intellektuellen Diskurs aus? Welche „peripheren“ Positionen bieten sich in einem Diskurs an, in dem das „nationale“ Diskursregime von einem „internationalen“ Diskurs eigentümlich durchzogen wird? Was kann als „Peripherie“ in einem Diskurs gelten, in dem sich verschiedene

„nationale“ und „internationale“ Räume auf komplexe Weise überschneiden? Es ist diese Überlagerung verschiedener Räume, die das „Neue“ von „Globalisierung“ auszumachen scheint und nach neuen diskursanalytischen Zugriffen verlangt.

## Literaturverzeichnis

- A.L. 1999. 'La solitude des chercheurs de fond. Ils ne savent plus à quel éditeur se vouer' *Le Nouvel Observateur*.
- Albrow, Martin (1997): *The Global Age. State and Society beyond Modernity*. Stanford: Stanford University Press.
- Althusser, Louis (1965): *Lire le Capital*. Paris: Quadrige/PUF.
- (1992): *L'avenir dure longtemps*. Paris: Stock/IMEC.
- (1993): *Écrits sur la psychanalyse: Freud et Lacan*. Paris: Stock/Imec.
- (1995a): *Écrits philosophiques et politiques. Tome II*. Paris: Stock/IMEC.
- (1995b[1969]): *Sur la reproduction*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Apel, Karl Otto (1976): „Das Problem der philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik.“ In: Bernulf Kanitschieder (Hrsg.): *Sprache und Erkenntnis: Festschrift für Gerhard Frey zum 60. Geburtstag*. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft der Universität Innsbruck, S. 55ff.
- Aristoteles (1998[Viertes Jahrhundert v.Chr.]): *Kategorien - Hermeneutik*. Hamburg: Meiner.
- Aron, Jean-Paul (1984): *Les Modernes*. Paris: Folio.
- Aron, Raymon (1983): *Mémoires. 50 ans de réflexion politique*. Paris: Julliard.
- Austin, John L. (1962): *How to Do Things with Words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955*. Oxford, New York: Oxford University Press.
- Authier-Revuz, Jacqueline (1982): „Hétérogénéité montrée et hétérogénéité constitutive : éléments pour une approche de l'autre dans le discours.“ *DRLAV* 26: 91-151.
- Bachelard, Gaston (1971): *Épistémologie*. Paris: PUF.
- Bahloul, Joelle (1991): „France-USA : ethnographie d'une migration intellectuelle.“ *Ethnologie française* 21: 49-55.
- Barthes, Roland (1957): *Mythologies*. Paris: Le Seuil.
- (1964): *Essais critiques*. Paris: Le Seuil.
- (1967): *Système de la mode*. Paris: Le Seuil.
- (1970): *S/Z*. Paris: Le Seuil.
- (1972[1953]): *Le degré zéro de l'écriture, suivi de Nouveaux essais critiques*. Paris: Le Seuil.
- (1977): *Fragments d'un discours amoureux*. Le Seuil: Paris.
- (1981): *Le Grain de la Voix*. Paris: Le Seuil.
- (1993[1965]): „Au nom de la "nouvelle critique". Roland Barthes répond à Raymond Picard.“ In: Eric Marty (Hrsg.): *Roland Barthes. Oeuvres complètes. Tome I 1942-1965*. Paris: Le Seuil, S. 1563-1565.
- (1994a[1966]): „Critique et vérité.“ In: Eric Marty (Hrsg.): *Roland Barthes. Œuvres complètes. Tome II. 1966-173*. Paris: Le Seuil, S. 17-51.
- (1994b[1971]): „De l'œuvre au texte.“ In: Eric Marty (Hrsg.): *Roland Barthes. Œuvres complètes. Tome II. 1966-173*. Paris: Le Seuil, S. 1211-1217.
- (1994c): „Ecrivains, intellectuels, professeurs.“ In: Eric Marty (Hrsg.): *Roland Barthes. Œuvres complètes. Tome II. 1966-173*. Paris: Le Seuil, S. 1194-1210.
- Baudrillard, Jean (1968): *Le Système des objets*. Paris: Gallimard.
- Baverez, Nicolas (1993): *Raymon Aron. Un moraliste au temps des idéologues*. Paris: Flammarion.
- Beauvoir, Simone de (1954): *Les Mandarins II*. Paris: Gallimard.
- Beck, Ulrich, Anthony Giddens und Scott Lash (1996): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Bennington, Geoffrey und Jacques Derrida (1993): *Jacques Derrida*. Chicago: University of Chicago Press.
- Benveniste, Émile (1966): *Problèmes de linguistique générale, 1*. Paris: Gallimard.
- (1974): *Problèmes de linguistique générale, 2*. Paris: Gallimard.
- Bessert-Nettelbeck, Joachim 1981. 'Zur Berufung von Hochschullehrern in der BRD und Frankreich'. Berlin.
- Blanché, Robert (1966): *Structures intellectuelles. Essai sur l'organisation systématique des concepts*. Paris: Vrin.
- Boschetti, Anna (1984): *L'impresa intellettuale. Sartre e "Les Temps modernes"*. Bari: Edizioni Dedalo.
- Boudon, Raymond (1980): „The Freudian-Marxian-Structuralist (FMS) movement in France: Variations on a Theme by Sherry Turkle.“ *The Tocqueville Review* 2: 5-24.
- Bourdieu, Pierre (1966): „Champ intellectuel et projet créateur.“ *Les Temps modernes* 246: 865-906.
- (1971a): „Genèse et structure du champ religieux.“ *Revue française de sociologie* 12: 294-334.
- (1971b): „Le marché des biens symboliques.“ *L'Année Sociologique* 22: 49-126.
- (1972): *Esquisse d'une théorie de la pratique: précédé de trois études d'ethnologie kabyle*. Genève: Droz.
- (1976): „Le champ scientifique.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 2-3: 88-104.
- (1979a): *Entwurf einer Theorie der Praxis - auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1979b): *La Distinction. Critique sociale du jugement*. Paris: Minuit.
- (1980): *Le sens pratique*. Paris: Minuit.
- (1981): „Epreuve scolaire et consécration sociale. Les classes préparatoires aux Grandes Ecoles.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 39: 3-70.
- (1982): *Ce que parler veut dire*. Paris: Fayard.
- (1983a): „Les sciences sociales et la philosophie.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 47-48: 45-52.
- (1983b): „Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital.“ In: Reinhard Kreckel (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt Sonderband 2*. Göttingen: Otto Schwartz, S. 183-198.
- (1984): *Homo Academicus*. Paris: Minuit.
- (1987): „Variants et invariants. Éléments pour une histoire structurale du champ des grandes écoles.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 70: 3-30.
- (1988): *L'ontologie politique de Martin Heidegger*. Paris: Minuit.
- (1989): *La Noblesse d'Etat. Grandes Écoles et esprit de corps*. Paris: Minuit.
- (1991): „Le Champ littéraire.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 89: 4-46.
- (1992): *Les Règles de l'Art. Genèse et structure du champ littéraire*. Paris: Le Seuil.
- (1994[1970]): „Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie.“ In: Pierre Bourdieu (Hrsg.): *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7-41.
- (1997): *Méditations pascaliennes*. Paris: Le Seuil.
- (1999): „Une révolution conservatrice dans l'édition.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 126: 3-28.
- Bourdieu, Pierre und Luc Boltanski (1975): „Le titre et le poste. Rapports entre le système de production et le système de reproduction.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 2: 95-107.
- Bourdieu, Pierre und Monique de Saint Martin (1987): „Agrégation et ségrégation.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 69: 2-50.

- Brøndal, Viggo (1943): *Essais de linguistique générale*. Copenhague: Einar Munksgaard.
- Bühler, Karl (1965[1934]): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Gustav Fischer.
- Bürger, Peter (1987[1974]): *Theorie der Avantgarde*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Calvet, Louis-Jean (1990): *Roland Barthes*. Paris: Flammarion.
- Carnap, Rudolf (1998[1928]): *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg: Felix Meiner.
- Certeau, Michel de (1990): *L'Invention du quotidien. 1. Arts de faire*. Paris: Gallimard.
- Cervoni, Jean (1987): *L'Énonciation*. Paris: PUF.
- Charle, Christophe (1975): „L'expansion et la crise de la production littéraire (2e moitié du 19e siècle).“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 4: 44-65.
- (1990): *Naissance des 'intellectuels'*. Paris: Minuit.
- Clark, T. (1971): „Le Patron et son cercle : clef de l'université française.“ *Revue Française de Sociologie* 12: 19-39.
- Clark, Timothy N. (1973): *Prophets and Patrons. The French University and the Emergence of Social Sciences*. Cambridge, MA.
- Cohen, Habiba S. (1978): *Elusive Reforms: The French Universities, 1968-1978*. Boulder, Colorado: Westview Press.
- Cohen-Solal, Annie (1989): *Jean-Paul Sartre: 1905-1980*. Paris: Gallimard.
- Connor, Steven (1995): *Postmodernist Culture: An Introduction to Theories of the Contemporary*. Oxford: Blackwell.
- Crignon, Anne 1999. 'La défaite de la pensée. Quel avenir pour les PUF?' *Le Nouvel Observateur*.
- Crozier, Michel (1963): „La Révolution culturelle. Notes sur les transformations du climat intellectuel en France.“ *Daedalus* 93: 514-542.
- Debray, Régis (1979): *Le Pouvoir intellectuel en France*. Paris: Ramsay.
- Deleuze, Gilles (1977): *A propos des 'nouveaux philosophes' et d'un problème plus général. Supplément au no 24, mai 1977*. Paris: Minuit.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari (1980): *Mille plateaux*. Paris: Minuit.
- Derrida, Jacques (1967a): *De la grammatologie*. Paris: Minuit.
- (1967b): *La voix et le phénomène*. Paris: Quadrige/PUF.
- (1967c): *L'écriture et la différence*. Paris: Le Seuil.
- (1972a): *Marges de la philosophie*. Paris: Minuit.
- (1972b): *Positions*. Paris: Minuit.
- (1974): *Glas. Que reste-t-il du savoir absolu? Vol. I+II*. Paris: Denoël.
- (1979[1967]): *Die Stimme und das Phänomen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1999): „Marx & Sons.“ In: Michael Sprinker (Hrsg.): *Ghostly Demarcations. A Symposium on Jacques Derrida's Specters of Marx*. London, New York: Routledge, S. 213-269.
- Diller, Anne-Marie und François Récanati (1979): „Présentation.“ *Langue française* 42: 3-5.
- Dosse, François (1992): *Histoire du structuralisme. Vol. I*. Paris: La Découverte.
- (1995): *L'Empire du sens. L'humanisation des sciences humaines*. Paris: La Découverte.
- Dubois, Jean (1969): „Énoncé et énonciation.“ *Langages* 13: 100-110.
- Ducrot, Oswald (1972): *Dire et ne pas dire: principe de sémantique linguistique*. Paris: Hermann.
- (1980): „Analyse de texte et linguistique de l'énonciation.“ In: Oswald Ducrot und et al. (Hrsg.): *Les Mots du discours*. Paris: Minuit, S. 7-56.
- (1984): *Le Dire et le dit*. Paris: Minuit.
- (1992): „Entretien avec Oswald Ducrot.“ In: C. Lopez Alonso und A. Sere de Olmos (Hrsg.): *Où en est la linguistique? Entretiens avec des linguistes*. Paris: Didier, S. 59-75.

- Dufrenne, Mikel (1968): *Pour l'homme*. Paris: Le Seuil.
- Durkheim, Émile (1994): *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eco, Umberto (1997[1979]): *Lector in fabula. La cooperazione interpretativa nei testi narrativi*. Milano: Bompiani.
- Eribon, Didier (1989): *Michel Foucault*. Paris: Flammarion.
- Fabiani, Jean-Louis (1988): *Les Philosophes de la république*. Paris: Minuit.
- Farias, V. (1987): *Heidegger et le nazisme*. Paris: Verdier.
- Ferry, Luc und Alain Renaut (1985): *La Pensée 68. L'essai sur l'anti-humanisme contemporain*. Paris: Gallimard.
- (1988): *Heidegger et les modernes*. Paris: Editions Grasset et Fasquelle.
- Fish, Stanley (1998): „Rhetoric.“ In: Michael Bernard-Donalds und Richard R. Gleyzer (Hrsg.): *Rhetoric in an Antifoundational World. Language, Culture, and Pedagogy*. New Haven, London: Yale UP, S. 33-64.
- Foucault, Michel (1961): *Folie et déraison. Histoire de la folie à l'age classique*. Paris: Plon.
- (1966): *Les Mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*. Paris: Gallimard.
- (1969): *L'Archéologie du savoir*. Paris: Gallimard.
- (1994a[1967]): „Des espaces autres.“ *Dits et écrits. IV 1980-1988*. Paris: Gallimard, S. 752-762.
- (1994b[1983]): „Structuralisme and poststructuralisme.“ *Dits et écrits. IV. 1980-1988*. Paris: Gallimard, S. 431-457.
- Frank, Paul (anonymous) (1977): „The Sociology of Science in France.“ In: Robert K. Merton und Jerry Gaston (Hrsg.): *The Sociology of Science in Europe*. Carbondale and Edwardsville: Southern Illinois University Press, S. 258-282.
- Fraser, Th. und A. Joly (1979): „Le système de la deixis. Esquisse d'une théorie d'expression en anglais.“ *Modèles linguistiques 1*: 97-157.
- Greimas, A. J. (1966): *Sémantique structurale*. Paris: Larousse.
- Greimas, Algirdas Julien und Joseph Courtès (1993[1979]): *Sémiotique. Dictionnaire raisonné de la théorie du langage*. Paris: Hachette.
- Grice, H. Paul (1991): *Studies in the Way of Words*. Cambridge: Harvard University Press.
- Gruson, Pascale (1968): *L'État enseignant*. Paris, La Haye, New York: EHESS/Mouton.
- Guespin, Louis (1976): „Introduction. Types de discours, ou fonctionnement discursifs?“ *Langages 41*: 3-11.
- Guillory, John 2000. 'From High Theory to Low Theory: The Succession of Cultural Studies' in Johannes Angermüller (ed.). Erlangen.
- Gusdorf, Georges (1988): *Les origines de l'herméneutique*. Paris: Payot.
- Habermas, Jürgen (1983): *Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (1989<sup>3</sup>[1988]): *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt am Main.
- (1993[1985]): *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hamon, Hervé und Patrick Rotman (1985[1981]): *Les Intellocrates: Expédition en haute intelligentsia*. Paris: Ramsay.
- Hjelmslev, Louis (1974a): *Aufsätze zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Klett.
- (1974b[1943]): *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*. München: Max Hueber Verlag.
- Hourmant, François (1997): *Le désenchantement des clercs. Figures de l'intellectuel dans l'après-Mai 68*. Rennes: Presses universitaires de Rennes.
- Husserl, Edmund (1976[1913]): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Gesammelte Werke III/1. Halbband*. Den Haag: Martinus Nijhoff.

- Huysen, Andreas (1986): *After the Great Divide. Modernism, Mass Culture, Postmodernism*. Bloomington, Indianapolis: Indiana UP.
- Žižek, Slavoj (1991): *Looking Awry. An Introduction to Jacques Lacan through Popular Culture*. Cambridge, MA, London: MIT Press.
- Jakobson, Roman (1995[1990]): *On Language*. Cambridge, MA; London: Harvard University Press.
- Jameson, Fredric (1989a): *The Ideologies of Theory. Essays 1971-1986. Volume 1. Situations of Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- (1989b): *The Ideologies of Theory. Essays 1971-1986. Volume 2. The Syntax of History*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- (1991): *Postmodernism, or The Cultural Logic of Late Capitalism*. Durham: Duke UP.
- Karady, Victor (1986): „De Napoléon à Duruy : les origines et la naissance de l'université contemporaine.“ In: Jacques Verger (Hrsg.): *Histoire des universités en France*. Toulouse: Privat, S. 261-322.
- Kauppi, Niilo (1990): *Tel Quel. La Constitution sociale d'une avant-garde*. Helsinki: Finnish Society of Sciences and Letters.
- (1996): *French Intellectual Nobility. Institutional and Symbolic Transformations in the Post-Sartrian Era*. Albany, NY: State University of New York Press.
- Kerbrat-Orecchioni, Catherine (1980): *L'Énonciation. De la subjectivité dans le langage*. Paris: Armand Colin.
- Koppetsch, Cornelia (2000): *Wissenschaft an Hochschulen. Ein deutsch-französischer Vergleich*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Kristeva, Julia (1990): *Les samourais*. Paris: Fayard.
- Kuhn, Thomas S. (1969): *The Structure of Scientific Revolutions*. Frankfurt am Ma: Chicago.
- Lacan, Jacques (1971): *Écrits I*. Paris: Le Seuil.
- (1975): *Le Séminaire. Livre I. Les écrits technique de Freud*. Paris: Le Seuil.
- (1978): *Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychanalyse. Le séminaire - Livre II*. Paris: Le Seuil.
- Laclau, Ernesto (1990): *New Reflections on the Revolution of Our Time*. London, New York: Verso.
- Laclau, Ernesto und Chantal Mouffe (1985): *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*. London, New York: Verso.
- Lamont, Michèle (1992): *Money, Morals & Manners. The Culture of the French and the American Upper-Middle Class*. Chicago and London: Chicago UP.
- Lash, Scott (1990): *The Sociology of Postmodernism*. London and New York: Routledge.
- Lash, Scott und John Urry (1993[1987]): *The End of Organized Capitalism*. Cambridge: Polity Press.
- Lefebvre, Henri (1971): *L'idéologie structuraliste*. Paris: Anthropos.
- Lévi-Strauss, Claude (1958): *Anthropologie structurale*. Paris: Plon.
- (1964): *Le Cru et le cuit. Mythologies I*. Paris: Plon.
- (1985): *La Potière jalouse*. Paris: Plon.
- Luhmann, Niklas (1998): *Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lyotard, Jean-François (1979): *La Condition postmoderne*. Paris: Minuit.
- (1983): *Le Différend*. Paris: Minuit.
- Macciocchi, Maria Antonietta (1971): *De la Chine*. Paris: Le Seuil.
- Maingueneau, Dominique (1991): *L'Analyse du discours. Introduction aux lectures de l'archive*. Paris: Hachette.
- (1993): *Le contexte de l'œuvre littéraire. Énonciation, écrivain, société*. Paris: Dunod.

- (1994): „Die "französische Schule" der Diskursanalyse.“ In: Konrad Ehlich (Hrsg.): *Diskursanalyse in Europa*. Frankfurt am Main et al.: Lang, S. 187-195.
- (1995): „L'énonciation philosophique comme institution discursive.“ *Langages* 119: 40-62.
- Maingueneau, Dominique und Frédéric Cossutta (1995): „L'Analyse des discours constituants.“ *Langages* 117: 112-125.
- Mann, Paul de (1986): *The Resistance to Theory*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Mannheim, Karl (1936): *Ideology and Utopia: An Introduction to the Sociology of Knowledge*. New York et al.: Harcourt, Brace & Co.
- Marandin, Jean-Marie (1979): „Problèmes d'analyse du discours. Essai de description du discours français sur la Chine.“ *Langages* 55: 17-88.
- Marx, Karl (1843): *Die Deutsche Ideologie (MEW 3)*. Berlin: Dietz.
- Marx, Karl und Friedrich Engels (1990): „Manifest der Kommunistischen Partei.“ In: Karl Marx und Friedrich Engels (Hrsg.): *Marx-Engels-Werke 4*. Berlin: Dietz, S. 459-493.
- Milner, Jean-Claude (1995): *L'Œuvre claire. Lacan, la science, la philosophie*. Paris: Le Seuil.
- Moody, Joseph N. (1978): *French Education since Napoleon*. Syracuse: Syracuse University Press.
- Nora, Pierre (1980): „Que peuvent les intellectuels?“ *Le Débat* 1: 3-19.
- 1999. "L'École est aussi responsable." Un entretien avec Pierre Nora' *Le Nouvel Observateur*.
- Pavel, Thomas (1993): „De l'Esprit de conquête chez les intellectuels.“ *Le Débat* 73: 11-16.
- Pêcheux, Michel (1969): *Analyse automatique du discours*. Paris: Dunod.
- (1975): *Les Vérités de La Palice*. Paris: Maspéro.
- (1990): *L'inquiétude du discours*. Paris: Edition des Cendres.
- Picard, Raymond (1965): *Nouvelle critique ou nouvelle imposture*. Paris: Pauvert.
- Pinto, Louis (1987): *Les Philosophes entre le lycée et l'avant-garde. Les métamorphoses de la philosophie dans la France d'aujourd'hui*. Paris: L'Harmattan.
- (1991): „La doxa intellectuelle.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 90: 95-100.
- (1992): „Mass-Media Mandarins.“ *Vanguards of Modernity. Society, Intellectuals, and the University*: 98-106.
- (1994): „Le journalisme philosophique.“ *Actes de la recherche en sciences sociales* 101/102: 25-38.
- (1995): *Les Neveux de Zarathoustra. La réception de Nietzsche en France*. Paris: Le Seuil.
- Prost, Antoine (1981): *L'École et la Famille dans une société en mutation*. Paris: Nouvelle Librairie de France.
- (1997): *Éducation, société et politiques. Une histoire de l'enseignement de 1945 à nos jours*. Paris: Le Seuil.
- Readings, Bill (1996): *The University in Ruins*. Cambridge, MA, London: Harvard UP.
- Reboul, Anne und Jacques Moeschler (1998): *La pragmatique aujourd'hui. Une nouvelle science de la communication*. Paris: Le Seuil.
- Récanati, François (1979): „Le développement de la pragmatique.“ *Langue française* 42: 6-20.
- (1981): *Les Énoncés performatifs*. Paris: Minuit.
- Renaut, Alain (1995): *Les Révolutions de l'université. Essai sur la modernisation de la culture*. Paris: Calmann-Lévy.
- Revel, Jacques (1996): „Une école pour les sciences sociales.“ In: Jacques Revel und Nathan Wachtel (Hrsg.): *Une école pour les sciences sociales. De la VIe Section à l'École des Hautes Études en Sciences Sociales*. Paris: CERF, S. 11-28.
- Ricœur, Paul (1975): *La métaphore vive*. Paris: Seuil.

- Rieffel, Rémy (1993): *La Tribu des clercs. Les intellectuels sous la Ve République, 1958-1990*. Paris: Calmann-Lévy.
- Ringer, Fritz (1979): *Education and Society in Modern Europe*. Bloomington and London: Indiana UP.
- (1992): *Fields of Knowledge. French Academic Culture in Comparative Perspective, 1890-1920*. Cambridge et al.: Cambridge UP.
- Ross, George (1991): „La scène intellectuel.“ In: Jean-Pierre Durand und François-Xavier Merrien (Hrsg.): *Sortie de siècle. La France en mutation*. Paris: Vigot, S. 243-269.
- Roudinesco, Elisabeth (1993): *Jacques Lacan. Esquisse d'une vie, histoire d'un système de pensée*. Paris: Fayard.
- Rubinstein, Diane (1990): *What's Left? The Ecole Normale Supérieure and the Right*. Madison: The University of Wisconsin Press.
- Salusinszky, Imre (1987): *Criticism in Society. Interviews with Jacques Derrida, Northrop Frye, Harold Bloom, Geoffrey Hartman, Frank Kermode, Edward Said, Barbara Johnson, Frank Lentricchia, and J. Hillis Miller*. New York, London: Methuen.
- Saussure, Ferdinand de (1962[1916]): *Cours de linguistique générale*. Paris: Payot.
- Schriewer, J. (1972): *Die französischen Universitäten 1945-1968*. Bad Heilbrunn.
- Scubla, Lucien (1998): *Lire Lévi-Strauss*. Paris: Odile Jacob.
- Sollers, Philippe (1957): *Le défi*. Paris.
- (1958): *Une curieuse solitude*. Paris.
- (1968a): „Écriture et révolution (entretien avec Jacques Henric).“ In: Tel Quel (Hrsg.): *Théorie d'ensemble*. Paris: Le Seuil, S. 67-79.
- (1968b): „Le réflexe de réduction.“ In: Tel Quel (Hrsg.): *Théorie d'ensemble*. Paris: Le Seuil, S. 391-398.
- (1968c): „L'Écriture fonction de transformations sociales.“ In: Tel Quel (Hrsg.): *Théorie d'ensemble*. Paris: Le Seuil, S. 399-405.
- (1968d): „Niveaux sémantiques d'un texte modernes.“ In: Tel Quel (Hrsg.): *Théorie d'ensemble*. Paris: Le Seuil, S. 317-325.
- Sperber, Dan und Deirdree Wilson (1993[1986]): *Relevance: Communication and Cognition*. Oxford, Cambridge: Blackwell.
- Suleiman, Ezra (1978): *Elites in French Society*. Princeton: Princeton UP.
- Sumpf, J. und J. Dubois (1969): „Problèmes de l'analyse du discours.“ *Langages* 13: 3-7.
- Tel Quel (1968): *Théorie d'ensemble*. Paris: Le Seuil.
- Todorov, Tzvetan (1970): „Problèmes de l'énonciation.“ *Langages* 17: 3-11.
- Weber, Max (1921): *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.
- Weisz, George (1983): *The Emergence of Modern Universities in France 1863-1914*. Princeton: Princeton University Press.
- Winock, Michel (1985a): „L'âge d'or des intellectuels.“ *L'Histoire* 83: 20-34.
- (1985b): „Les affaires Dreyfus.“ *Vingtième Siècle. Revue d'histoire* 5: 19-37.

## Zusammenfassung

Der diskursanalytische Zugang, der in dieser Arbeit verhandelt wird, bewegt sich am Schnittpunkt von Soziologie und Linguistik, zwischen Pierre Bourdieus Feldtheorie symbolischer Produktion und der sogenannten „französischen Schule der Diskursanalyse“. Im Mittelpunkt der Betrachtungen steht die Frage, wie intellektuelle Diskurse produziert und rezipiert werden, von welchen institutionellen Konfigurationen der intellektuelle Diskurs organisiert wird, auf welche Weise sich die Produzenten den intellektuellen Diskurs aneignen und in das intellektuelle Feld eintreten. Anhand des hegemonialen Erfolgs der „Propheten“ – der intellektuellen Theoretiker, die wie Lacan, Althusser und Foucault in den sechziger und siebziger Jahren am Aufschwung der französischen *sciences humaines* (Linguistik, Anthropologie, Psychoanalyse, Soziologie) teilhaben – wird das Problem der diskursiven Artikulation von symbolischem Produkt und Feld, von öffentlichem Ereignis und institutioneller Struktur behandelt.

Nach einer Einleitung (Kapitel 1) werden die Grundlagen eines struktural-pragmatischen Diskursmodells (Kapitel 2) skizziert, das der Analyse zu Grunde liegt. In Kapitel 3 folgt eine an Pierre Bourdieus Feldtheorie angelehnte Darstellung von Struktur und Geschichte des intellektuellen Felds in Frankreich im 20. Jahrhundert. In Kapitel 4 wird Bourdieus Feldtheorie einer struktural-pragmatischen Kritik unterzogen, und es wird die diskursanalytische Methodik begründet, welche in Kapitel 5 auf einige Beispiele (Lacan, Althusser, Foucault, Barthes, Tel Quel, Derrida, sowie die Affäre Barthes-Picard) des intellektuellen Diskurses der Zeit angewandt wird.

*Kapitel 2: Die struktural-pragmatische Diskurstheorie.* Die Arbeit beginnt mit einer Verständigung über das diskurstheoretische Modell, das der Analyse zu Grunde liegt. Mit Hilfe eines Diskursmodells, das an Michel Foucaults *Archäologie des Wissens* (1969) anknüpft und die beiden Hauptströmungen der „französischen Schule der Diskursanalyse“ (Maingueneau) – Strukturalismus und Pragmatik – zusammenführt, soll die gegenseitige Verschränkung einer „objektiv-sozialen“ und einer „diskursiv-symbolischen“ Ebene betont werden. Für die Diskursanalyse sind Texte weder, wie es bestimmte reduktionistische Ansätze nahe legen, ein „Ausdruck“ ihres gesellschaftlichen, historischen oder psychologischen Kontexts, noch sind sie im Sinne strukturalistischer und textualistischer Ansätze als geschlossene Container immanenten, kontextunabhängigen Sinns zu betrachten. Für die Diskursanalyse stellen die symbolisch-sprachliche und historisch-gesellschaftliche Ebene nicht zwei gegenüberstehende Welten dar: Soziale Praktiken sind grundsätzlich auch diskursive Praktiken (und umgekehrt), die immer einen Überschuss irreduzibler Kontingenz bereithalten.

In struktural-pragmatischer Perspektive findet jedes diskursive Ereignis, jeder Akt, jede Enunziation in einem System von Differenzen statt, dessen Beziehungen, Relationen und Positionen durch die Realisierung des Ereignisses „artikuliert“ (d.h. geknüpft, bestätigt oder gelöst) werden. Das struktural-pragmatische Diskursmodell beruht auf der diskursiven Artikulation von Ereignis und Struktur und kann von zwei Seiten betrachtet werden: entweder von der Seite eines (konstitutiv offenen) Systems von Differenzen, das die diskursive Signifikanz der Ereignisse begründet, oder von der Seite irreduzibel kontingenter Ereignisse, die vorläufig konstituierte („vernähte“) Systeme von Differenzen artikulieren. Dieser Artikulationsbegriff basiert auf der irreduziblen Kontingenz und Ereignishaftigkeit diskursiver bzw. sozialer Praktiken. Die Postulierung der irreduziblen Kontingenz des Diskurses macht die Analyse nicht „beliebig“, sondern rückt das Neue, das Unkalkulierbare und das Disparate, das jedes diskursive Ereignis in das System einführt, in das Zentrum der analytischen Betrachtung.

Die struktural-pragmatische Diskursanalyse lenkt den Blick auf die Orte und Situationen, in denen der intellektuelle Diskurs stattfindet. Die Kontextualität des Diskurses impliziert keinerlei Annahmen über einen objektiven sozialen Hinter- oder Untergrund („Gesellschaft“), ein stabiles, sedimentiertes und intersubjektiv geteiltes Vorwissen („Kultur“), eine übergreifende historische, kulturelle, intersubjektive Ordnung („Sinn“), aus der das einzelne Diskursereignis seine Bedeutung beziehen muss. Ort und Situation des Diskurses ist grundsätzlich der je spezifische, pertinente bzw. szenographische Kontext, ohne den sich die diskursive Wirkung einer Enunziation, eines Ereignisses bzw. eines Sprechakts nicht entfalten kann. Der Kontext ist somit eine ephemere, instabile Angelegenheit, die nur in Abhängigkeit von dem singulären enunziativen Akt gedacht werden kann. Gerade für die soziohistorische Betrachtung von Texten erweist sich die struktural-pragmatische Diskurstheorie als fruchtbar: Texte werden nicht als geschlossene Sinnbehälter betrachtet; sie sind der strukturelle Aspekt eines diskursiven Prozesses, dessen kontingente Ereignisse nie vollständig konstituierte („vernähte“) Systeme textualer, narrativer und semiotischer Differenzen hervorbringen.

*Kapitel 3: Struktur und Geschichte des intellektuellen Feld in Frankreich.* Ausgehend von Bourdieus Feldtheorie – einem Zugang, der sich dem intellektuellen Diskurs der Zeit von seiner *strukturalen* Seite nähert – wird die Struktur und Geschichte des intellektuellen Felds in Frankreich im 20. Jahrhundert dargestellt. Das Feld ist ein autonomes System sozial ungleicher Beziehungen; es konstituiert sich durch die Relationen, die zwischen den um symbolische Profite konkurrierenden Produzenten bestehen. Nach Bourdieu ist die symbolische Produktion der Intellektuellen bestimmten Zwängen ausgesetzt, die von der hierarchischen Struktur des Felds herrühren.

Zwischen ca. 1900 und ca. 1980 zeichnet sich das intellektuelle Feld in Frankreich durch eine dreipolige Struktur aus, die ein theoretisch-akademisches, ein medial-massenkulturelles und ein ästhetisch-hochkulturelles Subfeld umfasst. Mit Blick auf den hegemonialen Erfolg der Propheten können eine Reihe von Faktoren genannt werden, die eine dauerhafte Konstellationsverschiebung der drei Subfeldern anzeigen und die singuläre Konjunktur der *sciences humaines* in den akademischen und der breiten intellektuellen Öffentlichkeit begründen. Während das ästhetisch-hochkulturelle Subfeld mit seinen freischaffenden Künstlern und *hommes de lettres* nach dem zweiten Weltkrieg allmählich austrocknet, gewinnt das medial-journalistische und v.a. das akademisch-theoretische Subfeld an Gewicht. Dieser Strukturwandel intellektueller Öffentlichkeit schlägt sich in einer ungewöhnlichen Efferveszenz intellektueller Großtheorien nieder, die sich an dem Erfolg neuer Verlage (*Seuil* und *Minuit*) und Zeitschriften (*Tel Quel*) ebenso ablesen lässt wie an der Monopolisierung öffentlicher intellektueller Macht durch wenige Produzenten des intellektuellen Feld.

Die für die Hegemonie der Propheten wichtigsten Entwicklungen finden im akademischen Subfeld statt, das durch die explosive Expansion universitärer Positionen in eine Wachstumskrise stürzt. In den etablierten, disziplinär organisierten Institutionen des „Zentrums“ (*Sorbonne* und die Fakultäten der Provinz) verlieren die pädagogischen Beziehungen, Hierarchien und Traditionen (zeitweise) an Bedeutung und die hegemonialen Projekte der akademischen Tradition treten in den Hintergrund. Dagegen erlebt die institutionelle „Peripherie“ des akademischen Subfelds – die symbolisch dominanten, aber institutionell dominierten Einrichtungen wie das *Collège de France*, die 6. Sektion der *École Pratique des Hautes Etudes*, die *École Normale Supérieure*, die Universität von *Vincennes* – einen Prestigezuwachs, der die intellektuelle Hegemonie der neuen „freudianisch-marxistisch-strukturalistischen“ Theoriepropheten ermöglicht. Diese Gruppe von Produzenten – besonders diejenigen mit unumstrittener akademischer Legitimität, die (Ex-)Philosophen der *École Normale Supérieure (Rue d’Ulm)* – wissen die Chancen, die sich in dieser Situation ergeben, zu nutzen. Indem sie die symbolischen Ökonomien des akademisch-theoretischen, des ästhetisch-hochkulturellen und des medial-journalistischen Subfelds mit spezifischen theoretisch-intellektuellen Großprojekten überkreuzen und kurzschließen, können sie hohe symbolische Profite erzielen – nicht nur in den boomenden Disziplinen der *sciences humaines*, sondern auch in den breiten intellektuellen, kulturellen und medialen Öffentlichkeiten. Die spezifische periphere Positionierung, die heterodoxe Rhetorik und das markante öffentliche Profil charakterisieren das intellektuelle Charisma dieser Theoretiker, die das szientifische, antisubjektivistische Wissenschaftsverständnis der *sciences humaines* mit einem visionären intellektuellen Orientierungsanspruch kombinieren.

*Kapitel 4: Von Feldtheorie zu Diskursanalyse: Das Problem der diskursiven Artikulationen von Ereignis und Feld.* Auch wenn Bourdieus differenztheoretischer Zugang zu sozialer Realität einen essentialistischen Strukturbegriff ausschließt, erweist sich die Annahme objektiver vorsymbolischer Strukturen für eine diskursanalytische Perspektive als problematisch. Die Diskurs- und Hegemonietheorie Ernesto Laclaus, nach der das Soziale *konstitutiv* ungeschlossen ist, formuliert einen Ausweg aus Bourdieus soziologischem Objektivismus, und zwar ohne zu subjektivistischen, handlungstheoretischen oder voluntaristischen Axiomen zurückzukehren. Laclau definiert eine Hegemonie als das Produkt kontingenter artikulatorischer Praktiken, die disparate Elemente des Diskurses zu einem vorläufig vernähten System von Differenzen verknüpfen. Die irreduzible Kontingenz hegemonialer Artikulationen impliziert, dass mit jeder hegemonialen Positionierung, jedem symbolischen Einsatz, jedem diskursivem Ereignis etwas konstitutiv Neues in das existierende System von Differenzen eingeführt werden *muss*. Demnach realisieren hegemoniale Praktiken weder einen vorgängigen Code noch eine transzendente Grammatik; sie stellen vielmehr eine *notwendig* kontingente Auseinandersetzung mit einem existierenden System von Differenzen dar. Das Feld ist eine durch kontingente Akte vernähte Struktur, dessen Objektivität *beschränkt* ist.

In der struktural-pragmatischen Diskursanalyse werden die symbolischen Produkte der Produzenten des Felds als Texte betrachtet, deren Gebrauch spezifische enunziative Subjektivitätseffekte hervorbringt, über die sich die Produzenten im Feld positionieren. Die Produzenten können die diskursive Wirkung ihrer symbolischen Einsätze zwar zu antizipieren suchen; die Positionierung im Feld ist für die Produzenten jedoch nie vollständig kontrollierbar. Jeder Produzent<sup>310</sup>, der in das Feld eintritt, eignet sich eine Reihe von Subjekt-Positionen des Diskurses an, die sich widersprüchlich überlagern und je nach Enunziationssituation rasch wechseln können. Jeder Produzent, der sich den intellektuellen Diskurs angeeignet hat, wird von den Grenzen zwischen verschiedenen Subjekt-Positionen durchzogen; die Brüche, die den Produzenten, seine Position und das Feld konstituieren, müssen immer neu vernäht werden. Die Aneignung diskursiver Subjektivitäten erlaubt es den Produzenten, im Lacan'schen Sinne als „sprechende“, „einheitliche“ und „präsen-“ Subjekte in das Feld einzutreten und sich als symbolisch stabilisierte Subjekte im Feld zu positionieren. Die Positionierung des Produzenten qua enunziativer Subjektivität vollzieht sich über spezifische diskursive Ereignisse, deren Kontingenz von keinen vorgängigen Sinngebungsinstanzen („Intention“, „Bewusstsein“, „gemeinter Sinn“) beschränkt wird.

*Kapitel 5: Der sciences humaines-Diskurs in der diskursanalytischen Betrachtung.* Vor dem Hintergrund einer diskursanalytisch reflektierten Feldtheorie sollen die

---

<sup>310</sup> Als vordiskursives Abstraktum ist „der Produzent“ weder männlich noch weiblich. Erst durch den Eintritt in den Diskurs wird er als Mann oder Frau versubjektiviert.

institutionellen Positionierungen und die Theorieprojekte einiger der Propheten exemplarisch untersucht werden, besonders von Derrida, Barthes und der Gruppe um die Zeitschrift *Tel Quel*. Die diskursiven Praktiken der untersuchten Autoren werden mit Blick auf die hegemoniale Verknüpfung disparater Elemente des intellektuellen Diskurses und die imaginäre Konstruktion eigener und anderer Regionen des intellektuellen Raums analysiert. Die „marginal-subversive“ Subjektivität der Propheten und die „transzendental-universalistische“ Subjektivität der Humanisten werden als enunziative Programme verstanden, die nach den drei Hauptachsen deiktischer Verweisungen – Person, Zeit und Raum – analysiert und unterschieden werden. Es zeigt sich, dass die deiktischen Mechanismen der humanistischen Subjektivität einen Enunziationsmodus evozieren, der transzendente Subjektivitätseffekte hervorbringt. Die transzendente Wirkung rührt von der Hierarchisierung des Systems deiktischer Verweisungen, die das humanistische Diskursuniversum auf einen „transzendentalen Ursprung“ zulaufen lassen. Dieser transzendente Ursprung garantiert die personal-zeitlich-räumliche „Zentriertheit“ des humanistischen Raums, in dem jedes Element seinen funktionellen, „objektiven“ Platz hat. Er begründet aber auch die Autorität der humanistischen Enunziation, die in diesem transzendentalen Zentrum den Großen Anderen („Institution“, „Tradition“, „Vernunft“) voraussetzt. Dagegen arbeitet die enunziative Subjektivität der Propheten ohne ein solches hierarchisiertes System von deiktischen Verweisungen, was die humanistische Annahme einer „natürlichen“ hierarchischen Diskursordnung problematisch macht. Die personalen, temporalen und räumlichen Verhältnisse des prophetischen Universums gründen auf keiner konsensualistischen bzw. kontinuistischen „Objektivität“ bzw. „Vernunft“ der Welt; der diskursive Raum der Propheten wird von unüberbrückbaren Brüchen, ewigen Konflikten und revolutionärem Wandel dominiert. Der diskursive Antagonismus zwischen Propheten und Humanisten eröffnet Subjekt-Positionen des intellektuellen Diskurses, an denen sich die symbolischen Produzenten der Zeit immer wieder orientieren und die sie sich wiederholt aneignen. Während die Humanisten als Verteidiger einer Tradition transzendentaler Werte in einem abendländischen Zeitkontinuum installiert werden, positionieren sich die Propheten als „marginal-subversive“ Subjekte, die sich durch einen Mangel an institutioneller Macht definieren und in einen diskontinuierlichen („modernistischen“) Geschichtsnarrativ einschreiben. Während sich die Propheten gegen ihren „imaginären anderen“, gegen die „Metaphysik“, den „Kapitalismus“, den „Humanismus“ positionieren, definieren sich die Humanisten im Unterschied zum „Nihilismus“, zur „Verantwortungslosigkeit“, zur „Absurdität“. Angesichts dieser unterschiedlichen imaginären Verortungen im Diskurs können sich die Vertreter der jeweiligen Fraktionen immer wieder als die „imaginären anderen“ der jeweils anderen Fraktion wiederfinden, was die hohe Zahl von Polemiken und Kontroversen dieser Zeit begründet.

*Kapitel 6: Schluss.* Abschließend werden die wichtigsten Ergebnisse zusammengefasst und die Bedeutung des *sciences humaines*-Diskurses für die gegenwärtigen interdisziplinären Debatten in den Geisteswissenschaften beleuchtet. In vielen Diskussionszusammenhängen sind die Theorien der Propheten heute theoretisches Allgemeingut. Doch muss der internationale Erfolg dieser Theorien im internationalen Kontext vor ganz anderen diskursiven und institutionellen Hintergründen betrachtet werden. Die Arbeit schließt mit dem Versuch, die unterschiedlichen diskursiven Funktionen der Propheten und ihrer symbolischen Produkte für den *sciences humaines*-Diskurs und für den „internationalen“ Theorie-Diskurs zu umreißen.

## Lebenslauf Johannes Angermüller

7. Juli 1973	Geburt in Erlangen
1979-1983	Grundschule in Erlangen und Möhrendorf
1983-1992	Albert-Schweitzer-Gymnasium Erlangen, 1992 Abitur
September bis Dezember 1992	Zivildienst beim Arbeiter-Samariter-Bund Erlangen
November 1992 – Februar 1997	Studium der Soziologie, der Neueren und Neuesten Geschichte (ab WS 1994/95 Osteuropäische Geschichte) und Anglistik (ab WS 1994/95 Amerikanistik) im Rahmen eines Magisterstudiengangs an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Stipendiat der Bayerischen Begabtenförderung. Magisterarbeit über „Ethnizität, Biographie und sozialer Wandel in einer Transformationsgesellschaft. Eine empirische Studie zur armenischen Minderheit in Sankt Petersburg“
August 1994 bis Mai 1995	DAAD-Stipendiat an der Duke University, Durham, NC USA
Februar bis Juli 1996	Tempus/Tacis Stipendiat an der Fakultät für Soziologie, Sankt Petersburg, Russland
April bis August 1997	Aufenthalt in Paris, Sommeruniversität an der Sorbonne-Universität de Paris, Frankreich
Oktober 1997 bis März 1999	Stipendiat der bayerischen Graduiertenförderung in Erlangen
September bis Dezember 1997	Forschungsaufenthalt an der University of Georgia, Athens, GA, USA
1998-2000	Organisation von drei „PoMo“ Graduiertenkonferenzen in Erlangen ( <a href="http://www.gradnet.de">http://www.gradnet.de</a> )
März - April 1999	Forschungsaufenthalt an der Harvard University, USA
Seit April 1999	Wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Dr. Eckhard Dittrich (Makrosoziologie, Otto-von-Guericke Universität Magdeburg). Binationales Promotionsverfahren ( <i>thèse en co-tutelle</i> ) mit Professor Dominique Maingueneau (Linguistik, Université Paris 12 - Val de Marne)